

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

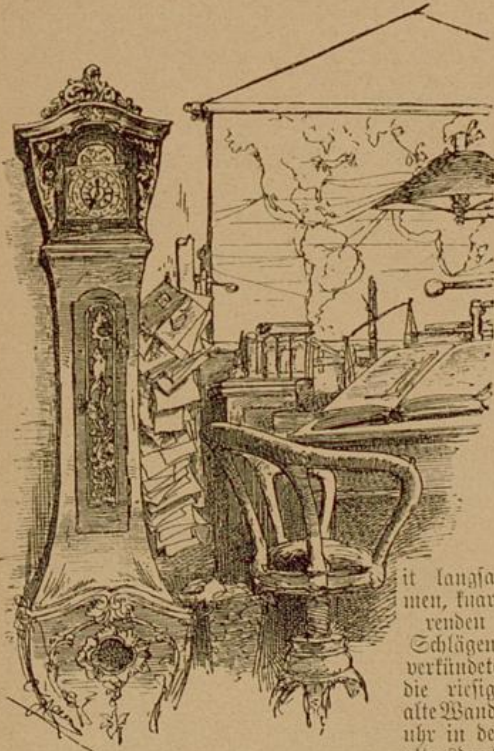
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Ole Pitterfen.

Eine Weihnachtsgeschichte von Hermann Dupont.
L.



it langsa-
men, knar-
renden
Schlägen
verkündete
die riesige
alte Wand-
uhr in der
altersdunk-

len Schreibstube der altrenommierten Hamburger Handelsfirma C. W. Raßmussen & Konsorten die siebente Abendstunde. Das alte Männchen, das bisher noch eifrig über ein mächtiges Hauptbuch gebückt dage-
sessen, sah erstaunt auf und warf einen flüchtigen Blick auf die Zeitverkünderin. „Sieh, sieh,“ sagte das Männ-
lein kopfschüttelnd, „wie die Zeit enteilt! Schon wieder
sieben Uhr!“

Und sorgfältig die Federpose an seinem schwarzen fettigen Schreibärmel auswischend, kletterte der Alte bedächtig von dem bisher innegehabten, drehbaren Schreibstisch herunter, nahm aus einer mit Perlmutter ausgelegten Dose eine gehörige Prise, stützte beide Hände auf die Kante des Zahlstisches und stand einige Augenblicke mit zusammengekniffenen Augen unbeweg-
lich da, des Moments gewärtig, in dem sich die Wirkung des Genusses in einer wohlthuenden Erup-
tion bemerkbar machen sollte. Nach einigen verzweifel-
ten Gesichtsverzerrungen, dieselbe zu beschleunigen, er-
folgte die Explosion endlich in recht hörbarer Weise. Dann holte der Schnupfer ein umfangreiches blau-
und weiß gewürfeltes Taschentuch hervor, schneuzte sich
ebenso andauernd wie gründlich, und polierte dann
sein griechisch angehauchtes Geruchsorgan (wie ich für
Spezialisten auf diesem Gebiete mir einzuschalten er-
laube) mit einer Sorgfalt, die bewies, daß er auf dieses
Glied seines Körpers einen besondern Wert zu legen
gewohnt sei. Während all dieser Manipulationen seufzte
die alte Wanduhr schon wieder hörbar auf, offenbar
aus Wehmut über die eben verfloßene Viertelstunde.

Dieser Seufzer nun hatte auch die Wirkung, daß
das Männlein seine Nasenkorrektur beendete, denn es
bestieg, oder vielmehr es erklimmte wieder seinen er-
habenen Drehstisch und klappte mit äußerster Sorgfalt,
wie wenn jedes der einzelnen Blätter des Folianten
aus feinem, dünnen Glase und nicht aus teilweise
schon recht vergilbtem Papier bestanden hätte, das
Hauptbuch zu. Dann strich er noch einigemal wie lieb-
tosend über den grautuchenen Einband des Kolosses,
belud sich mit demselben und trug ihn leuchtend
nach dem in der gegenüberliegenden Wand eingemauer-
ten Geldschrank. Im Begriff, diesen zu verschließen,
wurde er plötzlich durch folgende, aus dem Vorder-
grund des Zimmers herfliegende Worte unterbrochen:
„Nun, Ole! Habt Ihr vergessen, daß heut Christ-
abend ist?“

Der Alte schloß gleichmütig den Schrank zu und
sagte dabei: „Keineswegs, Herr Albert! Aber der
Jahresabschluss ist vor der Thür und ebenso zwei
Feiertage. Da heißt es eben beizzeiten vorarbeiten,
wenn die Arbeit bewältigt werden soll.“

„Nun, wie Ihr meint, Ole! Ihr bringt mir jeden-
falls die Schlüssel, wenn Ihr fertig seid.“

„Gewiß, Herr Albert!“ erwiderte der Alte, indem er
die Schreibärmel abzog. Hierauf öffnete er die Thür
eines großen, birkenen Schrankes, holte daraus einen
vormärzlichen blauen Frack hervor und hürstete un-
ständig an demselben herum. Dann entledigte er sich
seines Arbeitsrockes an und zog den Frack an. Aus einem
Fache des Schrankes nahm er sodann eine graue, durch
die Länge der Zeit schon fuchsig gewordene Perücke
und stülpte dieselbe auf sein kahles Haupt. Ein Havel-
lock, der durch seinen Zuschnitt bekundete, daß sein
Geburtsjahr weit über ein Menschenalter zurück reichte,
eine große Pelzmütze mit Ohrenklappen, sowie endlich
ein Paar schwarze, gestrickte Fausthandschuhe vervoll-
ständigten die Garderobe Ole Pitterfens.

Wie er so im Schein der einzig noch brennenden
Gaslampe stand, und mit unerschütterlicher Umständ-
lichkeit, als ob es auf der Welt keinen ungeduldigen
„Herrn Albert“ gäbe, der auf sein Fortgehen wartete,
die Handschuhe über seine Hände zog, dann den einen
Handschuh wieder abzog, da er vergessen hatte, den
Datumzeiger auf den 27. Dezember zu stellen, da ge-
mahnte seine ganze Erscheinung, sein ganzes Wesen an
jene längst entschwundene Periode unseres schnellebigen
Jahrhunderts, in der noch die „blaue Wunderblume
Romantik“ in deutschen Landen blühte, da noch nicht
das Dampfrosß die Länder durcheilte, da noch der
Kärner und die Gilpost die Landstraßen besuchten.
Und wie auf ein Tüpfelchen paßten die körperliche
Gestalt Ole Pitterfens und seine Kleidung zusammen.
Er war von kleiner, hagerer Figur; in die Füge hatte
die große Verwandlungskünstlerin „Zeit“ mit unbarm-
herzigem Griffel ihre Namenschrift gegraben; und die
dünnen Lippen waren fest aufeinander gepreßt und
bildeten so eine blutlose, schmale Linie. Das ganze
Gesicht hätte man sich lachend oder weinend gar nicht
denken können.

Ole Pitterfen war so recht das Prototyp eines hinter
Büchern vertrockneten Kontormenschen. Vierundfünfzig
Jahre waren es her, als ihn sein Vater, ein in Hamburg
ausfällig gewordener dänischer Handwerksmeister, zu
C. W. Raßmussen & Konsorten brachte, und ihn
dort in die Lehre „einthar“. Und vierundfünfzig
Jahre hindurch war er dort geblieben und darüber zum
alten Manne geworden. Für ihn existierte auf der
Welt anscheinend nichts anderes als das „Geschäft“;

um diesen Pol drehte sich alles bei ihm. Politik, Pitteratur, Kunst und Wissenschaft, überhaupt alles, was nicht in irgend einer Beziehung zum „Geschäft“ stand und sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ, waren für ihn Dinge, deren Vorhandensein ihn höchst gleichgültig ließ. Gedrucktes las er nie, außer — die Warenberichte, die Schiffsnachrichten und — jedoch selbstverständlich nur zu Hause — die Werke des Wandsbecker Bosen. So war denn die Zeit mit ihren ungeheuren, radikalen Umwälzungen spurlos an ihm vorübergegangen; alles um ihn her, die Häuser, die Menschen, die Anschauungen, alles hatte sich verändert und der Neuzeit angepaßt, nur er nicht.

Jetzt war De Pitterfen endlich mit seiner Toilette fertig und drehte das Gas aus, so daß es jetzt vollkommen finster in der Schreibstube war. Vorsichtig tappte er nach einer im Vordergrunde gelegenen Thür, die in ihrem oberen Teile die Aufschrift: „Privat-Kontor“ auf matten Glas transparent durchschimmern ließ. Er öffnete diese Thür und trat in ein kleines, wohl-durchwärmtes, einfach ausgestattetes Gemach. In einem Lehnstuhl am Kamin saß der oben erwähnte Sprecher, Albert Rasmussen, der Chef der Firma. Auch er war nicht mehr jung; in dem gescheitelten braunen Haar und dem am Kinn ausstrahlerten Bart mischten sich bereits seine Silberfäden. Seine hohe Gestalt war von einer vertrauens-erweckenden Fülle, sein volles, gebräuntes Gesicht drückte Biederkeit, Wohlwollen, aber auch ein gut Teil kaufmännischer Verschlagenheit aus. Verhältnismäßig erst spät war ihm das väterliche Erbe überkommen; bis vor fünfzehn Jahren hatte er die Filiale der Firma in Sumatra vertreten und war erst dann, nach dem Tode des Vaters, in die Heimat zurückgekehrt.

„Endlich seid Ihr da,“ redete er den Eintretenden an und reichte ihm ein auf dem Tisch liegendes Couvert. „Ihr scheint in der That keine Sehnsucht gehabt zu haben, Euren Weihnachten in Empfang zu nehmen. Da, nehmt hin, alter Freund, Ihr habt es wahrlich redlich verdient.“

„Meinen devotesten Dank, Herr Albert,“ sagte De Pitterfen und ließ das Couvert in die Rocktasche gleiten, mit nicht mehr Erregung, als befördere er da irgend einen andern Gegenstand hinein, „im übrigen thue ich nur meine Pflicht.“

„Na, nehmt es nur nicht übel, daß ich Euch ein schlichternes Kompliment gesagt habe,“ lachte der Kaufherr belustigt über den trockenen Alten, „wahrhaftig, ich muß eilen, daß ich aus Eurer Nähe komme, sonst erstarrten meine weihnachtlichen Gefühle zu Eis, was

meiner Frau nicht sehr lieb sein würde.“ Er zog seinen Pelz an und sprach dabei fort: „Überhaupt wird Frau Agnes mir die Hölle heiß machen ob meines langen Ausbleibens, denn wie Ihr Euch denken könnt, kam ohne mich die Bescherung nicht stattfinden. Die Kinder haben, glaube ich,“ er lachte belustigt auf, „seit acht Tagen kein Auge zugethan vor lauter Erregung. Doch, was erzähle ich Euch da; was wißt Ihr von der Unge-duld der Kinder am Christabend, vor der Bescherung.“

Die Pitterfens Augen leuchteten plötzlich seltsam auf und seine Züge belebten sich. Der Schlüsselbund in seiner Hand klirrte leise.

„Doch, doch, Herr Albert, weiß ich davon,“ sprach er mit heiterer, würgender Stimme; „ja, ich weiß davon, und ich kenne noch eine andere Unge-duld, nein, eine Sehnsucht; eine Sehnsucht, die den Vater nach seinem Kinde verzehrt, dem er den Weihnachtstisch hergerichtet hat, und — das doch nicht kommen will!“

Doch, was schwat' ich da!“ sagte er plötzlich, wie ungehalten über sich selbst, in völlig veränderten Ton, mit denselben glanzlosen Augen und den starken Jüngen, die man sonst an ihm kannte, „Dummheiten, nichts als Dummheiten!“

Er legte den Schlüsselbund auf den Tisch.

Der Kaufherr hatte sich noch nicht von seinem Erstaunen erholt; er starrte den alten Buchhalter noch immer wie ein Wesen aus einer andern Welt an. War denn das wirklich eben der alte, trockene, leidenschaftslose, wortfarge, pedantische De Pitterfen gewesen? Derselbe De Pitterfen, der ihm bisher mehr ein mit genauester Präcision arbeitendes Uhrwerk, denn als ein fühlender und denkender Mensch erschienen — war er's



Er nahm aus einer mit Perlmutter ausgelegten Dose eine geförigte Piise.

denn wirklich?

Er ging auf ihn zu und legte seine breiten Hände auf des Alten schmale Schultern.

„De Pitterfen, alter, treuer Kamerad, beantwortet mir eine Frage: Waret Ihr je verheiratet?“

Des Angeredeten Augen leuchteten wieder, wie wenn ein Funken aus der Asche hervorbricht.

„Ja, Herr; ich war's!“

„Und habt Ihr Kinder gehabt und seid mit ihnen und Eurer Weibe glücklich gewesen?“

Da durchsief ein Zittern den Körper De Pitterfens; seine farblosen Lippen bebten und er fuhr mit dem plumpen Fausthandschuh über die Augen.

„Ja,“ sagte er mit kaum hörbarer, ersticker Stimme, „ich war einst glücklich mit Weib und Kind, so — so glücklich, als es nur irgend ein Mensch sein kann. — Doch wozu die alten Geschichten wieder aufzählen, wozu —“ er brach jäh ab.

Herr Albert Rasmussen betrachtete ihn jetzt mit anderen Augen. Hatte Ole Bitterfen bisher seine ganze Hochachtung befehen, so hatte er in diesem Moment auch seine Sympathie gewonnen.

„Kommt, Ole, setzt Euch hierher,“ er wies auf einen gegenüber dem Kamin stehenden Stuhl und nahm selbst seinen vorher innegehabten Platz wieder ein; „erzählt mir etwas von jener Zeit. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz, heißt's ja, und darum schüttet mir Euer Herz aus. Denkt, ich sei Euer Freund; nein, denkt es nicht nur, seid überzeugt davon. Frau Agnes und die Kinder müssen eben noch etwas warten!“

Ole Bitterfen setzte sich auf den bezeichneten Stuhl, kreuzte die Hände über die Hornkrüde seines Bambusstodes und legte das Kinn darauf. So blickte er geraume Zeit starren Auges in die lustig zingelnden Flammen, und der Feuerschein warf seinen Reflex auf sein durchfurchtes Gesicht.

Endlich begann er zu erzählen: „'s ist lange her, jene Zeit, da ich in der alten Katharinentirche mit meinem Weibe getraut wurde, so an die acht- unddreißig Jahre. Ich lebte glücklich mit ihr einige Jahre, bis sie starb; die Geburt meiner Emma kostete ihr das Leben. Das Mädchen wuchs heran; man sagte, sie sei schön. Ich glaubte es auch. Wenn ich mit ihr Sonntags auf dem Jungfernstieg spazieren ging oder mit ihr eine Lustpartie nach einem der Vororte unternahm, dann sahen sich die jungen Dandies schier die Augen nach ihr aus und suchten auf alle mögliche Weise ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber die Emma that so, als gäbe es außer ihrem Vater gar keine Männer weiter auf der Welt. Ich hütete sie wie einen Augapfel; sie sollte die Liebe, die mehr Unheil wie Glück auf der Erde anrichtet, nicht kennen lernen. Aber wenn der Satan seine Hand im Spiele hat! Hatten wir da hier im Geschäft einen jungen Leichtsin, war aus dem Preussischen, aus Berlin. Kam einst in mein Haus, um eine Votschaft vom Herrn Andreas selig auszurichten. Er war nur ein paar Minuten da — und doch! Nach einigen Monaten kommt er wieder und begehrt meine Emma zum Weibe; er liebe sie und sie liebe ihn. »Das läßt Er«, schrieb ich ihm ins Gesicht. »Fragt sie selbst!« gab er zur Antwort. Und als mein Mädchen dann zitternd und bebend ins Zimmer trat und den Blick zu mir aufschlug, da — nun Herr, da wußte ich, daß der Bursche nicht gelogen. Ich verwies ihm mein Haus, denn meine Tochter konnte und wollte ich ihm nicht geben. Nicht aus Eigensinn, nein; einmal mußte das Mädchen ja doch heiraten. Aber der Mensch war von reicher, angesehenere Familie, die meine Emma nie als ebenbürtig angesehen hätte; zudem traunte ich Emil Becker nichts Gutes zu; er war leichtsinnig, genussüchtig und oberflächlich. Wieder vergingen einige Monate, das heilige Weihnachtsfest nahte heran. Diesmal wollte ich die Emma besonders erfreuen, gleichsam als Entschädigung; denn sie ließ seit dem bewußten Tage immer mit rotgeweinnten Augen herum. Ich hatte es damals auch eilig, am Christabend nach Hause zu kommen. Ich zündete die Lichter an und legte die Geschenke unter den Weihnachtsbaum; dann klatschte ich in die Hände, zum Zeichen, daß die Emma im Nebenzimmer den Weihnachtschoral anstimmen sollte. Nichts rührte sich. Ich horchte — ich klatschte noch einmal — alles still! Ich riß die Thür auf! Die Emma war nicht da — statt ihrer lag ein Zettel auf dem Tisch!“

Die Stimme Ole Bitterfens versagte, er selbst starrte so eindringlich in die Glut des Kamins, als wolle er

dort die Fortsetzung seiner traurigen Erzählung herauslesen. Plötzlich wandte er sich direkt an den tief bewegten Handelsherrn und rief mit bebender Stimme: „Herr, wie ich den Zettel sah, und ohne daß ich noch wußte, was er enthielt, da war es, als ob eine eisige Hand mein Herz packte und es zusammendrückte, so daß ich hätte vor Schmerz aufschreien mögen! Aber ich schrie nicht,“ fuhr er ruhiger fort, „sondern las die offenbar in der Eile geschriebenen Worte, die seitdem wie mit Flammenschrift in meinem Herzen verzeichnet stehen. Sie lauteten: »Herzliebster Vater! Verzeihe mir, daß ich Dich verlasse, aber ich kann nicht anders! Gott allein weiß, wie ich gelitten. Fluche mir nicht, teurer Vater, wir werden uns wiedersehen. Lebe wohl!« Und darunter, offenbar von des Verführers Hand geschrieben, stand: »Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachfolgen.« Ich las die Worte so oft, bis mir die Sinne schwanden und ich zu Boden stürzte. Als ich wieder aufwachte, war es heller Tag; ich lag in meinem Bett und Herr Andreas saß neben mir und hielt meine Hand in der seinen. Ich hatte vierzehn Tage im Fieberwahn gelegen. Seit jener Zeit bin ich abgestorben für alles, was nicht Arbeit heißt; wäre ich's nicht, ich säße längst im Irrenhause. So schilt man mich einen Narren und die Leute auf der Straße lachen über mich; mag's drum sein, meine angebliche Narrheit ist's, was mich aufrecht erhält!“

Er hatte die letzten Worte im einförmigen Tonfall gesprochen und blickte wieder starr in das Kaminfeuer. Er wußte es offenbar nicht, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen rannen, sonst hätte er sie wohl abgewischt; und er schien auch nicht zu bemerken, daß Herr Albert Rasmussen plötzlich vom Schimpfen befallen ward, und gewaltig in sein rotseidenes Foulard hineinhustete und schneuzte.

Endlich war das Foulard wieder verschwunden. Der Besitzer desselben sagte: „Und habt Ihr nie wieder etwas von ihr — ich meine, von Eurer Tochter, gehört?“

„Nie!“ erwiderte Ole Bitterfen kopfschüttelnd; „in dem ersten Jahr kamen zwei Briefe aus Amerika, die verbrannte ich ungelesen, der Horn war noch zu mächtig in mir. Nachher erwartete ich glühend irgend ein Lebenszeichen von ihr, aber nichts kam. Und an jedem Weihnachtsabend zünde ich den Lichterbaum an und lege die Geschenke darunter. Achtzehnmal habe ich es schon gethan, und achtzehnmal die Lichter ausgelöscht und die Geschenke wieder weggepackt. Sie läßt auch gar zu lange auf sich warten!“ setzte er wie träumend hinzu.

„Ihr hofft also noch immer?“

„Noch immer?“ rief Ole Bitterfen mit starker Stimme und richtete sich auf. „Herr! Nehmen Sie mir den Strohhalm, an den ich mich anklammere mit der Verzweiflung des Ertrinkenden, damit nicht die Wogen des Grams und des Trübnißs über mir zusammenschlagen; beweisen Sie mir, daß nach aller Wahrscheinlichkeit ich keine Aussicht habe, mein Kind wiederzusehen, und Sie haben mir meinen Lebensfaden durchgeschnitten. Sagen Sie mir, Herr Albert, glauben Sie, daß meine Tochter kommen wird?“

Der Angeredete drückte dem erregten alten Manne beide Hände.

„Ja, mein Freund — ich glaube es!“

„So danke ich Ihnen, Herr! Und nun will ich gehen — sie könnte sonst kommen, während ich nicht da bin. Meine unterthänigste Empfehlung an Frau Agnes. Fröhliche Weihnacht!“

Und er stapfte an dem Kaufherrn vorbei und zur Thür hinaus.

II.
In einem uralten, hochgebeligen Hause in der Steinstraße, in der Nähe des Schweinemarktes, befand sich Ole Pittersens Wohnung. Auch sie deckte sich in ihrer Einrichtung vollkommen mit der Erscheinung ihres Bewohners. Es waren einige niedere größere und kleinere Zimmer. Aber nur das eine von ihnen, ein nach der Straße herausgelegenes, zweifensteriges Gemach mit daranstoßendem Schlafraum diente Ole Pittersen zum Aufenthalt. Die übrigen beiden Zimmer, in denen einst seine Gattin und später seine Tochter geschaltet und gewaltet hatte, waren seit dem Fortgange der letztern stets verschlossen und nie wieder von ihm betreten worden. Kein Stück war von seinem Platte entfernt; noch war das Spinett, dessen elfenbeinerne Tasten längst gelb geworden, aufgeschlagen, noch stand auf dem Notenhalter der Weihnachtschoral. Alle vier Wochen küstete eine Aufwärterin diese Zimmer; dann wurden sie wieder ihrem Zauberschlafe zurückgegeben, oder die Wände, wenn sie sprechen konnten, durften sich die Zeit vertreiben und sich Geschichten von dem Mädchen im Blondhaar erzählen, das einst vor langer Zeit dort auf der Estrade am Fenster gesessen, und mit dem Kanarienvogel zu ihren Häupten um die Wette gesungen hatte. Lang, lang ist's her!

Auch in seinem eigenen Zimmer hatte Ole Pittersen nichts verändert; so, wie er es vor bald vier Decennien, als er als glücklicher junger Ehegatte sein Weib heimführte, eingerichtet hatte, so war es auch heute noch. Da waren die hochbeinigen, kurzlehnigen Stühle; da stand noch die große, weitausebauchte Kommode; da prunkte auch noch das Glanzstück, die Glaservante, mit ihren Schälgen an buntemaltem Porzellan und feinem Krystall. Obenauflagen ein paar Citronen, die freilich seines Sterblichen Auge mehr als solche erkennen konnte, da sie zusammengeschrumpft und verschimmelt waren. Da stand ferner noch das gradlehnige, harte, höchst unbequeme, mit schwarzem Leder überzogene Sofa; über die Gardinen schlang sich in phantastischen Bindungen der Ephen; und die mit großblumiger grüner Tapete überzogene Wand war noch mit denselben Kupferstichen geschmückt, wie ehedem. Da glänzte der alte Blücher in großer Generalsuniform mit fürchterlichem, federgeschmücktem Dreimaster und hohem, kerzengerade emporsteigendem, steifen Uniformtragen, wie er, auf dem Montmartre stehend, mit dem Finger auf das besiegte Paris hinweist. Da befand sich ferner das Kontorfei eines Offiziers der alten Hamburger Bürgergarde, der mehr Stiderei an seiner Uniform aufzuweisen hatte, als heutzutage ein preussischer General, und mehrere andere noch. Als Hauptzierde mußte jedoch der Brautkranz der seligen Frau Pittersen angesehen werden, der unter Glas und Rahmen zu Häupten des Sofas angebracht war.

Heute aber, am Christabend, hatte auch Ole Pittersens Wohnung noch einen besondern Schmuck aufzuweisen, den sie freilich mit hunderttausenden andern gemein hatte, einen Schmuck, der noch weit, weit älter war, als Ole Pittersen und seine antiquierte Wohnung, einen Schmuck, der trotzallem immer „modern“ bleiben wird, so lange es fröhliche Menschen und jubelnde Kinder giebt, einen Schmuck, den am Christabend die Hütte des Armen sowohl wie das Prunkgemach des Reichen aufweist: den immergrünen Tannenbaum. Bis zur Decke ragte er auf, und nicht mehr der Modergereich längstvergangener Zeiten, sondern würziger, harziger Tannennadelduft durchzog das alte Gemach. Und Ole Pittersen zog jetzt mit, ach! wehmütigen Gefühlen im Herzen zum neun-

zehntennmale den Kommodenkasten auf, in welchem die Geschenke für die schöne Emma lagen.

Mit zitternden Händen und klopfendem Herzen nahm er die einzelnen Gegenstände heraus. Ein durchdringender Nottenduft stieg aus dem Kasten auf. Da war zuerst ein Buch: Klopstocks „Messias“. Wie hatte einst das Gold auf dem Deckel geschimmert, jetzt war es blind geworden; wie schneeweiß war einst das feine Papier gewesen, jetzt war es vergilbt. Mit tiefem Seufzer legte er das Buch auf den weißgedeckten Tisch unter den Christbaum. Dann holte er einen großen Karton hervor. Seine Lippen bebten. Das war der einst so glänzende, blaue, mit Blumen durchwirkte Seidenstoff, der seines Kindes jugendschöne Glieder umspannen sollte, wenn es an seiner Seite den ersten Ball besuchte. Nun hatte der Stoff seinen Glanz verloren, die leuchtende Farbe, die einst an jene des ewig heitern italienischen Himmels erinnerte, war verblichen — ausgegangen. Ole Pittersen gedachte daran, wie wohl jetzt sein Mädchen aussehen möge — und der Karton entglitt seinen Händen und polterte zu Boden. Er legte seine Arme über das alte Möbel und beugte seinen Kopf darauf. Wäre doch erst seine letzte Weihnachtsnacht da.

Nach einiger Zeit hob er den Kopf wieder empor; seine Züge trugen den Stempel heftiger, seelischer Erregung. Noch einmal griff er in den Kommodenkasten und entnahm demselben ein dunkles Lederetui; es barg den Brautschmuck seiner Gattin, die denselben an ihrem Hochzeitsstage vom Herrn Andreas Rasmussen zum Geschenk erhalten hatte, und den Ole seiner Tochter an jenem verhängnisvollen Weihnachtsabend überreichen wollte.

Nun schob er langsam den Kasten wieder zu und erletterte einen Stuhl, um die Lichter am Christbaum anzuzünden. Wie sie nach und nach aufflamnten! Wie ihr verklärter Schimmer das Gemach und den alten Mann überflutete! Wie sich ihre Strahlen in den edlen Stein des Brautschmucks brachen! Behutsam stieg Ole Pittersen wieder vom Stuhle herab und betrachtete in einiger Entfernung den schimmernden Baum. Er fühlte, wie das Blut in seinen Adern schneller kreiste, wie seine Pulse heftiger schlugen. Er nahm sein abgegriffenes, schwarzes Sammetkappchen vom Haupte und faltete die Hände. Seine Lippen bewegten sich wie im stummen Gebet. Dann ging er nach der Thür, die zum Zimmer seiner Tochter führte. Er fand dieselbe nur angelehnt und nicht befriedigt. Am Weihnachtsabend mußte die Aufwärterin stets das Zimmer offen lassen, wenn auch er selbst nie diese Schwelle übertrat. Hierauf schritt er zum Fenster, wischte den Schweiß von der Scheibe und sah hinaus auf die menschenleere Straße. Er schaute sich heut, das bekannte Zeichen zu geben; achtzehnmals hatte er es umsonst gethan, aber kein Weihnachtschoral ertönte; ihm war's, als könnte er eine abermalige Täuschung nicht überleben.

Endlich trat er vom Fenster zurück und an den Weihnachtsbaum. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig, seine Augen glühten. Er erhob die Hände und ließ sie wieder sinken; eine unsichtbare Macht schien sie auseinander zu halten. Noch einige qualvolle Sekunden — dann, kurz entschlossen, schlägt er die Hände mehrmals zusammen. Seltsam hallt der Ton an den Wänden wieder.

Ole Pittersen hält noch die Hände erhoben. Wie eine aus Stein gemeißelte Statue steht er da und lauscht mit vorgebeugtem Oberkörper. Da — was ist das? Regte sich da drinnen nichts?

Nein, alter Ole, da drinnen regt sich nichts, es ist nur der Holzwurm, der dort in der Tischplatte seine unterminierende Arbeit verrichtet; es ist der Wind, der an den Fenstern rüttelt. Lösche die Lichter aus und mit ihnen deinen fatalistischen Kinderglauben an die Wiederkehr deines Kindes. Die Zeit der Zeichen und Wunder ist vorbei!

Jetzt kehrt Leben zurück in Ole Bittersens; die erhobenen Hände sinken kraftlos an dem Körper nieder, die Lippen erbeben: Also wieder umsonst gehofft, umsonst gebetet! Mit einem gurgelnden Aufschrei schlägt er die Hände vor das Antlitz.

Da dringen aus dem Nebenzimmer seltsame, zitternde, harterartige, schwebende Töne an sein Ohr. Bald werden sie stärker, machtvoller. Es muß eine Meisterhand sein, die dem alten Spinnett derartiges abringt. Das klingt bald wie jubelnde, überquellende Freude, bald wie der Aufschrei eines totwunden Menschenherzens; das klingt bald stürmisch bewegt, bald mit wehmütiger Innigkeit. Man hört die Vögel singen und die Bäume rauschen und das donnernde Wogengebräus des wildbewegten Meeres.

Ole Bittersen steht da, wie einer, der soeben aus einem langen, qualvollen Traum erwacht. In's der Glanz der Weihnachtskerzen, der seine Blicke aufleuchten läßt, der seinen Augen die herabstürzenden Thränen entpreßt? Er will hin- stürzen zur Thür, und bleibt doch wie gebannt stehen.

Da drinnen ertönt jetzt die alte, traute, langentbehrte, glühend herbeigesehnte Weise; und eine süße, zitternde Mädchenstimme singt die Worte dazu:

„Dom Himmel hoch,
Da komm' ich her.
Ich bring' euch gute, frohe Mär.
Der guten Mär
Bring ich so viel,
Davon ich sing' und sagen will!“

Das Lied war verklungen. Im Nebenzimmer wurde mit einem Stuhle gerückt. Mit einem Sprunge, der einem Jünglinge Ehre gemacht hätte, stürmte Ole Bittersen hinein. Da saß, beschienen von den beiden Kerzen, welche am Spinnett befestigt waren, ein junges Mädchen mit überaus lieblichem Angesicht. Reiches Blondhaar wallte ihr ungefesselt über den Nacken. Beim Eintritt Ole Bittersens wandte sie diesem ihr erglühendes Gesicht zu und wollte sich erheben. Aber sie kam nicht dazu. Ein Schrei, in dem sich die ganze stürmische Freude eines so lange nach Erlösung schmach-

tenden Menschenherzens kundgab, durchschallte das Gemach; und dann lag der Alte dem jungen Mädchen zu Füßen, umschlang ihre Knie mit seinen welken Armen und barg sein Haupt in ihren Schoß, und lachte und weinte in einem Atem.

„Emma! — mein süßer Liebling! — wie hast du mich so lange warten lassen können — so lange — so lange!“ stammelte er.

Lieblosend fuhr ihm das junge Mädchen mit der Hand über den Kopf, aber ihre Lippen öffneten sich nicht.

Da löste sich aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers eine Gestalt los und trat in den Vordergrund. Es war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit intelligenten, ernsten, sonnverbrannten Gesichtszügen. Er ließ leise seine Hand auf die Schulter des Knienden fallen.

„Ole Bittersen, kennt Ihr mich noch?“ sagte er in bewegtem Tone.

Beim Klang dieser Stimme fuhr Ole Bittersen auf. Seine eben noch so strahlenden Gesichtszüge verzerrten sich, und mit blüthesprühenden Augen rief er: „Dich?! Ob ich dich kenne? O, Bube, nur zu gut! Warst du es denn nicht, der mir die Liebe meines Kindes stahl, der sie mir selbst raubte; der mich durch seine That hinabgestoßen in jene Finsternis, in die kein Lichtstrahl fiel?! Und du hast noch den Mut zu fragen, ob ich dich kenne? — Jetzt aber habe ich mein Kind wieder,“ er umschlang das zitternde Mädchen mit beiden Armen, „wag es, es mir wieder zu entreißen, und ich morde dich! Geh fort! Befreie mich von deiner mir verhassten Gegenwart, entweiche nicht durch deine Nähe diesen reinen, schuldlosen Engel, der deinen Künsten unterlag!“

„Ihr redet im Fieberwahn, Mann! Jenes Mädchen dort ist nicht Euer Kind, es ist das meine. Es ist Eure Enkelin!“

Da ließen die Arme Ole Bittersens das Mädchen los; er trat einige Schritte zurück, und, als ob ihm eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufdämmerte, rief er, mit stehendem Ausdruck in Gesicht und Stimme: „Aber — meine Tochter — meine Emma, sag, wo hast du sie? Wo ist sie?“

Der Mann wandte sich ab und legte die Hand über die Augen.

„So sprich doch!“ ächzte Ole Bittersen und umklammerte krampfhaft mit seinen Händen den Arm des Mannes, „sprich doch, und ich will dir kein böses Wort mehr sagen; nein, ganz gewiß nicht, sage — wo ist sie?“



Seine Lippen bewegten sich wie im stummen Gebet.

„Sie ist —“ sagte der andere mit schluchzendem Ton.
 „Sie ist?“ drängte Ole Bitterfen mit heiserer Stimme, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.
 „Tot!“
 „Tot?! Ah!“

Mit einem dumpfen Aufschrei brach er zusammen.
 „Er stirbt!“ rief das Mädchen entsetzt.
 „Still,“ sagte der Schwiegerohn Ole Bitterfens, und trug diesen nach dem Sofa, ihm dort eifrig die Schläfen reibend, „so leicht stirbt es sich nicht!“
 Nach einigen Minuten schlug Ole Bitterfen die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er mit matter Stimme.
 „In Eurer Wohnung,“ verjeste Emil Becker. „Und nun hört mich an, Ole Bitterfen, und dann schickt mich und Euer Enkelkind wieder hinaus in die Fremde, wenn Ihr es könnt. Ja, ich habe gefehlt an Euch und Eurem Kinde, aber meine Liebe war übermächtig. Hättet Ihr mir damals, als ich um die Hand Eurer Tochter anhielt, nur einen Funken Hoffnung belassen, sie jemals als die Meine in die Arme schließen zu können, wahrlich, ich hätte den Gewaltschritt nicht gewagt. Und trotz alledem hätte ich es doch nicht thun können, wenn Eure Tochter nicht meine Liebe mit her gleichem Innigkeit erwidert hätte. Wir gingen nach Amerika. Und, wenn je ein Mensch für die Thorheiten seiner Jugend hat büßen müssen, so war ich es. Viele meine Hände haben jahrelang die Schaufel und Hacke führen müssen, um das Notwendigste für Frau und Kind zu schaffen. Ich arbeitete als Bahnarbeiter in den Schluchten der Rocky Mountains, als Goldwäscher in den Minen Kaliforniens, als Lastträger in den Docks zu New-York; aber nie verzagte ich und eben so wenig mein treues Weib; nur wenn wir an Euch dachten, wurde uns das Herz schwer. Und endlich lächelte uns der Glückstern: ich erhielt eine Anstellung in einem Handelshause zu St. Louis. Das brachte mich vorwärts. Nach einigen Jahren associierte ich mich mit einem Franzosen, nun — kurz und gut: heut bin ich ein reicher Mann. Vor einigen Jahren fasten wir den Gedanken an die Rückreise; wir glaubten Euch durch die Zeit milder gestimmt; da — laßt es mich kurz machen — starb mein Weib vor sechs Jahren am gelben Fieber. Ich beschloß, in der neuen Welt zu bleiben. Als aber die Emma ihrer Mutter immer ähnlicher wurde, als auch mich das Heimweh nach dem Vaterlande packte, da trat ich denn hoffnungslos die Rückreise an, und bin nun hier, Euch um Verzeihung zu bitten. Ole Bitterfen! Einst nahm ich Euch Eure Tochter, heut bring' ich Euch ihr verjüngtes Ebenbild wieder. Bedenkt, daß mein Fehler die Liebe zu eben dem Wesen war, das Ihr selbst so heiß geliebt. Weist uns nicht von Euch, Vater, heut, am Feste der Liebe; gebt mir Zeit und Gelegenheit, das zu sühnen, was ich an Euch gefehlt!“

Er trat zurück, um seine ihm übermannende Bewegung zu verbergen.

Ole Bitterfen hatte mit geschlossenen Augen zugehört. Jetzt stand er auf und winkte das Mädchen zu sich heran. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in das Nebenzimmer, zu dem strahlenden Christbaum. Im hellen Schein der Weihnachtskerzen schaute er der Enkelin noch einmal lange und prüfend in das liebevolle Gesicht, in die reinen und klaren Augen. Die Thränen stiegen ihm wieder empor. Er hat recht, dachte er, es ist ihr verjüngtes Ebenbild. Er küßte das Mädchen auf die Stirn.

„Gott segne dich, Kind!“ flüsterte er leise; „geh, hole deinen Vater.“

Nach schlüpfte Emma fort und kehrte im nächsten Augenblick mit ihrem Vater zurück.

Mit ausgestreckten Händen ging ihm Ole Bitterfen entgegen. Der andere ergriff sie stürmisch und beugte sich darüber.

„Emil Becker,“ sagte Ole Bitterfen mit feierlicher Stimme, „dir sei um des Andenkens der Verstorbenen, die dich mehr geliebt hat als mich, um dieses lieben Mädchens willen, verziehen. Gott segne uns allen dieses Weihnachtsfest!“

„Und nun, Kind,“ sagte er heiter, „spiele und singe uns noch ein Weihnachtslied.“

Bald darauf erklangen wieder die Töne des wummstichtigen Spinetts; und nicht mehr zitternd und zaghaft, sondern hell aufjubelnd, in überströmender Innigkeit und Freude, so wie eben nur die Jugend zu singen vermag, sang die Enkelin des alten Ole Bitterfen:

„O du fröhliche,

O du selige,

Gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Das verhängnißvolle Bündel.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Der Privatier Brauneberger war einer jener vielbeideten Sterblichen, welche sich um das tägliche Brot nebst Zubehör nicht zu kümmern brauchen, ein Mann, der von den Renten seines Kapitals lebte, zu welchem er ohne jede Schwierigkeit gekommen — infolge einer Erbschaft. Das Kapital war in Aktien der bayerischen Hypothek- und Wechselbank sicher und fruchtbringend angelegt; er hatte keine Sorge, konnte ruhig schlafen, gut essen und trinken, und das schlug Herrn Brauneberger ganz vortrefflich an. Den kleinen Kaufladen, den er früher inne gehabt, gab er, zum reichen Manne geworden, auf. Er wollte nichts sein, als ein Privatier, der Mann seiner Frau und der Vater seiner einzigen Tochter Susanne. Die Frau war ein äußerst sanftes Geschöpf; sie bot alles auf, den Gatten bei guter Laune zu erhalten, sie gab ihm niemals Gelegenheit, sich aufzuregen, alle seine Wünsche las sie ihm von den Augen ab und ihr Töchterchen erzog sie zu einem braven und bescheidenen Mädchen.

Herr Brauneberger sagte und dachte sich oft, daß er den Himmel auf dieser Welt schon habe, er könne sich kein glückseligeres Leben wünschen. Täglich machte er zweimal seine Promenade, am liebsten zu den Neubauten. Da schlug er dann seine Stunden tot mit arbeiten — zusehen. Ein kleiner Rattenfänger, auf den Namen „Buzl“ gehend, war sein ständiger Begleiter.

Herr Brauneberger erschien stets in Cylinderhut, der von Quartal zu Quartal ausgedehnt oder neu ersetzt werden mußte, da sein Kopf stetig an Umfang zunahm. Ein Doppelfim bildete die Unterlage des feisten, glattrasierten Gesichtes, Schultern und Rücken gestatteten den Vergleich mit einem Tanzbären und seine Körperfülle war gleichsam seine Biographie ohne Worte. Da er niemals ein Gast- oder Kaffeelokal besuchte, ebenso wenig das Theater oder sonst einen Vergnügungsort, so hatte er im ganzen genommen wenig Zerstreuung. Hingegen gestattete er seiner Frau und seiner Tochter, welche letztere bei den englischen Fräulein in Nymphenburg eine vortreffliche Erziehung geossen hatte, nach Belieben, Theater und Konzerte zu hören, und er hatte auch nichts dagegen, daß sie im Sommer einige Wochen Landaufenthalt nahmen, wenn nur er nicht dabei zu sein brauchte. Die fünf Maß Hofbräuhäusbier, welche sein tägliches Quantum bildeten, mochte er auch um der schönsten Landschaft willen nicht entbehren, denn

ihm galt eine Landschaft nicht mehr oder weniger, als eine andere, aber das Münchener Hofbräuhausbier galt ihm für das Höchste im Leben. Kurz, Herr Brauneberger hatte alles, was er sich wünschte, und sein Gesicht strahlte sozusagen vor Glück und Zufriedenheit.

So ging es lange Jahre, nichts änderte sich in seinen Verhältnissen, in seinem Leben, und doch zeigte sein Gesicht immer weniger den an ihm früher so gewohnten, zufriedenen Ausdruck. Ein gewisses Mißbehagen faßte in seinem Herzen Wurzel, er wußte selbst nicht, wie das kam. Sein Lebenslabn fuhr immer so gleichmäßig dahin, ohne den leisesten Widerstand, weder Ärger noch Verdruß, weder Sorge noch Trauer schlugen auch nur die leiseste Welle nach dem sicheren Fahrzeuge. Es war ein ewiges Einerlei. Ein Bekannter aus früherer Zeit, ein Tischlermeister, dem das Leben mit all seinen Licht- und Schattenseiten wohl bekannt war, begegnete Herrn Brauneberger auf seinem Spaziergang mit dem Vuzl.

„Wie geht's, lieber Freund?“ fragte der Privatier den Tischlermeister.

„So, so, la, la!“ entgegnete der Angeredete. „Man schlägt sich halt durch, so gut es geht. Es hängt zum Glück nicht immer nach einer Seite. Heute Regen, morgen Sonnenschein, heute Sturm, morgen Windstille. Unser Herrgott hat's schon weislich so eingerichtet. Bei dir natürlich giebt's nichts als Sonnenschein? Ich gönne dir's von Herzen, und doch möchte ich nicht mit dir tauschen. Mir schmeckt nur das Brot, das ich mir durch Arbeit verdiene. Je mehr ich mich plagen muß, desto freudiger bin ich g'stimmt. Faulenzen könnt' ich nicht um die ganze Welt, das macht mich völlig grantig (grämlich).“

„Grantig?“ wiederholte Herr Brauneberger.

„Ja, verdrießlich, mürrisch, kurzum — grantig!“ entgegnete der andere.

„Schau,“ versetzte jetzt der Privatier, „mir ist, als hättest du mir meine Krankheit genannt. Grantig, ja, ja, das ist das erlösende Wort: Ich bin grantig.“

„Das kommt daher, weil du kein Leid und mir immer Freuden hast. Wenn du dich dann und wann recht ärgern, wenn du dich sorgen und mitunter Not leiden müßtest, dann wär's anders. Aber so! Denk an die Wassertümpel, die keinen Ab- und Zufluß haben, sie werden faul, schimmelig und schlammig; dagegen ein Wasser, das sich rühren kann, das bleibt frisch und rein. So ist's auch beim Menschen. Rühren muß sich's, 's Blut muß zuweilen in schnellere Gangart kommen, Abwechslung muß sein im Leben, dann vergeb't's einem, grantig zu sein. Jetzt b'hät dich Gott! Mir preßiert's, ich muß heut noch eine Arbeit fertig

machen, und dann freu' ich mich auf meinen Abendtrunk, eine Maß Bier. Adien!“

Herr Brauneberger sah dem sich Entfernenden ganz verblüfft nach.

„Er freut sich auf seine eine Maß Bier,“ sagte er zu sich, „und ich trin' fünf, und freu' mich nicht. Ich freu' mich überhaupt auf nichts mehr, auf gar nichts. Der Tischler hat recht, mein Blut muß in Wallung kommen, ich muß mich ärgern. Wenn ich mich nur über etwas recht ärgern könnt'!“

Er dachte nach. Wären nicht gerade Frau und Tochter auf einige Tage am Starnbergersee zur Erholung gewesen, so hätte er vielleicht irgend einen Anlaß genommen, zu Hause eine Ursache zum Ärgern zu suchen; er war aber bereits so phlegmatisch geworden, daß er aus seiner Ruhe nur schwer aufzustören war.

Er nahm sich jedoch vor, bei der Rückkehr in seine Wohnung die Köchin als erstes Objekt zum Ärgernis zu nehmen. Es war gerade Freitag. Zur Abendmahlzeit war ein Karpfen bestellt.

„Ich zank' die Köchin in jedem Fall,“ plante er. „Hat sie den Fisch gebacken, so sag' ich, ich hätt' ihn blau abgefotten gewünscht, hat sie ihn blau gefotten, dann möcht' ich ihn gebacken. Sie wird mir widersprechen, ich werd' ihr meine Meinung sagen, und so will ich mich ärgern, so gut es geht.“

In solch löblichem Vorhaben kam er zu Hause an. Die Köchin erwartete ihn bereits mit einem freundlichen Gruße.

„Gnä' Herr,“ fragte sie, „wie ist Ihnen der Fisch gefällig? Wünschen Sie ihn blau abgefotten oder gebacken?“

„Ja, ist er denn noch nicht fertig?“ fragte Herr Brauneberger enttäuscht und ärgerlich, daß er sich nicht ärgern konnte. „Ich will ihn gebacken haben.“

„Bis Sie sich's bequem gemacht haben, kann ich anrichten. Sie werden eine Freude haben, es ist ein prächtiger Spiegelfarpfen.“

Sie eilte in die Küche.

Die Mahlzeit schmeckte Herrn Brauneberger; dann trank er sein Abendbier. — Ärgern konnte er sich mit dem besten Willen nicht. Ein paar Tage später begegnete er abermals dem Tischler, welcher soeben an der Trambahnhaltestelle an der Ecke der Galeriestraße dem Wagen entstieg und demselben in gerade nicht gewählten Worten nachschimpfte.

„Warum bist denn so aufgeregt?“ fragte Brauneberger den Tischler.

„Gedärgert habe ich mich über so ein paar Faulenzen, denen es nicht recht war, daß ich mein Bündel mit Handwerkszeug neben mich hinlegte, das ihnen zuviel Platz einnahm. Und waren doch nur fünf in der Reihe.“



Ein Bekannter aus früherer Zeit begegnete Herrn Brauneberger auf seinem Spaziergang.

„Da hätte ich halt zwei Plätze bezahlt,“ lachte Herr Brauneberger, „dann möcht' ich wissen, ob dir jemand was anhaben könnte. Warum kann mir so etwas nicht passieren? Mich einmal recht ärgern, das müßte eine wahre Wohlthat sein! Hast mir ja selbst gesagt, daß mein Blut zu langweilig läuft. Aber was kann ich dafür, wenn mich niemand ärgern will! Es ist gerad', als wenn sich alle Leute verschworen hätten, gegen mich recht höflich zu sein und mir alles nach Wunsch zu thun. Wie gern möcht' ich so recht in Wut geraten, so, wie du vorhin.“

„So?“ lachte der Tischler jetzt seinerseits, und einem plötzlichen Einfall nachgebend, fuhr er fort: „Ich wett' mit dir, daß du binnen — sagen wir — einer halben Stunde so außer Hand und Band kommst, daß du dich vor lauter Wut gar nicht mehr auskennst.“

„Das wettest du?“ fragte Brauneberger. „Wie wäre

das möglich, heut schon gar, wo ich von meiner Alten und meiner Susanne einen so lieben Brief bekommen habe, heut ist das gar nicht möglich,“ behauptete Brauneberger.

„Wetten wir?“ fragte der Tischler. „Ich habe nichts zu verlieren, aber ich wette um hundert Mark. Schlag ein!“

„Von jetzt an — es ist halb sieben Uhr — in einer halben Stunde? Recht! Ich wette; es gilt! Also, was soll ich thun?“ fragte Brauneberger lachend.

„Du steigst in den nächsten Trambahnwagen der Ringlinie und fährst bis zum Sendlingerthor, aber, du belegst zwei Plätze, einen für dich, den andern für das Bündel mit meinem Handwerkszeug. Du gibst mir aber das Wort, daß du den Platz niemandem gutwillig einräumst, du mußt die beiden Plätze bis zum Sendlingerthor behaupten. Dort erwart' ich dich. Steigst du aus, ohne dich geärgert zu haben und reichst du mir lachend die Hand, dann habe ich verloren. Im andern Falle hab' ich gewonnen. So, jetzt entschließ dich; der Wagen kommt schon.“

„Brüderl,“ entgegnete Brauneberger lachend, „die hundert Mark gehören schon mir. Geh her dein Bündel, ich ihn' nach deiner Vorchrift. Was sollte mir auf der kurzen Fahrt passieren? Aber was fang' ich mit meinem Buzl an?“

„D, der läuft schon mit,“ meinte der Tischler. „Am Sendlingerthor auf Wiedersehen! Glückliche Fahrt!“ Er half dem dicken Privatier beim Einsteigen, reichte ihm das Bündel mit dem Arbeitszeug und schlug dann vergnügt den Weg nach dem Sendlingerthore zu ein, welches er gut vor Ankunft des Trambahnwagens, der einen weiten Umweg macht, erreichen konnte.

Der Buzl wollte durchaus mit auf den Wagen, aber sein Herr bedeutete ihm, daß er nebenher laufen müsse, und der Hund schien es verstanden zu haben, denn er that genau nach seines Herrn Befehl. Brauneberger aber begab sich in das Innere des Wagens und legte den großen Pack neben sich.

„Den Pack müssen Sie beim Kutscher niederlegen,“ sagte der Kondukteur.

„Bitte,“ entgegnete Brauneberger, „ich möcht' ihn neben mir haben. Ich bezahl' zwei Plätze. Hier ist das Geld — bis zum Sendlingerthor — und hier zehn Pfennig extra für Sie.“

Der Kondukteur lachte. „Mir ist's recht,“ sagte er, „aber es wird nicht ohne Anstand abgehen. Um die Zeit ist's immer am vollsten; da fahren die Arbeiter beim und Theaterzeit ist's auch.“

„Ich hab' das Recht für zwei Plätze,“ meinte Brauneberger

unbesorgt, indem er die zwei Zettel auf dem Hute befestigte.

Die noch im Wagen sich befindenden vier Fahrgäste sahen sich lächelnd an. In der nächsten Haltestelle wechselte der Kondukteur mit einem andern. Es stiegen drei Personen ein, eine Dame und zwei Herren. Einer der letztern sah missvergnügt nachdem großen Bündel Braunebergers.

Dieser jedoch konnte nicht darauf achten, denn wider Fug und Recht drängte sich sein Buzl zur Thür herein.

„Der Hund muß fort!“ rief der Kondukteur. „Buzl, geh 'naus!“ gebot Herr Brauneberger, aber der treue Hund schlüpfte unter die Bank und wollte nicht hervor.

„Lassens den armen Kerl da,“ meinte Brauneberger; „ich zahl' für ihn, wenn's sein muß, doppelt.“

„Ich darf nicht, werd' g'straft!“ sagte der Kondukteur. „Machen Sie, daß Sie das Vieh hinausbringen!“

„Das ist ein schönes Vereckel!“ bemerkte lachend einer der Herren und die andern lachten mit.

Brauneberger wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er das Tier am Genick packte und es trotz des Gehens vom Trittbrett auf das Pflaster hinabließ. Etwas echauffert kehrte er in den Wagen zurück, aus welchem inzwischen das Bündel entfernt worden. Der Kondukteur hatte es auf dem vordern Trittbrett neben dem Kutscher niedergelegt.

„Wer hat meinen Pack weggenommen?“ fragte Brauneberger.

„Ich,“ entgegnete der Kondukteur; „da draußen liegt er.“

„Er gehört aber herein! Er hat bezahlt!“ rief Brauneberger.

„Wer hat bezahlt?“ fragte unter allgemeinem Gelächter der Kondukteur.

„Der Pack hat bezahlt —“ Wiederholtes Gelächter. Brauneberger ärgerte sich jetzt in der That.



... und denselben in gerade nicht gewählten Worten nachschimpfte.

„Ha, ha, ha!“ spottete er nach. „Lachen Sie, so viel Sie wollen. Ich habe zwei Marken — der Pack muß herein.“ Und er eilte zur vordern Thüre, schob sie auf, nahm sein Bündel und legte es wieder neben sich.

Der Kondukteur, welcher auf dem hintern Trittbrett Marken abgegeben hatte, kam herein und sagte: „Mein Herr, wenn noch ein Passagier mehr kommt, muß der Pack wieder verschwinden!“

„Oder was!“ erwiderte Brauneberger. Bei einer der nächsten Haltestellen traf es sich, daß in der That zwölf Passagiere im Wagen waren. Der zwölfte, ein Arbeiter, konnte sich aber nicht setzen wegen Braunebergers Bündel.

„Sie erlauben,“ sagte er, „thuns den Pack weg, ich möcht' mich setzen.“

„Der Pack hat bezahlt,“ lautete Braunebergers Antwort.

„Sechs Personen müssen Platz haben auf einer Bank,“ rief der Kondukteur. „Hier sind nur fünf, also fort mit dem Bündel.“

„Aber der Bündel hat bezahlt!“ rief Brauneberger. „Aber der Bündel ist keine Person,“ gab der Kondukteur zurück.

„Da macht man wenig Anstand!“ rief der Arbeiter, nahm das Bündel, wart es zu Braunebergers Füßen und setzte sich auf den Platz.

„Oho! oho!“ rief Brauneberger.

„Ja, oho!“ wehrte der Arbeiter. „Glauben Sie, Ihre zehn Pfennig sind mehr wert, als die meinen? Warum fahrens in keiner Drofschke, wenn Sie so viel Platz brauchen. Alle Teufel, rückens, ich kam mich ja kaum rühren.“ Damit drückte er gegen seinen Nachbar, der bereits ganz erzürnt sagte: „Ich bit' mir mehr Manier aus! Sie — Sie — Sie sind ein —“

„Ja, Sie sind auch ein —“

„Kondukteur, schaffen Sie Ruhe, bevor es zu Thätlichkeiten kommt,“ rief jetzt ein Herr.

Der Gerufene erschien.

„Aber erlauben Sie mir,“ wandte er sich an Brauneberger, „wenn nicht bald Ruh' wird, muß ich Sie entfernen. Der Pack da, ich sag's zum letztenmal, der gehört nicht herein. Außen beim Kutscher ist Platz dafür, so lange nicht mehr Personen kommen.“ Und indem er das Bündel abermals zur vordern Thüre hinauschoß, fuhr er ärgerlich fort: „Es kommt bald so weit, daß die Leute' noch Kleiderkasten mit in den Tramway nehmen.“

„Aber ich hab' dafür bezahlt. Der Pack ist eine Person!“ rief Brauneberger.

Alle lachten ihn aus. Der Arbeiter aber gab den übrigen durch Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß er vermute, der dicke Herr müsse wohl verrückt sein.

Brauneberger hatte diese Zeichen wohl bemerkt. Er sah seinen Nachbar mit einem durchbohrenden Blicke an; dieser lachte ihm frech ins Gesicht.

In Brauneberger kochte es. Welche Wohlthat wäre es ihm gewesen, wenn er dem Dreck eine hinter's Ohr hätte verlesen dürfen. „Aber ich riskiere Schläge dabei,“ sagte er sich im geheimen. „Hätte ich nur die Wette nicht eingegangen! Aber nun heißt's aushalten.“

Der Wagen hielt jetzt am Bahnhofplatz. Wenigstens zwanzig Personen wollten einsteigen. Sie kletterten auf der Vorder- und Rückseite des Wagens hinauf, trotz des Kondukteurrufes: „Beiegt!“

Braunebergers Bündel genierte jetzt ganz erheblich.

„Sie müssen aussteigen. Den Pack kann ich nicht mehr im Wagen lassen,“ sagte der Kondukteur.

„Ich habe bezahlt, und bleib!“ entgegnete Braune-

berger. „S'ir sehen Sie,“ — er zog dabei den Cylinder ab und nahm die Marken in die Hand — „zwei Marken: eine für mich, eine für den Pack.“

„Dann gehen Sie auf die vordere Plattform und stellen Sie sich auf Ihren Pack; anders geht's nicht,“ riet man ihm.

In diesem Augenblick hörte man ein entsetzliches Hundegeheul.

„Jesses, Jesses, mein Buzl!“ schrie Brauneberger. „Was ist's mit meinem Buzl?“

Indem er zur Wagenthür eilte, trat er den Mitfahrenden heftig auf die Füße und erweckte dabei einen allgemeinen Unwillen, ebenso bei den Augenstehenden, die er kräftig auseinander drängte, um sich Platz zu schaffen.

„Buzl! Buzl!“ schrie er aus Leibeskräften.

Der Hund hörte die Stimme seines Herrn, kam herangeprungen und lief wieder mit dem Wagen.

Brauneberger hatte in seiner Aufregung die Marken unbemerkt aus der Hand fallen lassen. Er schob sich wieder in den Wagen hinein, wartete und schwankte nach der vordern Plattform, stieß und wurde wieder geschoben und gestoßen und bekam manche unangenehme Titulatur zu hören. Alles schimpfte über das große Bündel, das Spiel Raum wegnahm, Brauneberger selbst am meisten, denn wenn er sich darauf stellte, stieß er oben an die Decke, stieg er herab, so trat er den andern auf die Füße.

Das Klucken!

Jetzt drückte sich zum Überflus noch der Kontrolleur unter sie.

„Billets vorzeigen!“ rief er.

Brauneberger wies nach seinem Hut.

„Da seh' ich nichts oben,“ sagte der Kontrolleur.

„So thuns halt Ihre Augen auf!“ erwiderte der Privatier gereizt.

„Ich hab' sie auf,“ bemerkte der Beamte. „Wo ist Ihr Bille?“

Brauneberger, der wie eingekleidet stand, zwangte seinem Arm aus der Menge, nahm, so gut es ging, den Hut ab und bemerkte, daß die Marken fehlten. Er erinnerte sich gar nicht mehr, daß er sie selbst herabgenommen.

„Die muß mir jemand gestohlen haben,“ sagte er jetzt, die Umstehenden mit eigentümlichen Blicken mustend.

„Was?“ rief einer der Mitfahrenden. „Gestohlen? So! U wir etwa —“

„Hauts eam sein Käiba (Hut) ein!“ rief ein anderer in schmutziger Arbeitstracht. Und — piff! paff! Der Hut Braunebergers zeigte sofort eine jener Verwandlungen, die am besten mit dem Platsbalg einer Zugs-harmonika vergleichbar.

Jetzt aber schimpfte er, wie seit undenklichen Zeiten nicht mehr. Dabei sah er so possierlich aus, daß die eng an ihn gepreßten Nachbarn geradezu in einen Lachkrampf verfielen. Dazu mußte er sich noch ein neues Bille lösen. Gleich darauf hörte er wieder seinen Buzl bellen.

„Buzl! Buzl! herein! herein!“ schrie er.

Er neigte sich hinaus, da fiel ihm unglücklicherweise der soeben wieder aus der Stirne gehobene Hut vom Kopfe.

„Halt! halt! Mein Hut!“ rief er. „Buzl, schön apport!“

Buzl hatte gehört und sofort den Hut erfaßt.

„Wenn nur den verdammten Pack der Teufel holte!“ rief jetzt ein Mann, der sich soeben an das Bündel gestoßen. „Es ist eine Unverschämtheit, die Leute so zu genieren.“ Verstanden, Sie, — Sie —“



„Wer, ich?“ rief Brauneberger.
„Ja, Sie! Wenn Sie den Pack nicht gleich weghun,
werf ich ihn zum Wagen hinaus.“

„Das probierens!“ entgegnete der Privatier. „Dann
kann sein, daß — was g'schieht.“

„G'schieht, was will!“ rief der andere dagegen. „Mit
so rücksichtslosen Leuten macht man nicht viel Feder-
lesens.“ nahm das Bündel und warf es hinaus.

„Herr Kondukteur! Herr Kondukteur!“ schrie Braune-
berger. „Ich protestiere! Ich will meinen Pack!“

Der Kondukteur, welcher hoben das Zeichen zur Ab-
fahrt von der Haltestelle gegeben, hörte bei dem allge-
meinen Lärm und Gelächter nicht sogleich die Rufe des
Hilfesuchenden.

Der Hund lief neben dem Wagen, den ruinierten
Hut apportierend, lustig daher. Seinem Herrn rannen
die Schweißtropfen von der Stirn.

„Gemeines Volk!“
räuferte er. „Wer
sich unter euch mischt,
ist verloren!“

Da kam er aber übel
an.

„So eine Frechheit!“
hieß es. „Er will uns
Arbeiter verachten, der
Faulenzer!“

„Werst's 'n naus!“
schrien andere.

In diesen Richter-
spruch stimmten alle ein.
Er ward, trotz Braune-
bergers Gegenwehr, auch
vollzogen. Als am Send-
lingerthor der Wagen
Halt gemacht, flog
Brauneberger hinaus. —

Der Tischler empfing
ihn mit offenen Armen.

„Die Halunken!“ schrie
Brauneberger, hochrot
vor Zorn. „Vergiften
könn't ich sie, die misere-
rabeln —“

„Ruhig! ruhig!“ be-
sänftigte der Tischler den
Freund, außer sich vor
Freude. „Wenn ein
Hendarm kommt, arrei-
tiert er dich wegen öffent-
licher Ruhestörung.“

„Das ging mir gerad' noch ab!“ schrie der andere.
„Um Gotteswillen, mein neuer Hut!“ fuhr er entsetzt
fort, dem Buzl die arg zugerichtete Kopfbedeckung aus
dem Maule nehmend.

„Aber, wo ist denn mein Bündel?“ fragte der
Tischler.

„Der Teufel hol' dein Bündel, und dich dazu! Beim
Stachus droben haben sie 's aus dem Wagen g'worfen,
die Lumpen, die Tagdiebe, die —!“

„Bst! bst!“ beruhigte der Tischler. „Es sind Ar-
beiter. Die haben sich einen Spaß mit dir gemacht,
du grantiger Faulenzer.“

„Einen Spaß? Mit mir?“ fragte Brauneberger,
ein äufferst dummes Gesicht machend.

„Geärgert, mein' ich, hast du dich rechtschaffen. Dein
Blut wallt noch. Ich hab' die Wette gewonnen. Die
hundert Mark hol' ich mir morgen. Hoffentlich bekomn'

ich das Bündel mit dem Arbeitszeug wieder, sonst mußt
du mir Auch dies mit — fünfzig Mark erlegen. Die
Fahrt hat sich für mich rentiert.“

Jetzt erst dachte Brauneberger wieder an die Ursache
dieser Vergnügensfahrt; er hatte vor lauter Ärger
ganz darauf vergessen. Er atmete hoch auf. Sein
Gesicht nahm allmählich einen ruhigeren Ausdruck an
und heiterte sich zuletzt ganz auf.

„Freunderl,“ sagte er, „was einem in einer halben
Stunde alles passieren kann, ich hätt' es nie geglaubt!
Und wirklich — mir ist schon lange nicht mehr so wohl
gewesen. Ja, du hast wahrhaftig recht; das Blut muß
in Bewegung kommen, wenn man sich wohl fühlen,
wenn man nicht grantig werden soll. Aber dein Bündel
fabr' ich auf der Trambahn nie mehr spazieren.
Das hat mir genug Püffe eingebracht. Es war geradezu
schandvoll, und gar so eindringlich möchte ich meine
Kur nicht fortsetzen.“

„Weißt, dieser Doktor
Trambahn ist mir zu
groß!“

„Dann weiß ich für
dich einen andern,“ sagte
lachend der Tischler,
„nämlich den Doktor
Hobler. Komm jeden
Tag eine Stunde zu mir
zum Hobeln. Ich lern'
dir's schon; und paß auf,
du hobelst dir die Brillen
für alle Zeiten weg.“

„Das ließ' ich mir schon
eher gefallen,“ meinte
Brauneberger. „Jetzt
aber laß' uns um das
vermaledeite Bündel Un-
schau halten. Die Wette
hast du gewonnen. Ich bin um hundert
Mark ärmer, aber um eine sonderbare
Erinnerung reicher, denn die Püffe, die
ich bekommen, werde ich noch lange spüren,
und so oft ich daran denke, wird mein Blut
rebellisch werden. Morgen aber fahre ich
zu meiner Frau und Tochter aufs Land
und bleibe bei ihnen. Abwechslung muß
sein, das ist schon wahr, sonst wird man
schimmelig, wies stehende Wasser, und
grantig, oder —“

„Du mußt wieder eine Trambahnfahrt
mit meinem Bündel machen,“ lachte der



Der Tischler empfing ihn mit offenen Armen.

Tischler.
Brauneberger aber erwiderte schnell und entschieden:
„Einmal und nicht wieder!“

Aufgang.

Wie rosig in Nacht und Schlummer
Die Wölkchen dort verblühen,
So will ein stiller Kummer
In meiner Brust verblühen.

Der Abendstern, der blanke,
Strahlt auf, zuvor noch schwach,
So wird ein heller Gedanke
Mir in der Seele wach.

Ludwig Eichrodt († 1892).

Marienbrunn.
I. Im Hochwalde.



singt, Lente, singt,
Damit das Herz nicht
springt;
Jubelt, jauchzt und
lacht:
Der Lenz ist uns er-
wacht!

Frühling! Früh-
ling! singt und kling!
es überall. Das alte,
ewig neue Wunder
ist wiederum gesche-
hen vor den staunen-
den Augen und hat
alles, was da lebt
und fühlt, nach lan-
gem eisigen Damm
zu Lust und Fröh-
lichkeit erweckt. Der
böse Winter muß

endlich das Feld räumen vor dem schönen Jüngling, der mit bekränzten Füßen unter Schalmeyenlang einzieht in sein Reich und nicht ruht noch rastet, bis er den Feind vollständig überwunden, bis er alle Gefangenen befreit und alle Glenden getrübet hat. Die sonnigen Ebenen, die warmen Thäler sind schon zurückerobert; jetzt wendet sich der jugendliche Sieger zum Hochlande, und auch hier schallt ihm ein jubelndes Willkommen entgegen. Was da lebt und webt, triecht und fliegt, krabbelt und zappelt, das wagt sich mit neuem Lebensmut ans Licht, und was nicht krabbeln und zappeln kann, das schießt empor, grünt, sproßt und treibt, und alles nimmt in seiner Weise an großen Freudenfeste teil. Vor allen andern Wesen aber fühlt sich das Menschenherz, dies seltsamste Ding unter der Sonne, frohig und verzagt, nun himmelhoch jauchzend und dann wieder zu Tode betrübt, von dem allgemeinen Freudenrausch ergriffen; es wallt über von seligen Gefühlen und unbestimmten Ahnungen, es sehnt sich hinaus aus der engen dumpfen Stube in die weite, blühende Welt; es muß einstimmen in den großen Jubelchor, und an fröhlichen Liedern fehlt's ja nicht; der Dichter soll noch gefunden werden, der nicht einmal den Frühling besungen hat:

Jetzt möcht' ich wohl im Hochland sein,
In den sonnigen Frühlingstagen,
Wenn nach langem Winter der erste Schein
In die Thale fällt, in die Tiefen hinein,
Wenn in blauer Luft, im erwachenden Hain
Die Vögelein singen und schlagen!
Wenn aus braunen Zweigen das erste Grün
Jungfräulich bricht, wenn die Primeln blühen,
Wenn im Morgenglanze die Berge glühn
Und die Stürme den Nebel verjagen!

So hatte auch wohl die schöne Ahtzehnjährige gedacht, welche an einem lichten Frühlingmorgen des Jahres 1831 mit leichtem Fuß durch den prächtigen Hochwald im Oberrhein zwischen Zuntzopf und Eggerböb' schritt. Sie sah allerliebste aus in der kleidsamen Stauffenthaler Tracht. Der oben mit Schneeglöckchen gezierte Bergstock diente ihr mehr als Spielzeug, denn als Stütze. Sie sang im Wandern und schaute mit ihren schwarzen Augen gar fröhlich in die heitere Welt hinein. Und doch wandelte das Taubennüßler BURGEL (Notburga),

die liebliche Maid, zur Zeit einen Weg, auf dem sie ihrem guten, aber gestrengen Herrn Vater nicht gerne begegnet wär'.

Auf einer Pflanzung im tiefen Hochwald rauscht unter einer grauen Felswand mächtig ein frischer Bergquell hervor, von einem kleinen Madonnenbild der Marienbrunn genannt und für jede fromme Alynnerin ein geweihter Ort. Will nämlich ein Mägdlein im Gau, der es an Burschenbekanntschaft fehlt, gern unter die Haube kommen, so nimmt sie wohl ihre Zuflucht zu dem einsamen Wunderbrunnen, vertraut der gebenedeiten Himmelskönigin ihr sehnendes Leid, läßt vielleicht ihren Stohlfenster, ihren Wunsch, ihr Gelübde sogar schriftlich zurück, damit die hochwichtige Angelegenheit ja nicht vergessen werde, und daraufhin soll schon gar mancher geholfen worden sein über Bitten und Verstehen. Das war auch in der Taubennüß' wohlbekannt und wurde oft mit Fächeln erwäht oder angedeutet, wie es in einem Hause mit vier jungen, schönen Töchtern natürlich ist. Aber der Vater hörte es nicht besonders gern. So lang es bei einem flüchtigen Scherzwort blieb, konnte er sich taub stellen, was auch andern friedliebenden Leuten in gewissen Fällen anzuzufempfehlen ist; man muß nicht aus jeder Müde einen Elefanten machen und auch einmal fünf gerade sein lassen. Ward das Kapiel aber ernster und ausführlicher verhandelt, so suchte er alsbald das Gespräch in andere Bahnen zu lenken und sprach im Notfalle auch einmal ein ernstes Wort. So jüngst noch im bösen Winter an einem stillen Sonntag-Nachmittag, als die ganze Familie nach dem Kaffee friedlich, aber nicht gerade in lebhafter Unterhaltung in dem behaglichen Wohnzimmer beisammen saß. „Wie es schneit!“ seufzte endlich Kosi, das jüngste Töchterlein, und starrte durch die kleinen Fensterscheiben betrübt in das Flockengewimmel draußen. „Heut kommt man noch einmal gar nicht vor die Thür.“

„Und morgen erst recht nicht,“ stimmte Anna, die zweitälteste Tochter, ihr zu. „Wenn nur jemand zu uns käme; ein Jägerbursch meinetwegen.“

„Oder ein junger Zollbeamter, gelt, Nannerl?“ fiel Burgi, die dritte Schwester, schalkhaft ein. „Aber selbst den Zöllnern und Sündern ist heut der Weg zu weit, das Wetter zu schlecht. Wir leben wirklich recht einsam hier. Wochenlang hört man nichts als das ein-tönige Klatschen des Baches und das Klappern der Mühle. Das Singen ist mir längst vergangen wie draußen den armen Vögeln, das Tanzen verlernen ich ganz, und wie ein junges Mamsbild anschaut, das weiß ich kaum mehr. Es wird nichts anders übrig bleiben, wenn endlich der Sommer kommt, so pilgere ich einmal andächtig zum Marienbrunnel.“

Der Vater stützte, äußerte aber kein Wort.

„Und du, Babet?“ fuhr Burgi, zur ältesten Schwester gewandt, munter fort — sie war nun einmal im Zuge. „Du hast wohl gar das Sprechen verlernt, du sagst ja rein nichts. Aber freilich, stille Wasser gründen tief. Du hast dein Teil. Bist ja immer gelehrig und brav in der Schule gewesen, den Lehrern lieb —“

„Was weißt denn du?“ unterbrach sie Babet erötend, und fuhr, um ihre Verlegenheit zu bemänteln, lebhaft fort: „Ich bin doch die Älteste und sollte zuerst an die Reihe kommen. Wenn du junges Ding schon solche Gedanken hast, so brauchte ich mich ihrer erst recht nicht zu schämen. Weißt was, Burgi? Nimm mich mit auf den Bittgang, wir wandern selbänder zum Marienbrunn!“

„Nun laßt mich in Ruh' mit eurem dummen Geschnat!“ fuhr der Vater unwirsch auf. „Dankt

Gott, daß ihr Essen und Trinken, Kleider und Schuh, Dach und Fach habt. Die Taubenmühl' ist ein warmes Nest, wo die kaum flüggen Vögelchen es recht wohl noch einige Jahrechen aushalten können."

"Hast recht, lieber Alter!" sprach seine Frau begütigend. "Die Kinder scherzen ja nur. Aber wenn ein wenig Ernst dabei wär' — nimm's mir nicht übel, ich hab' dich schon längst einmal darum fragen wollen — bist sonst ein frommer Mann, was hast du eigentlich gegen den Marienbrunn, daß man das Wörtlein kaum vor dir nennen darf? Es ist doch ein stiller und lieblicher Ort mitten in der Waldeinsamkeit, wie geschaffen zu frommem Gebet. Und warum sollt' ein unschuldig Mägdlein nicht auch um das Flehen dürfen zur hehren Frau, was ihm zunächst am Herzen liegt, um einen braven und lieben Mann? Das ist mir immer recht kindlich und rührend vorgekommen. Und daß du's nur weißt, ich hab's selber gethan zu seiner Zeit" — sie legte bei diesen Worten haust ihre Hand auf die seinige — "und mein Gebet ist in Erfüllung gegangen."

Er drückte ihr bewegt die Rechte. "Am Marienbrunn?" fragte er.

"Ja," bekaunte sie.

"Und hast ein Bittgesuch mit deiner Namensunterschrift zurückgelassen?"

"Nein," antwortete sie, die Augen fröhlich zu ihm aufschlagend, "dazu schämte ich mich doch."

"Recht," belobte er sie; "es wär' mir auch nicht lieb gewesen, sogar jetzt nach so vielen Jahren nicht. Schau, daß ein Mädel seine Gedanken und stillen Wünsche hat, so aut wie ein junger Bursch, wer möcht's ihm verübeln? Auch um ihre Erfüllung bitten darf's —"

"Am Marienbrunnel?" fragte sie schon wieder schalkhaft nach dem Ernst.

"Meinethalb," entgegnete er lachend und gab ihr einen leichten Klaps; "einem armen Dirndel verarg' ich's nicht, daß es alle Riemen zu Bord legt, einem Aichenbrödel, das immer in der Küche hocken muß, zu keinem Tanz kommt, einen hübschen Burschen nur aus der Ferne sieht, die mag meinethalb eine Wallfahrt unternehmen, und ich will ihr Glück und Segen dazu wünschen. Meine Töchter aber haben's, Gott sei Dank, nicht nötig, die möcht' ich nie auf dem Wege sehen. Das Mägdlein ist freilich einsam, aber man kam doch zufällig mit diesem oder jenem zusammen treffen, und wer einem jungen Dirndel dort begegnet, der weiß, wie ihr zu Mut ist, was sie will und erstcht, und das paßte mir nicht. Nun aber gar etwas Geschriebenes dort anzuhängen, dem ganzen Gau zu verkünden: Kommt und helft; ich will und muß bald einen Mann haben! — sich dem Gerede, dem Mitleid, dem Hohn und Spott preiszugeben — nein, mag ein anderer darüber denken wie er will, mir gefällt's durchaus nicht! Es kommt mir unzart, unweiblich, vordringlich, thöricht, frech vor; selbst einem blutarmen Mädel verzeih' ich's nicht leicht, und wenn gar eins von den meinen sich so weit vergäß, mir die Schande anthät —"

"Sei stad," meinte die Mutter; "die übermütigen Mädel haben ja nur gecherzt. Sie laufen keinem Mannsbild nach."

"Haben's auch nicht nötig, und sollten dafür ihrem Vater dankbar sein. Ihre Augen und meine Gulden locken das junge Volk schon her. Ich merke zuweilen mehr, als ich mir anmerken lasse. Aber von dem Ma — was hast du, Babett?"

Sie war aufgesprungen und ans Fenster geeilt. "Joseph — der Herr Lehrer kommt," verbesserte sie sich,

"Schön," sprach der Vater, "alle Achtung vor ihm, bei dem Wetter! Aber um unser Gespräch zu beschließen, eh' er dazu kommt: von dem Marienbrunn will ich künftig, auch im Scherz, nichts mehr hören. Merkt euch das!"

Das alles hatte Burgi aufmerksam und, wie es sich für ein wohlgezogenes Kind ziemt, schweigend mit angehört, auch ihrem lecken Zünglein seitdem, wenigstens in Gegenwart des Vaters, Gewalt angethan und das verpönte Wort nur etwa zwei- bis dreimal zu nennen gewagt. Aber ihre Gedanken hielt sie nicht so gehoriam in Zucht, sondern ließ sie nach Art der echten Coasstöchter gerade um das Verbotene lustig und lästern herumtschweifen. Und als der Frühling gekommen war, da nahm sie eines schönen Morgens Urlaub unter dem Vorwande, eine alte Muhme in den Bergen zu besuchen, hatte aber von vornherein insgeheim beschlossen, nebenbei einen kleinen Abstecher nach der Wunderquelle zu machen — die alte Frau lief ihr ja derweil nicht weg. So wanderte das lebhaftes Mägdlein wie heraufschicht von der Wonne des Lenzes leichtfüßig durch den prächtigen Wald und war allmählich ihrem Ziele ganz nahe gekommen. Ein Simpel in nagelneuer roter Weste, wahrscheinlich der Portier oder Sakristan jenes Waldheiligtums, sinct lockend von dem sprossenden Zweige einer Weißbuche herab: "Komme doch, komme doch, komm doch, Schöne!"; neben ihm flötet ein Schwarzblättchen (Meise): "Die Fenster auf, die Herzen auf!" und Amstel und Drossel duettieren gar siegesbewußt: "Nun treiben wir den Winter aus, den alten kalten Krächzer!" und noch manch Schmädelein thut sich auf und weiß etwas anderes Liebes, dem Frühling zu Ehr und Preis. Der eigenen Neigung und der süßen Vokstimmte folgend, tritt Burgier aus dem Wald hinaus auf die Lichtung. Ein schlankes Reh, das durstig des frischen Duells getrunken, eilt aufgeschreckt in raschen Säsen davon; auch der kleine Quakelmeier am sonnigen Ufer, das Laubfröschlein in seinem grünen Wänschen, nimmt Reißfuß und hüpfet eilig ins Versteck. Es ist merkwürdig! Wo wir Menschen nur den Fuß hinsetzen, da huscht, springt, kriecht, fliegt, hüpfet und lauft alles Lebendige schleunigst davon. Wir sind eben die schlimmste Nothe Unholde und haben fast alles — derb, aber nur zu wahr gesprochen — zum Hineinbeißen lieb, zum Freßern gern. Und diese seltsame Bärtlichkeit gefällt unsern Mitgeschöpflein nicht besonders, wenn wir Herren der Schöpfung und bevorzugte Wesen in Gottes lieblicherer Natur unser zudringliches Gebaren auch mit allerlei hochtönenden Worten: Bedürfnis, Wissenschaft, Freiheit und Menschenrecht, verbrämen und entschuldigen. Darum schiebt alles, was Tdem hat, scheu vor uns, und meist thun die Tierlein klug daran. Das roßige Mägdlein freilich hätte heut abichtlich gewiß keinem von ihnen etwas zuleide gethan; aber wie können das die Tierlein wissen? So muß auch hier, wie in and r i Fällen, der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Zudem mögen sie vielleicht einmal gehört oder selbst gewittert und mit ihren klugen Auglein gemerkt haben, daß im Hochland von einem schönen Mägdlein selten ein schmucker Jäger oder flotter Fischer weit entfernt ist, und von diesen ehrenwerten Mitglieder n der menschlichen Gesellschaft wollen Reh und Frosch nun erst recht nichts wissen. Bedauernd blickte Burgi den Enteilenden nach und sah sich dann auf dem heimlichen Plätze um. Wie lieblich rauschte der geweihte Quell! Am Rande blühten die ersten Frühlingssboten, die zarten Schneeglöckchen, im Alpenland bezeichnend „Schnee-

hadern" genannt, gleichsam als wären es die letzten Fetzen des weißen Winterkleides, welches die alte Mutter Natur nun abgelegt und zerrissen hat, um sich aller Welt zur Freude nach der allernuesten Frühlingsmode in ein schöner Gewand zu werfen, in buntgesticktes Grün. Neben den bescheidenen weißen Blümlein prangten frisch erschlossene Bergwald-Vergißmeinnicht, und zwar nicht in der gewöhnlichen blauen Farbe, sondern von der seltenen Art, zart rosig angehaucht. "Wunderhold," rief Burgi entzückt; "das giebt ein Kränzlein fürs liebe Gottesmutterl." Rasch plückte sie die schönsten und schmückte damit das geweihte Bild, ein kleines Sträußlein steckte sie an ihr Nieder, dann faltete sie die Hände und betete andächtig. Und nun hätte sie ihren Stab weiter setzen können und sollen, dem Häuslein der alten Mähne zu, ohne besondere Schuld und großen Tadel, selbst in den Augen des Vaters, falls er überhaupt je Kenntnis von dem Umwege bekam; hatte sie doch bisher nur gewagt, was ihre gute Mutter längst vor ihr gethan, was er selbst nicht ausdrücklich verboten, und zwar bei Gelegenheit, ohne Aufsehen zu erregen, allein und unmerklich. "Steh nicht länger, geh! Vaterzorn thut weh!" warnten die frommen Vöglein, und wirklich wandte sie sich, wenn auch langsam und zögernd, zum Weitergehen. Sinnend und träumerisch schaute sie noch einmal dem Spiel der Wellen zu, auf die der Sonnenschein Naufsgold und Rahensilber und anderes magische Gefunkel zauberte, als wäre das Bächlein ein geheimnisvoller Märchenbrunnen. Aber mit ihrer ernstern Stimmung war's plötzlich vorbei, als ihr Blick, sich wieder hebend, auf die vielen kleinen Gelbnistafelchen fiel. "Die hätt' ich fast vergessen," murmelte sie lachend, "die muß ich mir doch etwas genauer ansehen," womit sie denn vergnügt alsbald begann. "Lauter Bittschriften von Dirnerln um einen braven, schönen und reichen jungen Mann!" dachte sie, "o du kreuzverliebte Welt! — Ob ich's auch einmal versuch'? Das wär' ein Leben auf der Taubenmühl', wenn ein Freier nach dem andern angetrabt käm'. Die Jägerburschen, die bei uns einfehren, mir Blumen bringen oder ans Fensterl stellen, sind gute, ehrliche Tröpfe in ihrer Art, aber den rechten hab' ich noch nicht unter ihnen gefunden. Ich wag's, jedenfalls giebt's Späß. — Aber der Vater? — Ei, der brauch't's ja nicht zu erfahren, und wenn mein Sprößlein recht kräftig wirkte, ihm am Ende einen Grafen oder Prinzen als Sidam brächte, so wär' er

selber damit zufrieden." Sie lachte wieder hell auf. "Ich thu's! Was schreib' ich nur gleich? — Halt, ich hab's! Ja, so wird's gehen." Des glücklich gemundenen Keimes froh, schrieb das mutwillige Mädchen ohne längeres Besinnen mit einem Nötel an das weißgraue Gestein, in welches das Madonnenbild eingelassen war:

"Sechstausend Gulden,
Und doch keinen Mann!
O du himmlische Frau,
Was fang' ich da an?"

Maria, hilf der Rotburga Rosenegger, des Taubenmüllers Töchterlein im Staufenthal!"

So! Was man thut, soll man ganz thun; kein Wörtlein und keinen Namen, kein Strichlein und Buntlein



hatte sie sich geschenkt, das Maß des Trevels bis zum Rande gefüllt. Mit Selbstzufriedenheit überlas sie ihre Leistung und klatschte lustig in die Hände: "Das muß wirken! Das wird ziehen!" Möglich horchte sie gespannt auf: "Nauicht es nicht dort in den Büschen? Wenn jemand käme —" Rasch ergreift Burgi ihren Bergstok und eilt in östlicher Richtung weg.

Nicht weit. Aus einer Wurzel waren zwei Buchen aufgeschossen, die eine hatte aber weichen müssen, und der Überrest ihres glatt abgelagerten Stammes bot einen gemächlichen Sitz dar, die andere, um so mächtiger gediehen, mußte als Deckung dienen, hinter welcher Burgi neugierig zum Marienbrunnlein hinunterpähte. Sie war wirklich keinen Augenblick zu früh entflohen. Soeben trat aus dem Hochwalde ein junger Wandersmann auf die Pflanzung, groß und stattlich, und fehlerfrei ge-

wachsen wie eine Edeltanne. Das Felleisen auf seinem Rücken kennzeichnet ihn als reisenden Handwerksburschen; das Schisslein, das im Sonnenschein darauf funkelt, sogar noch näher, als Weber; das weißblaue Seidenband, welches von seinem Wanderstabe lustig im Morgenwinde flattert, zeigt an, daß er ein Bayer, und die blaue Soldatenmütze, daß er noch nicht lange von Dienst entlassen ist. Das alles hatte die scharfsinnige Lauscherin mit ihren schwarzen Guckäugelein im Nu erfaßt, und noch mehr dazu, was ihr noch besser gefiel: die dunklen Locken, welche widerspenstig unter der blauen Mütze hervorquollen, die edelgebildete Nase, das feste Schnurrbartchen, die frischroten Lippen, die bligenden Augen, welche der schöne Jüngling forschend nach allen Seiten gehen ließ, als vermisse und suche er etwas. Jetzt stellt er sich stramm und gerade hin vor das Madonnen-

bild, entblößt sein Haupt und verrichtet ein stilles Gebet, kurz und bündig nach Soldatenart, wenn auch nicht grade nach der Anweisung jenes die Gleichmäßigkeit liebenden Unteroffiziers beim gemeinsamen Gebet seiner Leute: „Jeder zähle langsam bis siebenunddreißig und setze dann die Mütze wieder auf!“ — Jetzt fällt sein Blick auf die Mützenschrift, er liest sie halblaut für sich hin und schließt mit einem kräftigen „Hurra!“ Wieder späht er aufmerksam rechts und links — hat er wirklich etwas entdeckt? Jedenfalls kommt er geradewegs auf Burgis Bersteck zu. Eilfertig erhob sie sich und trat, dem Nahenden den Rücken wendend, als habe sie ihn gar nicht gesehen, mit stark klopfendem Herzen, äußerlich so unbefangenen wie möglich, die Weiterreise an. Aber so flink sie auf ihren zierlichen Füßen war,

bald hatte der Schaulst, der frühere Leibgrenadier des Königs, mit gewaltigen Schritten das aufgeregte Mädchen eingeholt. „Grüß Gott!“ rief er, sich höflich neigend, „ist im freien Hochwald eine offene Frage erlaubt?“

Sie antwortete nichts, sondern rang nach Atem. Er schien ihr Schweigen als Einwilligung zu deuten und fuhr fort: „Hat mich mein gutes Glück, oder vielmehr die liebe Himmelsmutter, gleich mit der schönen Burgis aus der Taubenmühl zusammengeführt?“

Aber schon hatte sich auch das Mädchen wieder gefaßt und erwiderte spitz: „Wo in der Welt ist's denn Brauch, wildfremde Leut' gleich so anzufragen? Hier zu Land nicht.“

So entspann sich ein leichtes Wortgeplänkel, nicht ohne Schärfe, und dabei gingen die feurigen Blicke immer verstohlen hin und her, flüchtig, aber vieles sagend, was der Mund noch unausgesprochen ließ. Unwillkürlich mächtigten beide ihren Schritt, um die unverhoffte Himmelsgabe dieses wohnigen Zusammengehens desto länger zu genießen, sollte auch weiter nichts darauf folgen. Aber wer weiß? Der Marienbrenn hat schon größere Wunder gethan. Mit Burgis frohen Empfindungen kämpften freilich auch Scham und Angst; aber der junge Mann benahm sich sehr zartfühlend und rücksichtsvoll, der Duckmäuser, ohne sein Ziel dabei aus den Augen zu lassen.

„Wollen wir hier nicht ein wenig rasten?“ meinte er, und ließ sich auf einem gefällten Baumstamm nieder. Sie willigte schweigend ein, ließ aber viel mehr Raum zwischen sich und ihm, als ihm lieb war. Er legte den Mantel ab. „Wenn zwei miteinander bekannt werden sollen —“

„Was in unserm Falle durchaus nicht notwendig ist,“ fiel sie ein.

„— so müssen sie sich ihren Namen nennen, und einer muß anfangen,“ vollendete er lächelnd seinen Satz, „Das will ich denn thun. Ich heiße Andreas Vertensteiner und bin ehrlicher Leute Kind.“

„Glaub's schon, obgleich das jeder sagen kann.“

„Ich kann mehr, ich kann's beweisen,“ erwiderte er und holte aus seinem Tornister einige Schriftstücke hervor. „Hier ist mein Wanderbüchlein, zuletzt vom gestrengen Herrn Landrichter in Traunstein vishert — ich wär' gern da geblieben, es gefällt mir hier in den schönen Bergen, aber es hat nicht sein sollen, fand keine Arbeit, will jetzt nach Reichenhall — sehen wir uns vielleicht dort einmal?“

„Wenn wir einander begegnen, gewiß; ich hab' nie ein' Tarntappen an.“ „Wär' auch schad für das liebe Gesichtel. Soldatenblick darf man der Welt nicht entziehen.“

Sie schien die Artigkeit zu überhören und sprach nedend: „Die vielen Stempel zeigen, daß der lose Wandervogel nirgends lange bleibt.“

„Bis er das richtige Nest gefunden hat,“ erwiderte er zärtlich; „dann ist er tren und fliegt nimmer fort. Ja, als ich noch in München bei des Königs Grenadieren stand, die hohe Bärenmütze auf dem Kopf — hier ist in in ehrenvoller Abschied —“

Er war etwas näher gerückt, scheinbar ganz harmlos, nur um ihr das Schriftstück besser zeigen zu können, aber sie merkte die Kriegslit und vergrößerte schelmisch den Abstand wieder. Doch nicht gar viel, und vorher hatte sie mit einem raschen Blicke bereits entdeckt, daß der fette Bursch noch nicht ganz siebenundzwanzig Jahre zählte.

Er ließ als alter Soldat sich nicht so leicht entmutigen, sondern wagte frisch einen neuen Sturm. „Hier,“ sprach er und entfaltete mit einer gewissen Wichtigkeit einen großen Bogen, „hier ist meine liebste und beste Urkunde. Noch alalt und schön und neu, man sieht's ihr nicht an, daß der Schweiß vieler Jahre daran klebt. Und mein Meisterbrief würde mir noch lieber, wenn so schöne Augen ihn einmal freundlich ansehen wollten.“

„Das macht ihn nicht besser noch schlechter,“ erwiderte sie lachend, „aber ich hab' solch ein Ding noch nie gesehen —.“ Und schon hatte sie die Hand ausgestreckt und den Bogen ergriffen, und las nun zum Entzücken ihres andächtig lauschenden und sie mit leuchtenden Blicken ansehenden Zuhörers halblaut folgendes:



Sie las nun zum Entzücken ihres andächtig lauschenden Zuhörers.

„Inhaber dieses Freibriefs, Andreas Bartensteiner aus Köflern im Rottthale, 26 Jahre alt, hat bei seinem Vater das ehrsame Weberhandwerk gründlich erlernt und ist darauf allort von der Lehre frei und zum Gefellen gesprochen worden, nachdem er ein wackeres Gefellenstück vorgelegt, bestehend in einem Stücklein feinsten Köfleinwand und einem kunstvoll gewobenen Tafelzug. Seitdem hat er mit vielem Fleiß und bestem Erfolge sich weiter in seinem Gewerbe auszubilden gesucht, wie sein uns nunmehr vorgelegtes Meisterstück beweist. Mit allen Webarten und -Stoffen, von der feinsten Seide bis zum starken Hans, ist er wohlvertraut. In ein schwarzgelbes Seidentüchlein hat er das Bildnis des Ministers von Metternich täuschend ähnlich hineingewoben, und auf einer Standarte den

ihren rosigen Gesichtern! Schlänge frische Farben ineinander, ließe das Schifflein mit lustigem Lied durch den verzwickten und verzwickten Zettel laufen, und Schuß und Zettel sollten sich verbinden nach Herzenswunsch. Doch was schwach' ich? Ohne Geld ist schwer Meister spielen — ach, wenn ich zunächst nur als Gefelle hier in der Nähe bleiben darf!“

Burgi that, als verstehe sie diesen Wunsch nicht, wie er gemeint war, sondern erhob sich, um weiter zu gehen.

„Warum so eilig?“ fragte er.

„Hab' mich schon zu lang verweilt und noch eine gute Strecke vor mir.“

„Darf ich mitkommen?“

„Mein Weg führt bald abseits.“

„Kein Umweg ist mir zu weit —“

„Nein!“ entschied sie. „Meine Ruhme sieht noch ziemlich gut mit ihren alten Augen; das gab' ein Gefrag' ohne End'. Aber bis zu jener hohen Tanne können wir meinethalb noch mitkommen gehen.“

Das thaten sie denn, langsam, in erstem Gespräch. Die höher steigende Sonne glühte durch das junge Laub auf den schmalen Pfad, ein leichter Wind rührte die schwanken Zweige, die Vögelin saugen, und die holdsten Blüten in dieser Waldensamkeit, die jungen Menschenkinder, neigten sich zärtlich mehr und mehr zueinander, der weil sie mit übervollem Herzen sittsam Seit' an Seite schritten. Aber ihren Namen sagte Burgi nicht. Nur zu schnell war die Scheidestelle erreicht.

„Behüt' Gott!“ sprach das Mädchen und reichte ihm die Hand.

„Und soll ich nicht erfahren, mit wem —“

„Wozu? Ubrigens hab' ich auch keine Papiere, mich auszuweisen,“ setzte sie schalkhaft hinzu.

Aber nur ein schwaches Lächeln glitt über des armen Burschen ehrlich Gesicht. Ihm war gar nicht scherzhaft zu Mut; seine gewohnte Keckheit hatte ihn ganz verlassen. „Wenn's denn sein muß,“ sprach er betäubt. „Aber ich sag': Auf Wiedersehen! Sonst wär' der Abschied gar zu frohlich nach der schönsten Stunde, die ich noch erlebt. Behüt' Gott! und auf frohes Wiedersehen!“

Er drückte ihr die Hand, die er noch in der seinigen behalten und wandte sich schnell ab, um seine Bewegung zu verbergen. Solche Folgsamkeit rührte sie und trug ihm süßen Lohn. Kaum war er drei Schritte gegangen, so traf ihn ein leichter Wurf; er drehte sich flugs um und sah zwar nur den Rücken des hastig enteilenden



Kaum war er drei Schritte gegangen, so traf ihn ein leichter Wurf.

Mo gefertigt und mit Siegel und Unterschrift versehen zu Passau am 14. Januar im Jahre des Heils 1831 von der Webergenossenschaft des bayerischen Waldes und des Rottthalgebiets.

Anton Zettel aus Wegscheid, Vorstand. Franz Niendorf aus Griesbach, erster Beisitzender. Johannes Gradl aus Salzweg, zweiter Beisitzender. Joseph Zwilch aus Zwißel, Schreiber.“

Burgi faltete den Bogen sorgsam wieder zusammen und gab ihn seinem Eigentümer zurück, der unvermerkt wieder dicht an ihre Seite gekommen war. „Dazu kann man schon Glück wünschen,“ sprach sie aufrichtig. „Aber warum wandert denn der Meister noch immer in der Welt herum?“

„Warum?“ wiederholte er schmerzlich. „Wie gerne blieh' ich hier im schönen Hochlande! Wöbe Amentausch und Schrenglöckerte in die Köcklein der schlanken Traun- und Staufenhalerinnen, wie sie passen zu

* *) Den spätern König Maximilian II.

Mädchens, aber zu seinen Füßen lag das Sträußlein, das sie eben noch an ihrer Brust getragen. Entzückt hob er es auf und drückte es an seine Lippen. „Vergiftmeinnicht!“ jubelte er. „Das soll ein Wort sein!“

Getröstet zog er seines Wegs, auf Reichenhall zu. Seine trübe Stimmung war mit einemmal verfliegen, und sein tapfer Herz schlug wieder Generalmarsch so munter wie je. In diesem gehobenen Gemüthszustande war es dem guten Andreas, als sei er plötzlich der Vogelstimmen kund geworden, wie weiland König Salomo.

„Sie liebt ihn! Sie liebt ihn!“ irrte eine Kerche hoch über seinem Haupte im Himmelsblau.

„Sie ist klug und lustig wie ich!“ rief der Specht.

„Sie hat Augen wie ein Reh, und Haare gleich meinem glänzenden Gefieder!“ trächzte sogar der Steinrabe vom Felsen herunter.

„Hat sie mir nicht oft Brotkrümlein gestreut und noch jüngst das süße Herz, das sie beim Vebüchler gekauft, freundlich mit mir geteilt?“ stötte dankbar das Rotkehlchen. „Sie hat wirklich ein gutes Herz.“

„Und Wänglein kirschrot!“ püffte der Spatz.

„Und zierliche Füße!“ beteuerte die Schnefse.

„Und sechshundert Gulden!“ setzte die Goldamsel mit lieblichem Klange hinzu, und alle Vögelein ficherten und lachten um die Wette.

„Damit fände sie einen Mann, und wär' sie auch nicht die schönste Dirn' aus der Taubenmühl', sondern häßlich wie ein Nachtvogel, wie jene Gulle!“ zwitscherte der Gimpel.

„Halt deinen losen Schnabel, sonst fass' und zaus' ich dich,“ fiel das beleidigte Steinfänzlein ein. „Wer weiß, ob's wahr ist? Wer hat das Geld gesehen? Wer weiß, ob das Dirnel überhaupt des Taubenmüllers Töchterlein ist? Gesagt hat sie's nicht.“

Andreas wurde plötzlich nachdenklich. Daß doch auf jedem Rausch eine Ernüchterung folgen muß! Ja freilich, genannt hatte sich ihm die liebliche Erscheinung nicht, trotz allem Bitten und Drängen, gegeben hatte er nicht, daß sie die Felswand mit Kötel beschrieb, nur vermutet, es mochte alles Irrtum und Einbildung, und sie ein blutarmes Mädchen im einzigen guten Gewand, so rat- und hablos wie er selber sein — darum ihr Ernst beim Scheiden, ihre Verschlossenheit, es konnte ja doch zu nichts führen als zu frühem Tode oder zu langer ausichtsloser Qual —

„Sie liebt ihn! Sie liebt ihn!“ klang's wieder jubelnd von oben, und Andreas drückte das Wanderbüchlein mit den Vergiftmeinnicht fest an seine Brust. „Mag's sein, wie's wolle,“ dachte er, „ich spür' ihr nach! Wenn sie nur will, nur fest und treu bleibt, so soll sie mein werden, und müßten wir auch noch sieben Jahre warten. Sie liebt mich! Sie liebt mich!“

II.

In der Taubenmühle.

Acht sonnige Tage gingen ins Land. Am Untersberg knospeten die Alpenrosen, und am hohen Staufen in schwindelnder Höhe blühten weiße Sternlein auf, zärtliche Kümlein in warmen Flanellkleidchen, denn droben war's noch bitterkalt. Aber so wollig und lieb angelhan, lachte das Edelweiß wohligh und freundlich den blauen Himmel an. Das Staufenthal grünte täglich schöner im Frühlingschmuck, die Sallach rauschte munter über Geröll und Gestein der Salzach zu. Schloß Staufeneck spiegelte seine funkelnd:n Zinnen im klaren Bergstrom. In der Waldschlucht geht ein Mühlenrad. Daß der Taubenmüller wohlhabend ist, sieht man schon dem ganzen schmucken und begablichen Ansehen an,

welches dereinst, will's Gott, schuldenfrei auf sein einziges noch junges Söhnlein übergehen soll; daß er aber daneben jeder seiner vier blühenden Töchter sechstausend Gulden bar mitgeben kann, hätte schwerlich einer hinter dem zwar anständigen und gastfreien, aber ruhigen und bescheidenen Manne gesucht, der allem prahlrischen Vordrängen gründlich abhold war. „Viele Brüder, schmale Güter,“ es dürften auch Schwestern sein, das ändert an dem Ergebnis der Teilung nichts. Eine gute Aussteuer sowohl, auch vielleicht einen kleinen Zehrpennig auf die Lebensreise, das möchte mit Fug ein glücklicher Bewerber, der hier anklopft, erwarten. Aber ein Vermögen als Mitgift! Um das glaublich zu machen, dazu bedurfte es wirklich einer unzweideutigen Erklärung, gleich der festen Steininschrift am Marienbrunn und einer Erkenntnis der Hand und eines festen Vertrauens auf die offenerzige Schreiberin dazu.

Burgi war von ihrem Ausfluge in felsam träumerischer Stimmung heimgekehrt, hatte viel von der Muhme erzählt und herzliche Grüße derselben überbracht, von ihrem Abstecher und dem tollen Wagnis aber zunächst keinem Menschen ein Sterbenswörtchen gesagt. Bisher war daselbe denn auch ihrem ersten Vater glücklich verborgen geblieben, obgleich sie mehrmals nicht ohne Grund in großer Angst deshalb geschweht hatte und in den letzten Tagen fast gar nicht aus derselben herauskam. Denn es hatten sich in der Taubenmühle seitdem wichtige und überraschende Dinge ereignet, die sie, abwechselnd froh und bang, in heimlichen Gedanken mit ihrem unüberlegten Schritt in Verbindung brachte. Zuerst war eines schönen Morgens der Herr Lehrer Joseph angetreten und hatte in aller Form um Babettens Hand angehalten. Ganz unerwartet kam dies nun freilich weder dem Mädchen noch den Eltern; der junge Mann war schon seit einiger Zeit im Hause bekannt und wohlgeübt. Die gute Mutter hatte er längst auf seiner Seite und auch der Vater erklärte sich einverstanden; er kannte die durchaus nicht glänzenden, aber wohlgeordneten Verhältnisse des Lehrers und wußte, daß derselbe bei Gemeinde, Amtsgenossen und Vorgesetzten in hoher Achtung stand. Auf's Geld brauchte der Müller bekanntlich nicht zu sehen, zu jung war seine Aelte auch nicht mehr, er freute sich, sie in der Nähe zu behalten, und so gab er in Gottes Namen seinen Segen dazu. Aber nun geschah etwas Überraschendes. Kaum hatte man die erste Kühlung und Freude soweit überwunden und sich zu einem Trunke Wein und einem eiligh herbeigeholten Imbiß niedergesetzt — nur Rannerl lief noch ab und zu —, der Vater in heiterer Gelassenheit, Joseph in höchster Wonne schwebend, die Mutter, Babett und auch Burgi mit feuchten Augen, und Kosi schlau lächelnd und scherzend, da ging die Thür auf und Otto, der junge Zollbeamte, trat ein, in seiner besten Uniform, ein vorchriftswidriges Sträußlein im Knopfloch, rasch, tapfer, eilig, wie das so seine Art war, mit hochgerötetem Gesicht: „Stör' ich?“ rief er verwindert. „Nicht im mindesten!“ erwiderte Vater Kosenegger munter; „mir immer Platz genommen und mitgemacht, wir feiern Verlobung.“

„Dann feiert gleich zwei; es geht in einem her,“ rief Otto unverzagt zum allgemeinen Erstimmen. „Kommt, Rannerl,“ — er zog sein verhäimtes Schäslein in die Stube — „hilf mir die lieben Eltern schön bitten, daß sie auch uns beiden erlauben, glücklich zu sein!“

Kosi klatschte seelenvergnügt in die Hände: „Zw'i Bräute auf einmal! Das wird lustig! Wenn's in dem Tempo weitergeht, so kommt die Reihe auch bald an mich!“

„Still!“ wehrte der Vater, „Bäckfischlein dürfen gar nicht mitreden.“ Ernst fuhr er dann, zu Otto gewandt, fort: „Ich muß gestehen, das kommt mir ganz unerwartet. Eile mit Weile ist ein guter alter Spruch. Soll ich überrumpelt werden?“

„Keineswegs,“ verlesete Otto ohne Stoden. „Ich geh' nur gern grad' aufs Ziel los, wenn ich einmal entschlossen bin. Und eine Vorgeschichte ist doch auch da. Wer nur Augen im Kopf hat, der muß gesehen haben, daß mir die Kammer lieb ist, nicht erst seit gestern.“

„Schon recht — mag sein, daß auch ich was gemerkt hab', ohn' es mir anmerken zu lassen — aber warum so Knall und Fall? Warum grad' am heutigen Tag? Ist das Verabredung oder zufälliges und dann ganz merkwürdiges Zusammentreffen?“

Burgi saß wie auf Kohlen. Wie, wenn der stürmische Freiersmann jetzt offenberzig erwiderte: „Weil ein rotes Vögelein am Marienbrunn mir verraten hat, daß ich als Euer Eidam nicht auf mein noch knappes Gehalt angewiesen sein, sondern mit dem schönen lebendigen Schatz einen klingenden gemünzten Empfangen werde?“ Dann konnte der Freudentag sich plötzlich ins Gegenteil verkehren, und wie's ihr dabei ergehen würde, daran mochte sie gar nicht denken. Aber noch einmal wurde die gefürchtete Entdeckung verschoben; Otto, vielleicht von seiner Anna gewarnt, antwortete aufrichtig und doch harmlos: „Verabredung? Das grad' nicht. Und ganz zufällig auch wiederum nicht. Freilich wollt' ich bis zu meiner Beförderung warten, aber das geht so verwünscht langsam, und die Jugend ist so kurz, und der Frühling noch kürzer! Und als ich nun gestern von Freund Joseph erfuhr, daß er's wagen wolle, da ging's mir auf dem Heimmweg allfort im Kopf herum, und ich dacht' — nichts für ungut, Herr Schwager in spe! — ich dacht' halt, soviel Courag', wie ein Schulmeister, sollt' ein Kerl doch auch haben, der ein Schlachtichwert an der Seite trägt, mag auch darauf geschrieben stehen: Du sollst nicht töten! und ich sprach noch abends heimlich mit Kammerl, und sie sagte nicht nein! Und da bin ich nun, laßt mich nicht entgelten, daß ich mit der Thür ins Haus fall', es ist mal meine Art; gebt uns zusammen und keiner soll's bereuen!“

„Thi's, lieber Vater!“ flehte Anna sanft; „Mutter, leg' ein gut Wörtl' für uns ein!“

„Thi's, Vater!“ bat auch das Brautpaar, selbst glücklich, und gerne bereit, auch andern zum Glück zu verhelfen.

„Sei gut!“ bat nun auch die Mutter der schönen Schwestern, selbst noch immer eine rüstige und achtsehnliche Frau, mit dem unverkennbaren Ausdruck der Herzengüte und Freundlichkeit im runden Gesicht.

„Hast du's so eilig, zwei Töchter auf einmal los zu werden?“ fragte der Müller listig. Doch man hörte seiner scherzenden Rede an, daß er im Innern schon entschlossen war.

„Verlobt ist noch nicht verheiratet,“ erwiderte sie schlagfertig. „Es braucht ja nicht gleich zu sein, nicht im Stürme zu gehen. Eins nach dem andern. Wer zuerst in die Mühle kommt, der mahlt zuerst, und das ist hier Joseph. Das andere Brautpaar mag noch ein Weilchen warten.“

„Nein!“ sprach Rosenegger entschieden. „Man sagt nicht mit Unrecht hierzulande: „Schlittensfahren, Heiraten und Sterben soll rasch gehen.“

„Hurra!“ rief Otto und drückte ihm kräftig die Hand. Anna flog dem gütigen Vater jubelnd an den Hals.

„Schon gut, Kinder!“ sagte der Müller.

„Setzt euch denn in Gottes Namen — heut Verlobung und über drei Monate, will's Gott, die Doppelhochzeit an einem Tag!“

Das war eine Freud', ein Durcheinander, ein Lachen, Weinen, Händeschütteln und Umarmen! — „Wie werd' ich nur fertig mit der Aussteuer? Wie komm' ich ohne die beiden Ältesten im Herbst zurecht?“ rief die Mutter kopfschüttelnd.

„Da sieh' du zu!“ lachte Rosenegger. „Das hast du dir selbst eingebrockt. Nun eingeseht; hoch das neue Brautpaar! — Burgi, wie schaut denn du aus? Bläß und noch Thränen im Aug'? Stärk dich 'mal durch einen rechtschaffenen Trunk, Dirnerl; du mußt jetzt erst recht munter sein und der Mutter wacker helfen.“

So lebhaft und lustig, wie in den nächsten Tagen, war's auf der sonst stillen Taubennmühle nimmer zugegangen. Das Haus ward nicht leer von Verwandten und Bekannten, von Glückwünschenden und Neugierigen, von Freunden der Verlobten und Liebhabern der noch lebigen Töchter; Kosi schwamm, kein Bäckfischlein mehr, sondern eine buntschillernde Forelle, glücklich in klaren Ströme der Wonne; Burgi dagegen ließ das Köpfdchen hängen, schwermütig und scheu: Freier genug — sie stampften ihnen ja fast den Stubenboden ein — nur der eine, den sie ersehnte, zeigte sich nicht — wie thöricht, wie spröde und launisch war sie auch ihm gegenüber gewesen! Und wenn er wirklich käme, was würde der Vater zu dem armen unbekanntem Weber sagen? Und dann nun gar die verwünliche Schrift am Marienbrunn — die allein sprengt ihnen ohne Zweifel all die Menschheit ins Haus, den Schwestern zu Nutz und Frommen, ihr selbst zur Angst und Gefahr; ein Wunder, daß noch niemand deutlich darauf angespielt, der Vater noch nichts gemerkt hatte. Wenn nur ein tüchtiger Regen käm' und die Kötzelzüge auslöschte! Aber Tag für Tag ging die liebe Sonne in wolkenloser Klarheit auf. Was soll noch werden? So quälte sich die arme Sünderin, ging dabei aber der Mutter wacker zur Hand. Und das that not, denn die Bewirtung der vielen Gäste machte Arbeit. Krapsen konnten kaum genug gebacken werden, Apfel mußte man schälen und Zwischgen auslesen zu unzähligen leckeren Klüchlein; zerrunken ward auch dazu, und nicht nur Kaffee und Milch, ein Cimer Bier ging auf die Reize, und ein Kaffel Tiroler Wein war schon bis aufs letzte Tröpflein geleert. Was macht's? Der Müller hat's und giebt's gern und sorgt für mehr.

„Morgen ist Markt in Reichenhall,“ sprach er am Sonnabend. „Da fahren wir all miteinander hin und zeigen den Leuten zwei Bräut', und zwei Dirnerl, die's werden wollen, und zwei Alte, die auch mal jung und Brautleut' gewesen sind und sich noch sehen lassen können, gelt, Alte?“ Er war in der besten Laune und sein Vorschlag fand allgemeine freundige Zustimmung. Nur Burgi entschuldigte sich. Ihr sei nicht recht wohl, eine müsse daheim bleiben und zum Rechten sehen.

„Was hat das Mädcl' nur?“ brannnte der Vater kopfschüttelnd. „Ich kenn' sie nimmer aus. Sonst die Rechte und Lustigste, und nun, in der Wonnzeit, still und traurig.“

„Alleweil kann man nicht lustig sein,“ trällerte die gute Mutter, immer zum Schlichten, Ausbessern, Beröhen bereit. „Das kommt und geht so bei jungen Dirnerln, immer im Uebermaß. Mit der Zeit wird man stad und gleichmütig. Dräng' sie nicht.“

So durfte denn Burgi daheim bleiben. Warum sie es eigentlich wünschte, das hätte sie schwerlich deut'lich

auseinandersehen können, es war ihr selber nicht klar. Würde sie dem erst so lecken und jetzt so sämigen Andreas? Wollte sie auch den bloßen Schein vermeiden, als ließe sie ihm nach? Fürchtete sie, ihn zu treffen und in Gegenwart ihres Vaters auf die erste Begegnung beim Marienbrunn hin angesprochen zu werden? Oder fürchtete sie im Gegenteil die Bestätigung ihrer traurigen Vermutung, der Geliebte habe auch in Reichenhall keine bleibende Stätte gefunden und sei schon längst wieder fortgewandert in die weite Welt, wer weiß, wohin? Auf Nimmerwiedersehen. Das alles wogte durcheinander in ihrer aufgeregten jungen Seele, und auch die Klage über ihr leibliches Befinden war mehr als bloßer Vorwand gewesen. Mehrmals freilich verspürte sie eine Abwandlung von Reue und verwünschte ihre Zaghaftigkeit, aber immer wieder drängte sie diese Gedanken mit den Worten zurück: Es ist besser so. Sie brachte den größten Teil des Tages im stillen Hause zu, ihr Brüderlein beschäftigend und tröstend, der auch gern mitgefahren wäre. Fast sehnte sie sich nach dem sanftern Glücke der Kindheit zurück, deren größte Schmerzen durch ein Stücklein Kuchen, durch ein kleines Versprechen gemildert, ja in Freude verwandelt werden können — ach, ließen sich die Wünsche der gewitterschwülen Jugend, die bangen Hoffnungen der ersten glühenden Liebe nur ebenso leicht befriedigen.

Es wurde spät, ehe die fröhliche Gesellschaft heimkehrte. Die erste, die vom Wagen und der hinausgeleiteten Burgi in die Arme sprang, war Rosi; sie herzte und küßte die erstaunte Schwester unter Lachen und Weinen: „Wünsch mir Glück, Burgerl! Nun bin ich auch Braut!“

„Oho! Nimm's Mäulchen nicht zu voll!“ rief der Vater, indem er dem Knechte die Zügel zuwarf und schwerfällig abstieg, denn etwas geladen hatte der sonst mäßige Mann an diesem Freudentage doch. „Bei dir hat's nun wirklich noch Zeit. Wachs erst aus und klopf in zwei Jahren 'mal wieder an.“

Aber in der Hauptsache behielt dennoch Rosi Recht, wie alsbald in wirrem Durcheinander der vier weiblichen Stimmen der fast betäubten Dabeingebliebenen berichtet wurde. Kein geringerer als der junge Doktor Robert aus Linz, der sich zu kurzem Besuche bei seinen Reichenhaller Verwandten aufhielt, hatte sich gleich von Anfang an der ihm bisher nur flüchtig bekannnten Familie Rosenegger genähert und eifrig angeschlossen, besonders mit Rosi fleißig getanzt, dazwischen mit dem Vater angestochen und getrunken und sehr weise gesprochen, die Mutter so höflich und rücksichtsvoll behandelt, daß die gute Frau ihre anfängliche Befangenheit vor dem gelehrten Herrn bald gänzlich verlor, und schließlich beim letzten Glase zum Abschiedstrunk frischweg von der Leber gesprochen und seine Gefühle für die jüngste Tochter, die allen Beobachtenden schon kein Geheimnis mehr waren, auch in bündigen Worten erklärte. Und wenn auch noch keine eigentliche Verlobung stattgefunden hatte, so war er doch als Bewerber angenommen und ihm freundlich gefattet worden, in der Taubenmühle vorzusprechen, so oft er nur könne und wolle.

Die allgemeine Aufregung ließ zunächst noch nicht an Schlaf denken; man sah noch ein Weibchen in der behaglichen Stube beisammen. Rosi hatte ihre flüchtige Nührung längst gemeistert und war aus Hand und Land vor Übermut. „Drei Bräut' unter einem Dach,“ scherzte sie, „und ich, die jüngste, zugleich die vornehmste, werd' ich doch Frau Doktorin! Ja, ja, die letzten sollen die ersten sein. Wärest nur auch mitgekomm'n, Burgerl

— hättest am End' wenigstens einen Apotheker erwischt!“

„Hört das Blizmädel!“ rief der Müller, wider Willen lachend.

„Stille Wasser gründen tief,“ meinte Ranneck. „Wer weiß, welchen Besuch die Schlaue derweil hier gehabt hat?“

„Laßt mein gutes Burgerl in Ruh!“ schalt die Mutter. „Sie ist verständiger als ihr. Was sollt' ich anfangen ohne ihre Hülft, wenn ihr alle mich treulos im Stich laßt? An meine Müß' und Sorge denkt ihr nicht, der Himmel hängt euch voller Geigen, und doch ist's ein ernster Schritt, das Heiraten, nicht lauter Lust und Freude. Gott lenk' alles zum Besten!“

„Haßt recht, liebe Alte,“ sprach der Vater, „aber ich möcht' wohl noch einen Schlaftrunk thun.“

„Mein' halt, du hättest genug für den Durst,“ sagte seine Frau lächelnd. Aber schon war Burgi aufgesprungen und holte Flasche und Glas herbei.

Er nickte ihr dankbar zu, feuchtete die Kehle einmal an und fuhr dann zu den andern Töchtern gewandt, mit aller Welt zufrieden, also fort: „Und ihr habt auch recht, euch zu freuen; ich verdenk''s euch nicht. Wie lang ist's her? Noch gar nicht lang, zu End' des Winters war's, da jammertet ihr über Einsamkeit auf der stillen Mühl', schwaztet dummes Zeug, daß ich ärgerlich ward, und nun hat sich das Blatt plötzlich gewandt. Da seht ihr, die Töchter eurer Mutter braucht man keinem an den Kopf zu werfen, sie werden von selbst aufgesucht. Ihr wißt, daß ich euch was Recht-schaffenes mitgeben kann; der Welt gegenüber hab' ich nie damit geprahlt; nicht des Geldes wegen, nicht aus falter Berechnung sollte man um euch werben. Nun hat sich sogar für das Kind schon ein Liebhaber gefunden, an den wohl niemand gedacht, und meine Burgi bleibt auch nicht sitzen — werd' nur wieder munter, Dirnel, du bekommst schon dein Teil, ohne dich anzubieten wie eine verlegene War.“

Er ahnte nicht, wie seine wohlgemeinten Worte der Schuldbewußten ins Herz schnitten.

Endlich ging man doch zu Bette.

Kaum waren Burgi und ihre älteste Schwester in dem Schlaffämmerlein angelangt, das sie miteinander teilten, als Babette sprach: „Gut, daß wir endlich allein sind. Ich hab' noch was für dich, ein Markstück, das ich dir nicht offen vor all den andern überreichen mocht': einen schönen Gruß von einem Gewissen vom Marienbrunn! Gelt, ich bin gut, du schlaue Her', du heimliche, besser, als du verdienst.“

Sie weidete sich einen Augenblick an der Bestürzung des Mädchens und reichte ihr dann ein Brieflein, das Burgi mit zitternden Händen entfaltetete. Ein getrocknetes Waldvergiftmeinnicht fiel heraus.

„Gütsch ist der Bursch,“ plauderte Babette weiter, sich langsam entkleidend, „das muß ihm der Reid lassen, und anständig und manierlich dazu. Er stich lange forschend um uns herum, als suche und vermisse er eine und prüfe die andern. Getanzt hat er nicht, sich bald zurückgezogen. Ich muß ihm wohl das meiste Vertrauen eingestößt haben, denn als ich einmal, um Luft zu schöpfen, aus dem heißen Tanzsaal hinaustrat, machte er sich an mich und bat mit höflichen Worten, ob ich wohl das Brieflein unbemerkt bestellen wolle. Böses sei gewiß nicht dabei. Er habe dich zufällig getroffen und mein' es treu und ehlich. Eine glückliche Braut werde wohl auch ein Herz für andere Pi. besellen haben. Nun, ich bin nicht von Stein — aber was hast du denn, Burgi? Warum weinst du so?“

„Ich unglücklich Geschöpf!“
 „Nun beicht einmal ordentlich! Ich muß klar sehen, wenn ich helfen soll. Sag mir alles.“

„Nein, laß mich — mir kann niemand helfen. D warum —“

„Sei mir stad, Märchen! Schluchz nicht so, daß man's drüben nicht hört. Wenn's dir so nah geht, so qual' ich dich nicht länger. Sag mir's morgen. Schlaf jest. Gute Nacht!“

Der freundliche Wunsch ging nur zum Teil in Erfüllung. Burgi lag noch lange in schweren Sorgen wach. Andreas hatte geschrieben, zierlich und in wohlgelesenen Worten, er habe zu seiner Freude Arbeit in Reichenhall gefunden und zwar gleich so viel, daß er trotz heißer Sehnsucht die ganze Woche über die Taubenmühle noch nicht hab' aufsuchen können. Seine Hoffnung, Burgi beim Tanz zu sehen, sei leider getäuscht worden. Nun greife er zur Feder, um sich anzumelden. Morgen wolle er beizzeiten unter irgendeinem Vorwande ihre Eltern aufsuchen — sie sähen so lieb und freundlich aus, daß er ein rechtes Vertrauen zu ihnen gefaßt habe — und wenn's ihr ernst gewesen, was das beigefügte Blümlein sage und er auch in ihren schönen Augen gelesen, und wenn die Gelegenheit nur eben günstig scheine, so wolle er frischweg Farbe bekennen, die liebliche Begegnung am Marienbrunn offen erzählen und bitten, einen braven Meister seiner Armut wegen nicht zu verschmähen.

Wenn er dem Vater meinen losen Streich in aller Harmlosigkeit verriät, so ist alles verloren, dachte Burgi ratlos. Was nun? Ihn brieflich warnen, geht nicht mehr an. Und doch darf er nicht ungewarnt wie eine Bombe ins Haus plazen. Einen Boten, den ich ihm entgegenschicken könnt', hab' ich nicht. O die verwünschte Kötelschreift! Meinen Schwestern hat sie geholfen und mich verdirbt sie. Vorbereiten muß ich Andreas und sollt' ich selbst ihm entgegengehen. Aber unter welchem Vorwande?

Es dauerte lange, ehe sie zu einem Entschlusse kam und vor Ermüdung überwältigt endlich einschlief.

III.

Zum Beschluß nochmals an beiden Orten.
 Auch am nächsten Morgen ging die Sonne wieder in schönster Klarheit auf. Nicht ganz so strahlend sah Burgi aus, obgleich sie schon, noch ehe der Vater sich erhoben hatte, der fleißigen Müllerin eifrig zur Hand ging. „Du bist doch meine Beste,“ sprach die Mutter belobigend. „Aber was fällt dir ein? Warum im Sonntagsgewand?“

„Ich hab' gedacht,“ begann die Listige, „du hast jüngst davon gesprochen, wenn die beiden Schwestern uns nun verlassen, eine von des Holzmichels Töchtern als Magd einzustellen, und da hab' ich mir gedacht, ich könnt' einmal Ausschau und Nachfrag' halten —“

„Gilt das denn so, du Märchen?“

„Und ich hätt' auch vielleicht sonst noch was zu besorgen drunten — und das Wetter ist so schön.“

„Nun, meinnetwegen. Der Gang mag dir wohlthun. Schaust wieder nicht besonders aus, weiß gar nicht, was dir fehlt. Magst deinen Feiertag heut haben, statt gestern. Geh mit Gott und bring klare Augenlein heim.“

Erleichtert machte sich Burgi auf den Weg. Soweit war ihr Plan gelungen. Aber es ist immer ein unsicher Ding, ohne ganz genaue Verabredung einem entgegen zu gehen. Rechts und links giebt's Seitenpfade und Dedungen; der unberechenbare Zufall, einmal höchst günstig, wie am Marienbrunn, ein andermal boshaft, sollt' man fast meinen, treibt nach wechselnder Fanne sein lofes Spiel und läßt oft diejenigen, die sich herzlich gern treffen möchten, vielleicht nur durch eine Mauer oder Hecke getrennt, achtilos aneinander vorbeilaufen. Während das Mädchen noch immer unsonst mit steigender Unruhe nach dem Geliebten spähte, war Andreas, der Gegen nicht recht kundig, bereits ahnungslos auf einem Umwege in die Taubenmühle gelangt.



Edm. Wagner

„Ich unglücklich Geschöpf.“

ansüßlicher, als sonst Sitte ist, bekannt machte und diese Vorstellung gewandt mit den Worten schloß: „So bin ich also jest bei Meister Murr in Reichenhall, der schönstens grüßen läßt. Er zweifelt durchaus nicht, daß hier Kisten und Schränke reichlich gefüllt sind. Aber bei zwei oder gar drei Aussteueru möchte doch wohl noch dies oder jenes fehlen, meint der Meister, und da wolle er sich dem hochbeglückten Hause, das zu gleicher Zeit drei liebliche Bräute unter einem Dache hat, bestens empfohlen halten.“

Der Müller schmunzelte. „Kann schon sein. Man muß die Frau mal fragen. Aber erst Platz genommen und mitgehalten! Die Wanderung macht Hunger und Durst.“

„Erst das Geschäft, und dann das Vergnügen!“ erwiderte Andreas münter und suchte die Müllerin auf.

Vater Rosenegger, der heute, was selten vorkam, den gemein samen Morgenmüßig verschlafen hatte, wollte sich gerade zu einem besonderen recht kräftigen Frühstück niederlassen, als der junge Mann erschien, sich höflich und

Wenn sie auch zum Nachsehen und Bestimmen augenblicklich keine Zeit hatte, so machte er doch dabei ihre Bekanntschaft, und das war ihm zunächst die Hauptsache. Bald kehrte er, den besten Eindruck hinterlassend, zum Hausherrn zurück, um dessen freundlicher Einladung Folge zu leisten, und zeigte sich im Verlauf eines längeren Gesprächs recht verständlich und artig. Doch gingen dabei seine schwarzen Augen forschend hin und her; ein paar schöne Mädchen hatte er bereits zu Gesicht bekommen, aber die Rechte noch immer ebensowenig wie gestern beim Tanz, und durch den ungewohnten Weingenuß zur frühen Stunde kühn gemacht, wagte Andreas, endlich geradezu nach Burgi zu fragen.

Wosnegerer sagte trotz seiner guten Laune, doch antwortete er noch freundlich: „Nicht dabheim, wie ich hör.“

„Schad! Hätt' sie gern wiedergesehen.“

Der Müller warf dem neuen Bekannten einen raschen Blick zu, beschäftigte sich dann aber anscheinend wieder angelegentlich damit, die Käserinde auf seinem Teller in kleine gleiche Stücklein zu zerlegen. „Schon bekannt?“ fragte er wie beiläufig.

„Eigentlich nicht, und eigentlich doch, wie man's nimmt,“ antwortete Andreas redselig. Der gute Burisch glaubte auf dem besten Wege zu sein, und ahnte nicht, auf welches Glatteis er sich wagte. „Ich hatt' schon ein Liedlein von dem herzigen Müllerstöchterlein singen hören, das einem armen jungen Kerl gar süß einging, und als ich erst gleich darauf, als hätt' s' so sein sollen, sie selber traf, droben im Gebirg, am Marienbrunn —“

„Ha!“ brach der Müller aus und schlug auf den Tisch, daß es dröhnte und der Wein aus den Gläsern schwappte.

Andreas merkte, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und schweig plögl. still. Aber der Müller drängte ihn, fortzufahren und sich deutlicher zu erklären, ob Burgi sich so weit vergessen habe, ein Gelöbnistafelchen droben aufzuhängen. Der schlaue Burisch sah inzwischen seinen Weg und beschloß, keinesfalls das liebe Mädchen weiter bloßzustellen.

„Nein,“ antwortete er kräftig, nicht gerade lügend und doch auch nicht die reine Wahrheit sagend. „Auch hab' ich eben ungenau gered't. Nicht just am Marienbrunn habe ich sie getroffen, sondern in der Näh', auf dem Weg zur Eggerhöb', und wir sind eine kleine Strecke in Eren miteinander gegangen und haben geplaudert, nicht gar viel. Nicht einmal ihren Namen hat sie mir gesagt. Aber ich sah, daß sie aus dem Staufenthal war, und von den vier schönen Müllerstöchtern hört man viel im Gau. Und daß ich's nur gesteh', ich freute mich darauf, sie in Reichenhall zu sehen. Doch diese Hoffnung war eitel. Heut komm' ich nun her und find' sie nicht dabheim. Hoffentlich hab' ich ein andermal mehr Glück.“

Der Müller sagte nicht ja noch nein zu dieser Andeutung, sondern war beim Abschied nachdenklich und zerstreut. Gleich darauf trat die Müllerin in die Stube wie um den Tisch abzuräumen. Doch besilte sie sich damit gar nicht. Sie hatte, im Nebenzimmer mit Babette beschäftigt, den Faustschlag auf den Tisch und einen Teil der Unterhaltung gehört und dann durch die erschrockene Tochter auch von dem Briefe des jungen Webers erfahren — zusammengenommen Grund genug zu Gedanken und Sorgen.

„Wo ist Burgi eigentlich?“ fragte der Vater auf einmal.

Sie sagte es ihm.

„Weißt du, daß ich einen schweren Verdacht gegen sie hab?“ fuhr er fort, unfähig, den aufsteigenden

Grimm allein zu verarbeiten. „Der junge Weber — übrigens ein hübscher, bescheidener Mensch —“

„Freilich, hat mir auch gefallen.“

„Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, aber er hatte sich schon verplappert. Das ungehorsame Dirnerl ist droben gewesen. Hat sie dir nichts davon gesagt?“

Sie konnte seinen argwöhnischen Blick ruhig aushalten und frisch antworten: „Nein, kein Wörtle. Möglich wär's schon.“

„Und das sagst du so kaltblütig?“

„Warum nicht?“

„Weil du mir helfen solltest, die leichtsinnigen Kinder in Zucht halten!“ donnerte er in hervorbrechendem Zorn, daß Babette, im anstoßenden Zimmer laufend, erschrocken zusammenfuhr. Aber die tapfere Frau ließ sich, so ungewohnt ihr auch Chezivist war, nicht einschüchtern.

„Stad, Alter!“ sagte sie mahnend. „Brauchst nicht so zu schreien, ich hör' noch ziemlich gut. Unrecht wär's schon, da dir's nun einmal zuwider ist. Aber doch am End' keine Todtsünd'. Dein wunderlicher Abscheu vor dem unschuldigen Marienbrunnel ist mir noch immer nicht klar.“

„Du weißt nicht alles,“ fuhr er, sich seiner Hitze schämend, leiser fort, „hast mich zwar schon einmal gefragt, aber in Gegenwart der Kinder mocht' ich's nicht sagen. Meine einzige Schwester, du hast sie nicht gekannt, ist als blutjunges Ding auch mal droben gewesen in aller Unschuld und Effenberzigkeit, und er, der Lump, der Nichtsnuß, um den sie in ihrer Verblendung gebetet, hat ihr Sprüchlein zu lesen gekriegt, und darüber gelacht und gespöttelt — ich nenn' ihn nicht, ist nun auch schon tot, wie sie früh und unvermählt gestorben ist, aber wenn ich nur an die alte Geschichte' denk', werd' ich heiß und rot — und nun sollten meine eigenen Mäd'el — wo bleibt Burgi? Ich will klar sehen — ist sie noch nicht zurück?“

„Sie hat Urlaub für den ganzen Tag,“ sprach die Mutter, im stillen dessen froh. „Und sollt' sie wirklich dein Verbot übertreten haben, sei nicht hart mit ihr, Kaveri! Deinen geheimen Grund hat sie ja nicht gewußt. Und gebüßt hat sie auch schon; geht ja wie ein Schatten einher, seit dem Besuch bei der Wuhme. Begreif's schon, lieber Alter, wie nah dir bei deiner Empfindlichkeit dazumal die dumme Geschichte' 'gangen ist. Aber zur Ehr' der Menschheit giebt's nicht viel so rohe und fühllose Patrone. Mir ist vor Spott gar nicht bang. Und am End' sind wir mit all unserm Scharffinn doch auf dem Holzweg, und Burgi ist gar nie am Marienbrunn gewesen.“

Der Vater schien von all diesen Ermahnungen und verschiedenen Trostgründen nur den Schluß gehört zu haben, denn er sagte, aus dumpfem Brüten auf-fahrend: „Wär' sie nur erst da, daß man sie fragen könnt! — Aber über dem Arger vergißt man das Nötigste.“ Er sprang auf und machte sich zum Ausgehen zurecht. „Hab' beim Almerröder zu thun — komm' vielleicht spät heim — wartet nicht mit dem Essen auf mich.“

Und fort stapfte er ingrimmig, so schnell ihn seine langen Beine trugen. Nicht zum Almerröder, sondern geradeswegs zum verhassten Marienbrunn. Er wollte Gewißheit haben. Zuweilen meinte er, in einem weit vor ihm wandernden Mädchen seine ungehorsame Tochter zu erkennen, aber wie sollte die hierher gekommen sein? Ihr Ziel lag in ganz anderer Richtung. Einmal im Walde angelangt, sah er von dem Dirnerl nichts mehr und vergaß sie in seinen qualenden Gedanken bald.

Und doch hatte der erste Blick ihn nicht getäuscht. Burgi war, des vergeblichen Spähens und Laucrus müde, sehr früh hingeleitet, aber zu ihrem Glück, noch ehe sie in die Mühle trat, von der treuen Babette aufgefangen und gewarnt worden. „Sag nicht, daß ich dich gesehen“, bat sie, „nachher erzähl' ich dir alles.“ Und rasch entschlossen, jetzt ohne Säumen einen schon früher erwogenen, aber wieder verworfenen oder doch aufgeschobenen Plan auszuführen, eilte sie der Stätte ihres verhängnisvollen Leichtsinns zu. Sie wollte die Inschrift auslöschen. Und was dann, wenn der Vater fragte? Leugnen? Teilweise oder ganz gestehen? Darüber war sie sich in ihrer Aufregung noch nicht klar, sondern beschloß, der Eingebung des Augenblicks zu folgen. Auf jeden Fall sollte endlich der anstößige

Beweis ihrer Unfolgsamkeit aus der Welt. Ach, vielleicht half alles nicht mehr; schon zu viele hatten das Verschen gesehen, konnten es wiederholen. — Aber der Weg durchs Ohr führt nicht so unmittelbar zum Herzen, wie der durchs Auge, erzählen hören wirkt nicht so mächtig, wie selber sehen. Unter solchen miteinander kämpfenden Gedanken hatte sie allmählich und zwar in erwünschter Einsamkeit ihr Ziel fast erreicht.

Auch dort wäre sie nicht gerne von einem unberufenen Auge beobachtet worden und suchte deshalb zunächst das ihr schon bekannte Versteck wieder auf, um die Lichtung zu überschauen. Diese Vorsicht zeigte sich als wohlangebracht. Vor dem Marienbild stand in stillem Gebet ein junger Mann, jetzt bedeckt er sein Haupt wieder, jetzt zieht er ein Täschlein hervor und beugt sich zum Quell, aber eh er's noch angefeuchtet, hat er sie entdeckt und erkannt; jubelnd springt er auf sie zu, die ihm schluchzend entgegen

geht, und in den Armen liegen sich beide und tauschen in fliegender Hast ihre Erlebnisse und Gedanken aus.

„Nur Mut!“ schloß Andreas seinen Bericht. „Als ich deinen Vater so blitzig werden sah, hab' ich mich wohl gehütet, ihn unnötig noch mehr auf die Nase zu binden. Hättest du mir mir gleich mehr vertraut, reinen Wein eingegossen! Doch einerlei! Er weiß nichts, als was so wahr wie harnlos ist, daß wir einander hier im Walde zufällig getroffen haben, und mehr soll er auch nicht erfahren, dein lieb unschuldig Sprichlein nimmer sehen — noch in der Mühle fiel mir ein, am besten wär's, es gleich auszuwischen, und das wollen wir jetzt ohne weiteres Bögnern befragen —“

„Halt!“ donnerte eine zornige Stimme.

Aber schon hatte Andreas das Tuch ins Wasser getunkt und rieb blitzschnell die letzte Rötelspur von der

Steinwand ab. Rosenegger, der mit langen Schritten herbeistürmte, kam zu spät.

„Ungeratenes Kind!“ kochte er atemlos und griff hart ihren Arm und schüttelte sie. „Leuznen hilft nicht mehr, ich hab' euch belauscht. Was hat da gestanden? Heraus mit der Sprach! Ich will's wissen, ich will die ganze Schande kennen, die du über uns gebracht.“

Sie konnte vor Scham und Schluchzen nicht gehorchen, sondern brachte nur mühsam, zu Andreas gewandt, die Worte hervor: „Sag du's!“

„Seid gut, laßt die Burgi los,“ sprach der junge Mann, „und ich will Euch, da sie's erlaubt, mitteilen, was sonst keine Daumenschraube aus mir herauspressen sollt'.“

„Willst du mir noch Bedingungen vorschreiben Bursch?“

„Nein, aber Eure Hitz' und Strenge wird Euch selbst gereuen, sobald Ihr das harmlose Verslein hört,“ sprach Andreas sanft. Dann, als der Vater ihm willfahrt, wiederholte er wörtlich, was sich aus seinem Gedächtnis nicht so leicht wie von dem Stein wegschaffen ließ:

„Sechstausend Gulden,
Und doch keinen Mann!
O du himmlische Frau,
Was fang' ich da an?“

„Ha!“ rief der Müller. „Und darunter natürlich ihr Nam?“

„Darunter ihr Name,“ gestand der Jüngling, unterwürdig zu Boden blickend.

„Und das läuft jetzt durchs Land, wird durch jedes ungewaschene Maul gezogen, mit Grinsen, mit Achselzucken, mit spöttischem Winken, oder mit habgierigem Gellist — begreif's schon, daß es ihm gefallen hat, besonders der Anfang, und den andern all, sogar dem Herrn Doktor, habaha! Jetzt wird mir vieles klar. — O du leichtfertig Geschöpf, was hast du angericht! Meine

Drend' in Kummer verkehrt, mich irre gemacht — ich weiß nicht, was ich thu'. Ein Wort ist ein Wort — aber der Doktor wenigstens hat meins noch nicht —“

Er verstummte nachdenklich.

„Vater,“ flehte Burgi, noch immer weinend, „ich bin sehr thöricht und ungehorsam gewesen, aber glaub's mir, ich allein. Die Schwestern wissen von nichts. Straf sie nicht für meine Schuld.“

Sie schluchzte zum Erbarmen.

Rosenegger schwieg.

„Ich kenn' die andern nicht,“ begann Andreas vorsichtig, „aber für mich selbst kann ich stehen, und trau' ihnen alles Gute zu, weil ich selber es gut mein'. Gewiß, schon die erste Zeile des Spruchs hat mich gereizt. Warum sollt' ich's leugnen? Hab' noch keinen Menschen



Jetzt zieht er ein Täschlein hervor und beugt sich zum Quell.

geündet, dem bar Geld zuwider wär', und wenn vollends zum Fortkommen, zur Begründung eines nahehaften Geschäfts nichts weiter fehlt, der braucht seinen Wunsch nicht zu verhehlen noch zu entschuldigen. Aber als ich gleich darauf die liebe Burgi selbst sah, da war mir ihr Vermögen nicht mehr die Hauptsach! Beim Abschied hab' ich mir gelobt, wenn sie das ärmste Dirndl im Staufenthal wär' und mein würd', so wollt' ich zufrieden sein. Das kann mir der Herr Müller so fest glauben, wie auch, daß ich noch kein böß Wörtlein über sie oder ihre Schwestern und die ganze Familie gehört hab'."

"Mag sein," erwiderte Rosenegger, der also trotz seines Brütens zugehört hatte, mit Höflichkeit. "Die ehrenwerte Gesinnung freut mich, obgleich sie mich wenig angeht. Also behüt' Gott! Komm, Burgi, wir müssen heim. Und sollt' Meister Murr," so rief er, im Weggehen sich umwendend, noch zurück, "wieder was auf der Mühl' zu thun haben, so schickt er am besten einen andern Gesellen oder kommt selbst."

Nicht einmal die Hand durften die Liebenden sich reichen, wie heiße Thränen auch Burgi vergoß, wie beweglich sie flehte, ihr nicht alle Hoffnung zu rauben. Das war ein trauriger Abschied, und das Leben in der Taubenmühle während der nächsten Tage nicht viel froher. Ein schwerer Bann lastete auf den sonst so fröhlichen Bewohnern. So sieht kein Haus aus, in dem drei Bräute sind.

Aber Rosenegger hatte im Grunde ein weiches Gemüt. Er selbst litt nicht am mindesten unter dem allgemeinen Druck. Die offenbare Reue Burgis, die sanften und verständigen Worte ihres Andreas waren nicht ohne Eindruck geblieben, die stille Unterwürfigkeit dabei, das begütigende Zureden der klugen Mutter thaten auch das übrige, und hauptsächlich diente zu seiner Beruhigung, daß die wundte Stelle sorgsam geschont wurde und auch von außen nicht das geringste verletzende Wörtlein je an sein Ohr drang. Plötzlich verreise er, ohne zu sagen, wohin. Ob die gute Mutter doch etwas gemerkt hatte oder ahnte? Sie war wenigstens in seiner Abwesenheit heiterer als die Tage vorher. Und als er endlich, mit Spannung erwartet, wieder kam, da hatte sich auch seine ehrliche Stirn entwölkt. "Bin im Rothal gewesen," sprach er lachend, "mit dem Adel ist alles soweit in Ordnung, und wenn du durchaus einen armen Weber haben willst, Bürgerl, morgen kommt er selbst!"

"Vater, liebster Vater!" rief die Uberglächtige und flog ihm jubelnd an die treue Brust, Babette ergriff seine Rechte und Anna die Linke, Rosi tanzte umher und klatschte in die Hände, nun durfte man endlich wieder lustig sein; die Mutter aber erleichterte ihr übervolles Herz durch Freundenthränen und flehte mit gefalteten Händen den Segen des Himmels auf ihre Lieblinge herab und auf ihren alten guten Kaveri.

Nun begann ein fröhliches Leben und Treiben auf der Taubenmühl'. Vier rostige Bräute zu gleicher Zeit unter einem Dach! Was gab's da zu bedenken und zu beschicken, zu sorgen, zu rüsten und zu arbeiten! Die glücklichen Schwestern regten ohne Unterlaß die fleißigen Hände, die Mutter plünderte ihre großen Weimandschränke bis aufs letzte selbstgepönnene Stücklein, selbstlos und opferfroh, hielt Beratungen mit Meister Murr und andern ehrlichen Handwerksleuten, und wußte sich oft nicht durchzufinden vor Überlegen, Beforgen und Schaffen. Und der böße Vater bedauerte sie gar nicht, sondern verhöhnete sie noch dazu: "Haß es ja nicht besser gewollt, Alte! Haß ja immer gemeint,

Jungfernfleisch sei kein Lagerobst — nun ist aus, was du dir eingebracht! Sieh zu, wie du fertig wirst, ich wasch' meine Hände in Unschuld. Und daß du mir nachher nur nicht jaummerst, wie still und einsam es im Hause sei, wie leer in allen Ecken, in Kisten und Kästen, und in meinem Geldsack, o weh!" Wenn sie dann lächelnd erwiderte: "Schon gut, aber warum so rasch? Hübsch eine nach der andern, wär' auch eine Art!", dann wiederholte er wohl die alte Weisung: "s Schlittenfahren, s Heiraten und s Sterben soll geschwind gehen." Und seine ihm jetzt sehr folgamen Töchter neigten dieser Entscheidung ihr Haupt in Demut und priesen die Weisheit der Alten, die in den Sprichwörtern niedergelegt ist. Die also überstimmt Mutter aber schüttelte gutmütig den Kopf bei dieser merkwürdigen Eintracht und war im Grunde doch damit einverstanden; sie schaffte und betete, weinte und lachte, alles durcheinander, wie's nur ein Mutterherz fertig bringt und nur Mütter ihr so recht nachempfinden können, alles für die lieben Kinder.

So dauerte es denn nicht gar lange, und alle vier Täublein waren aus der Taubenmühle ausgeflogen, Rosi zuletzt, wie sich's gebührte: "Doch dafür werd' ich auch Frau Doktorin!" rief sie lustig aus.

Aber wenn nicht das vornehmste, so doch ohne Zweifel das schönste der schönen Paare war das vom Marienbrunn. Burgi hatte von jeher für die lieblichste der schlanken Müllerstöchter gegolten, und ihr prächtiger Andreas paßte in jeder Beziehung so recht zu ihr. An ihm und seiner treuen Burgi ist der Segen der frommen Mutter und des gütigen Vaters denn auch reichlich in Erfüllung gegangen; die glücklichen Eheleute haben viele frohe Tage geiechen. Dreizehmal hat der Storch am Weberhäuslein angelockt und jedesmal ward ihm mit Freuden aufgethan. Weil nun aber die Zahl dreizehn einmal eine Unglückszahl ist und bleibt — so sagen wenigstens alle alten Weiber von Armel bis zum Bozenerland in Tirol, — so mußte eins der Weberindlein wieder fort. Zum Glück nicht gleich "zur großen Armee" — obgleich auch dieser Marsch ihn und allen geeigneten Lesern schließlich nicht geiehent bleibt — sondern zunächst nur über das "große Wasser", nach Amerika —, es ist schon weit und wehmütig genug. Aber wo dieser Sohn auch schweifen und haufen mag, überall denkt er mit Sehnsucht und Liebe an die alte Heimat, an sein theures Hochland zurück; für den Gedankenflug ist das Weltmeer nicht größer als der kleinste Alpensee, und auf den Schwingen des Geistes schwebt der Entfernte gar oft ins Traunthal und fühlt sich wieder dabei und ruft aus tiefstem Herzen in den herrlichen lieblichen Gau hinein: "Dich vergess' ich nimmermehr! Gott segne dich allezeit!"



Es ging fast ans Leben!

Von Hermann Heiberg.

Es ist mir, als ob ich ihn heute noch vor mir sähe, den zierlichen Mann mit dem blonden Spitzbart und den stets hellblanten Schuhen, in der von der Mode abweichenden auffallenden Kleidung und mit den eigentümlich tänzelnden Bewegungen beim Gehen. Er grüßte jedermann, auch Botenfrauen und Kinder; wer über den Weg kam, ward von ihm beachtet, er hatte die Augen überall. — Nie sah man ihn in ein Wirtshaus gehen, auch rauchte er nicht und hielt sich nirgends lange auf. Er hatte stets Eile und — hatte doch nichts zu thun fast das ganze Jahr. Nur einige Monate war er beschäftigt. Dann stand im Tageblatt eine Annonce, die immer gleich lautete:

„Anmeldungen zum diesjährigen Tanzunterricht für Knaben und Mädchen nimmt täglich vormittags persönlich entgegen und erteilt nähere Auskunft César de Maurice (sprich: Nobries). Alter Weg Haus E am Landgraben.“

Diese Anzeige hatte denn auch zur Folge gehabt, daß man den um die französische Emigrationszeit emigrierten Mann nicht Maurice, sondern meist „Sprichmoris“ nannte. Unter diesem Namen kannte ihn jedes Kind, und erst wenn es lesen lernte und in die Zeitung guckte, sah es, daß er eigentlich ganz anders hieß.

Maurice empfing die Väter und Mütter, die ihre Kinder bei ihm anmeldeten, mit der Höflichkeit, die den Königen eigen ist. Von geschmeidiger Untervürftigkeit beläß er nichts, aber jeder kam bei ihm zu seinem Recht. Mit großer Artigkeit geleitete er die Herrschaften an einen Kofokostuhl, der neben dem Fenster in einem von Sauberkeit blühenden Wohnzimmer stand, in welchem namentlich ein mit Glas versehener Schrank die Aufmerksamkeit der Besucher erregte. In ihm befanden sich hundert kleine Schmuckgegenstände und Spielereien: Männerköpfe aus Korfen, aus Muscheln komponierte Tiere, Hummerscherenmänner und dergleichen. — Eine dumpfe, aber nicht unangenehme Luft schlug dem Eintretenden entgegen, und wenn er Glück hatte, huchte auch einmal ein reizendes Geschöpf, Maurices Tochter Margot, vorüber und neigte das feine Köpfchen mit einer Bewegung, die jedermann besaubeerte.

Aber auch Maurice selbst! Sobald Margot erschien, gingen seine Augen zu ihr. Sie war sein Abgott, sein alles, und wenn ihm Menschen sagten: „Welch ein schönes, anmutiges Mädchen ist Ihre Tochter, Herr Maurice!“ dann wehrte er nicht etwa mit gemachter Bescheidenheit ab, sondern hob das alte Marquisengesicht mit dem spitzen Bart und entgegnete: „Ja, die Natur schuf in ihr das Ebenbild ihrer Großmutter, der Gräfin von Vibordanne, einst in Paris eine bewunderte Schönheit.“

„Der Mensch, der Mensch,“ fügte er dann wohl erlauernd und seine gegenwärtige Lage erklärend hinzu (er sprach in seinem französischen Accent und etwas inkorrekt), „muß leben, und um zu leben, arbeiten. Da treibt es jeder wie er es kann. Arbeit nicht schändet; Ludwig XVI. erlernte ein Handwerk, auch er hätte es können fast gebrauchen. Man weiß nicht, ob man geht in dünne Kleider nach einem Jahr, wo man ging in Sobelpelz vor Monate.“

Um die Zeit, wo sich das nachstehende zutrug, war Maurice ein durchaus wohlsitruierter Mann; das eheunranke, mit einem Gärtchen versehene Häuschen E war sein Eigentum; unten bewohnte er und Margot vier Räume, und die obern Gemächer hatten sie an eine ruhig lebende alte Dame vermietet. — Im Sommer

waren die Thüren und Fenster geöffnet und man schaute in den Hlur, in dem zwei alte Schränke standen, und sah auf den Fensterbrettern unter Rosen und Blattpflanzen Käfige mit Vögeln, und ihre Kameraden zwischerten in den beiden Bäumen, die zuseiten des Hauses standen, und schen gelbe Citronenfalter und schimmernde Kohlweißlinge umtanzten die Blumen, die im Vorgarten blühten.

„Sprichmoris“ war der ordentlichste Bürger in der Stadt, zahlte seine Steuern auf die Stunde, nahm nie etwas auf Borg und trat niemanden in den Weg. Und Margot war um ihn, und er war um Margot, als sei jedes des andern hingebender Freund, und als ob es nichts gäbe, was vergleichbar wäre ihr, und nichts vergleichbar in der Welt ihm.

Und selbstamweise kam auch der Spott nicht auf, selbst bei den Kindern. Wohl nahmen sie während der Tanzstunden einen Anlauf nach Art der Jugend, aber so sehr seine äußere Erscheinung, seine Manieren, seine Sprache dazu aufforderten, seine Würde und unter Umständen seine entschiedene Strenge bannten doch den Uebermut.

Als einst der Sohn des höchsten Beamten der Stadt, auf seines Vaters Stellung pochend, sich Uebergriffe dadurch erlaubte, daß er sogenannte Feuerwerksfrösche in den Tanzsaal warf, bestand Sprichmoris unerbitlich auf dessen Entfernung.

„Mein Institut ist nicht für Mlotria ein Institut, mein Herr, — Monsieur! Die Kinder sollen lernen tanzen parfaitement! Dafür sie kommen hierher,“ erklärte er und blieb bei seiner Weigerung, Amandus v. Zilow wieder aufzunehmen.

Überhaupt war Maurice eigeninnig, er war es auch seiner Tochter gegenüber in gewissen Dingen. Sie durfte nur in seiner Begleitung eine Gesellschaft besuchen; freierer Verkehr mit ihren Mitschülerinnen war ihr untersagt, und niemals sah man Margot Maurice allein über die Straße gehen. Er hielt sie wie ein vornehmes Kind; auch gewisse Arbeiten mußte eine Frau besorgen, die morgens erschien, für sie war sein Herzenskind zu gut.

Mit solchen Blicken der Liebe hing der Mann an diesem ihm im spätern Alter geborenen Kinde! Er bewunderte alles, was sie that, und sie erschien auch wie eine Jasminblüte, zartfarbig und Duft verbreitend durch mädchenhafte Anmut und reizvolle Bescheidenheit.

„Du gehst nicht von mir, so lange ich lebe, ma chère Margot, meine teure Margot!“ hatte er ihr oft gesagt, und sie, die noch nichts wußte von jener Liebe, die Vater und Mutter verläßt und dem Manne folgt, schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der nicht begreift, daß ein anderer auch nur eine solche Frage aufwerfen kann.

Und doch kam sie eines Tages — es war im Sommer — und legte ihre zarten Arme um seinen Hals und bat, daß er erlauben möge, daß sie an dem Schützenfestballe teilnehmen dürfe. — Sie sei eingeladen von Maria Theben, der Tochter des Kommerzienrats. Sie sei dagewesen während er zum Angeln gegangen unten am Graben. Ihr Bruder, der frühere Student, der jessige Doktor, sei angekommen und wolle mit ihr den ersten Tanz tanzen.

„Und ich — et moi?“ drängten sich die Worte auf des Alten Lippen. Aber sie verlangten. Man hatte ihn nicht geladen! Weshalb nicht? Er kämpfte; er hätte lieber gesehen, Margot hätte gleich nein gesagt, ohne ihn zu fragen; da es nicht geschehen, hatte sie sicher das größte Verlangen, an dem Ball teilzunehmen.

War sie nicht auch jung? War's ihr nicht zu gönnen?

Und wer tanzte in der Stadt wie Margot Maurice? Sie würden sie bewundern, anstaunen — und eben das, das wollte er doch nicht.

Er wünschte sein Herzblatt für sich zu haben und sie von allen Versuchungen fern zu halten.

„Bitte, lieber Papa,“ auch Margot sprach mit anklingendem fremdem Accent, „bitte, bitte, erlaube dies eine Mal!“ Da seufzte er und sagte ja. Bevor Margot sich fortbegab, musterte Maurice ihren Anzug aufs genaueste. Ihm schien, daß die Schleife in ihrem schwarzen Haar nicht grazios genug herabfiel, sie mußte sie noch einmal knoten, und er steckte sie an; dann ging er um sie herum und betrachtete sie prüfend; ein Hädchen in dem neuen geblühten, seidnen Kleid schnitt er vorsichtig mit einer Schere ab, und endlich nahm er das von ihr bereitgelegte Spizentüchlein, öffnete eine am Morgen gekaufte Flasche mit kölnischem Wasser und betupfte es.

„Bitte, nimm das Kleid ein wenig zurück. Ich sah nicht die neuen Schuhe, Margot.“

Wie eine Grazie schürzte sie das Kleid und zeigte die feinen Linien ihres Fußes, und der Alte nickte und faßte ihren süßen Kopf in seine beiden mit vielen Ringen versehenen Hände, küßte sie zärtlich und geleitete sie an den bereitstehenden Wagen.

Das Landhaus, in dem der Schützenball abgehalten ward, war ein langes, mitten in einem großen parkartigen Garten gelegenes einstöckiges, nur mit einem Mittelgiebel versehenes Gebäude. — Nach vorne lagen die Gesellschaftszimmer und nach hinten der Tanzsaal, der durch einen mit einer Treppe verbundenen Balkon Ausgang nach der Rückseite hatte. Um sieben Uhr war Margot fortgegangen, nun, elf Uhr — es war ein die Sinne gefangennehmender warmer Sommerabend —, hielt es Maurice nicht mehr im Hause. Er wußte, wenn er sich von hinten in den Park bis an das Landhaus schlich, daß er durch die tiefliegenden bogenförmigen Parterrefenster in den Saal hineinblicken vermöge. — Der Gedanke, man könne ihn sehen, wollte ihn abhalten. Es schickte sich nicht; es verriet sich nicht mit seiner Würde, als Späher aufzutreten. Und doch siegte die namenlose Unruhe; ein schier nicht zu bewältigendes Verlangen saß in ihm: Margot zu belauschen, zu beobachten, wie sie sich benahm, wie man ihr begegnete, ob sie im Hauch des Vergnügens die Haltung bewahrte, die sie ihrer Geburt und ihrer Erziehung schuldig war.

Der alte Mann war wie ein eifersüchtiger Liebhaber; er, der in allem, was er that, sich sonst nur leiten ließ von besonnener Überlegung, zitterte vor Unruhe, und das Herz tobte ihm unter dem knappsitzenden Rock und dem dunklen Mantel, den er nun umhing, als er aus dem Hause schlich. Während er dahinschritt, hörte er schon von ferne die Klänge der Musik durch die stille Nacht dringen; bei dem herrlichen Wetter war's noch lebhaft auf dem Landwege, an dem sein Grundstück und das anderer älterer Bewohner der Stadt lag. Gestalten tanzten in dem Dunkel auf, junge Leute, Soldaten, Mädchen mit ihren Liebhabern, aber sie alle kannten nicht ihn, wenigstens er nicht sie, und nun war er auch schon an die Pforte gelangt, durch die man den Garten des Landhauses betrat. Maurice hielt inne und lauschte; ein schnupperndes Hund, der ihn beinahe umgestoßen, erschreckte den alten Mann; aber dann raffte er sich auf und nahm leise den Weg, an dunklen Postkettens vorüber, durch den Park. — Immer leuter scholl die Tanzmusik zu ihm herüber;

immer hellere, ihn störende Reflexe warf das blügend erleuchtete Gebäude auf die Rasen und Pfade. — Aber er wollte, er mußte Margot sehen, wenn auch nur für Minuten. — Nun stand er an einem der Fenster, von denen schon zwei mit Neugierigen besetzt waren, schaute sich furchtbar um, hüllte sich fester in seinen Mantel und warf den Blick in den Saal! Viele Menschen, zahllose Paare — Damen in seidnen Toiletten — die Herren im Frack, mit Blumen im Knopfloch — Staub, Tanz, Wirwar und Gewoge, und jetzt eine Pause. Die Damen wurden an ihre Plätze geführt, die Mitte des Saales, eben noch gefüllt, lichtete sich und man vermochte jede einzelne Gestalt deutlicher zu erkennen. In diesem Augenblick wichen die Pauscher an den Fenstern zurück, entweder fürchteten sie, von den heraustretenden Gildemitgliedern verscheucht zu werden oder der Reiz des Anschauens war vorüber. Auf dem Balkon wurden auch Stimmen bemerkbar, einige Herren und Damen machten Miene, sich in den Garten zu begeben. — Nun schob sich Maurice tief in eine dunkle Ecke neben dem Hause; noch hatte er Margot nicht gesehen, er wollte bleiben, wenn von neuem der Tanz begann, auf seinen alten Beobachtungsposten zurückkehren.

Und dann eine schnarrende Stimme: „Die Tochter von dem alten Gecken, dem Maurice, dem Tanzmeister, hat einen reizenden Körper! Ein Mädel zum Entführen! Und wie sie ihre Augen zu gebrauchen weiß! Ein kleiner kokett raffinierter Teufel!“

Maurice vernahm die Worte, und die alten Glieder zitterten, das Herz pochte so laut, daß man es hören konnte. Und hervorgepresungen wäre er am liebsten aus seinem Versteck und hätte den niederträchtigen Verleumder an der Brust gepackt und ihm zugescrien: „Widerstehe, was dein frivolster Mund herausstieß, oder ich schlage dir ins Gesicht!“ Aber dem Pauscher und Späher war's schon recht, daß er bestraft ward. — Schlich sich ein Mann nachts an erleuchtete Fenster und beobachtete das Thun und Treiben seiner Mitmenschen?

Jetzt setzte die Musik wieder an, einen Walzer, auch wichen die Sprechenden vom Balkon zurück; drinnen begann das alte rufelose, laute Durcheinander, und im Garten war's so still und leer und dunkel, und Maurice war ganz allein, und da schob er, statt sich zu entfernen, den alten Kopf in dem spitzen blonden Knebelbart abermals an die Scheiben und schaute hinein und suchte sein — Kind.

Und da er sie nicht entdeckte, ergriff ihn eine namenlose Unruhe und zuletzt eine furchtbare Angst, so zwar, daß er nun jede einzelne Person in dem Saal einer genauen Musterung unterzog, auch an andere Fenster schlich, um besser jeden Teil des Saales zu überschauen. Ah! — Da endlich! Am Arm eines Mannes — derselben, der vor kurzem über ihren Vater und über sie in solchen Worten gesprochen — kam sie dahingegangen, lachte fröhlich, und nun eben drückte er sie fest an sich und waltete mit ihr durch den Raum.

Dem alten Mann aber schossen die Blutwellen in den Kopf, und die Hände hallten sich, und der Atem ging ihm heiß aus dem Munde.

Sie sollte fort, nach Haus, keine Sekunde mehr bleiben! Es raste durch seinen Kopf, wie er ihr eine Postkarte sende, welchen Grund er angeben könne! — Als die furchtbarste Schande und Entwürdigung erschien ihm, daß sein Kind in den Armen dieses Nichtswürdigen ruhte, daß er nicht hineinstürzen konnte, sie von seiner Brust reißen und mit ihr davonziehen.

Und was war das? Nicht an ihren Platz ging sie mit ihm, sondern sie wandte sich mit den Gebärden einer nach Kühlung Verlangenden zur Thür, und er — es war kein Zweifel — redete auf sie ein, mit ihm hinauszutreten —

Vielleicht in den Garten — zum heimlichen Schwagen mit diesem Glenden. Nein, nein! Das that seine Margot nicht! Dann würde der Schurke ja recht gehabt haben in dem, was er gesagt. — Maurice zitterte, was geschehen werde! Wirklich trat sie mit ihrem Tänzer auf den Balkon, schaute hinauf zum Himmel, holte tief Atem und sprach von der Schönheit der Natur. Nichts sei ihr vergleichbar; wenn sie morgens in den Garten trete, der Duft der Blumen auf sie eindringe, das Zwitschern der Vögel ihr Ohr berühre, dann fühle sie ein unsagbar glückliches Besagen ihre Seele erfassen, und der Wert des Lebens werde ihr erkennbar. Ihrem Glück fehle auch nichts; sie habe ihren Vater und neben Gesundheit die unendliche Freude an der schönen Welt! Was ein Mensch mehr begehren könne?

Und dann sprach der Mann. Er überhäufte sie mit artigen Reden, wie schön, wie anmuthvoll sie sei, wie flug und gütig, und wie herrlich sie tanze. Sie könne ein Herz in Verwirrung setzen, und er, er sei gefangen von ihrem Liebreiz und werde sie nie wieder vergessen. Ob sie nicht auch etwas für ihn fühle?

„Männer reden! Ihr Mund spricht, aber sie denken nichts dabei! Ich weißes!“ wehrte Margot ab. „Aber wie dem auch sei, sie werde, und wenn sie auch noch so sehr einen Mann liebe, ihren alten Vater nicht verlassen. Sie habe sich vorgenommen, ihm dieses Opfer zu bringen, wenn's auch noch so schwer sein würde.“

Während sie noch sprachen — und das, was Maurice hörte, drang ihm heiß durch die Seele —, trat ein Mann leise und unbemerkt von jenen auf den Balkon. Er horchte, und als nun Margot, der schmeichelnden Auforderung ihres Herrn, anfänglich zögernd, aber dann arglos folgend, die Treppe des Balkons herabschritt — er bitte um die Erlaubnis, ihr eine Rose, die auf dem Nasen blühe, abzuschneiden und anheften zu dürfen, hatte er gesagt —, sah Maurice, daß sich des Fremden eine ungeheure Erregung bemächtigte. Aber ehe er noch darüber recht zur Besinnung gelangen konnte, hörte er unten am Bostett einen Angst- und Silberuf und dann sah er ein fliehendes Geschöpf — seine Tochter Margot — und jetzt beide Männer einander gegenüber wie zwei Rasende.

Größer Weltkatalaener für 1893.

„Ja, ich habe das Recht und die Pflicht, eine meinem und meiner Familie Schutz anvertraute anständige Dame vor Ihren Zudringlichkeiten und Gewaltthätigkeiten zu schützen. Ich hörte, wie Sie sie herablockten und sah, bevor ihr Notruf erscholl, daß Sie sie umarmen und küssen wollten! Soll ich in den Saal eilen und verkünden, was Sie sich erlaubt haben? Dann wird der Vorstand Sie zu dem zwingen, was jetzt freiwillig zu thun ich Sie auffordere! Nein! Ihre Degen und Pistolen weise ich zurück! Was geschah von Ihrer Seite, macht Sie satisfaktionsunfähig, Herr von Türt! Und damit Gott befohlen.“

Der Mann, der sich Margots angenommen, war der Doktor Theben, und am liebsten wäre Maurice aus seinem Versteck herausgestürzt und hätte ihn in dem Überquillen seines Dankgefühls an seine Brust gepreßt.

Wo aber war Margot geblieben? Unter den Gebüschen war sie verschwunden. — Der Doktor eilte in den Garten; Maurice hörte, wie er ihren Namen rief, er wollte sie selbst rufen, die Unruhe verzehrte ihn. — Da endlich kehrte sie zurück, von Theben sanft und rücksichtsvoll geleitet, und noch hörte Maurice, wie sie mit thränenverschleierter Stimme hervorrief: „Nein, nein, tausend Dank! Lassen Sie mich jetzt nach Hause! Morgen hoffe ich Sie noch einmal vor Ihrer Abreise zu sehen. Adieu! — Adieu! — Bitte, entschuldigen Sie mich bei den Ihrigen.“ Ein verhaltener tiefer Schmerz schien Maurice durch die Abschiedsworte zu klingen und was zufolge dessen in seine Vorstellungen trat, erfüllte ihn mit Kummer, Angst und Wehmut. Nun aber — die beiden waren um das



„Soll ich in den Saal eilen und verkünden, was Sie sich erlaubt haben?“

Landhaus herum an die Garderobe gegangen — eilte er, so rasch wie er es vermochte, durch den dunklen Park und über die jetzt menschenleere Landstraße seinem Hause zu. Er mußte vor ihr, vor Margot, zurück sein.

Seit diesem Tage war Margot eine andere, und seit diesem Tage war auch Maurice nicht mehr derselbe. Halbe Nächte durch hörte er sein Kind weinen und schluchzen, wenn er an die Thüre ihres Zimmers schlich. Gesprochen hatte sie damals nicht. Der alte Mann wußte weshalb. Sie wollte ihn keinen Kummer bereiten, sie wollte ihn glauben machen, alles sei in ihrem Innern wie sonst, während sie doch sicher den Doktor liebte und er sie. Aber sie hatte ihm gesagt, daß sein Herz brechen werde, wenn sie ihn verlassen würde. — Eine Liebe sollte sterben um der andern willen, die ältere Rechte hatte. — Unausgesprochen wußte Margot

Maurice, mit welchen Vorstellungen ihr Vater der Welt gegenüber stand. Er verschloß sich nicht der Erkenntnis, daß man über ihn lächle — was war ein Tanzmeister? —, daß man ihn als halb ansah, obgleich er Pflicht und Redlichkeit übte wie einer, obgleich sein Name unantastbar, sein Lebenswandel untadelhaft. — Sein Stolz war sein Anker; er verschloß die Augen vor dem, was er nicht sehen wollte. Der Sproßling eines alten, vornehmen Geschlechtes, das einst zum Herrschen und Gebieten geboren, war er, mit Unterdrückung seiner ganzen, innersten Natur, ein schlichter, redlich seinen Erwerb suchender Bürger geworden und wollte als solcher die Menschen zwingen, ihn zu achten, ihn gleichzustellen den ersten. Und daß ihm dies doch nicht gelang in der Welt der Außerlichkeiten und des Scheins, das zehrte an ihm, und nun suchte er Entgelt, Trost und Befänftigung durch die ausschließliche Beschäftigung mit seinem Kinde! — Er kämpfte gegenwärtig einen furchtbaren Kampf zwischen Egoismus und Liebe, jener Liebe, die des andern Glück über das eigene stellt! Nahm man ihm seine Margot, dann verlor er jeglichen Halt. Er mochte dann auch keine Verbeugungen, keine Walzer und Fandango's mehr einüben, dann, dann war er der alte Geck, der „Sprichmoris“, dem die Spottsucht nur zu gern etwas anhing. Und die einsamen Tage! Ohne Anziehung und Reiz war ihm dann das allmählich durch Sparsamkeit erworbene Haus, er sah die Blumen im Garten nicht blühen, sie hatten auch keinen Duft mehr, und der Vögel süßes Gezwickel war nichts anderes als sonst ein Geräusch, das durch die laute Welt dringt.

Ja, wenn sie, seine Frau, noch leben würde! Sie war die einzige Tochter eines Actuars gewesen, eine Waise, ein feines, stilles, vornehmes Geschöpf mit einem weichen, warmen Herzen. Sie hatte nicht auf feinen Stand und seine äußere Erscheinung gesehen, sie wußte aber, welchen Jactann, welche vornehme Dentungsart, welches Gefühl für Ehre dem kleinen Manne, der mit der Violine die Tänze seiner Schüler begleitete, innewohnte! — Aber sie ruhte lange draußen unter den weißen Rosen, die er auf ihren Grabhügel gepflanzt hatte, und nichts, nichts konnte sie ihm zurückbringen. Und seine Vermutung war richtig. Der Doktor Lieben hatte Margot am kommenden Tage im Garten seiner Eltern mit trunkenen Augen angesehen und sie gebeten, die Seine zu werden!

Und ein: „Ich kann nicht, ich darf nicht — alles schenkte die Natur mir, aber auf die Liebe eines Mannes muß ich um meines Vaters willen verzichten!“ hatte sie erwidert und war, ehe er, weiter zu sprechen, in sie zu dringen vermocht, von ihm geflohen.

„Margot, süße Margot!“ ging seine Stimme ihr nach, aber sie verklang. Keine Antwort, kein Echo! Als er in die Wohnung zurückkehrte, war sie schon auf der Gasse und flog, leicht wie eine Elfe — er sah's durch den Fensterspion — dem Hause ihres Vaters zu.

Fast waren neun Monate vergangen; eben meldete sich der Frühling mit sanftem Wehen und grünem Keimen, kaum lag noch ein Rest von Schnee draußen, und wo zwischen schwarzer Erde eine zu Eis geronnene Scholle sichtbar war, da schmolz es die warme Mittagssonne, als ob sie, Umschau haltend, die letzten Spuren des Winters eilends verwischen wolle. Auch Maurice half der reinigenden und ordnenden Natur nach; die Beete waren im Garten abgesteckt, Pflanzen und Bäumchen wieder eingepflanzt, und schon regte sich das erste Grün auf dem frisch umgegrabenen und festgestampften Rasen.

Eine Stunde vor Mittag war noch Margot fortgegangen, um in der Nähe vom Gärtner allerlei einzuhandeln, da schaute Maurice, vom Arbeiten im Freien zurückkehrend, zufällig in Margots Zimmer und sah ein von ihr in der Eile vergessenes Buch auf dem Tisch liegen. Ein Tagebuch, wie es schien! Er stellte den Blumentopf, den er in der Hand trug, beiseite, reinigte die Finger und ergriff das Geschriebene.

Da hatte sie niedergeschrieben alles, was ihr armes Herz quälte seit jenem Fall! Es war herzerreißend! Sie liebte den Mann mit der ganzen Leidenschaft eines Weibes. Um nicht der Dual zu unterliegen, hatte sie sich zum Schreiben geflüchtet. Das Buch war ihr Freund, ihm sagte sie alles, und dadurch fand sie Trost und Befänftigung. Viele Gedichte waren eingestreut, alle waren darauf berechnet, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen, oder ihrem Herzen Ruhe zu verschaffen! Und eines schuf auch ein tiefes Nachdenken in Maurices Innerem.

Am entlaubten Zweige zittert
Manchmal noch ein grünes Blatt,
Das am Baum, trotz Sturm und Regen,
Künstlich sich erhalten hat.
Also hält die Seele manchmal
Als des Glückes letzten Rest
Vor der völligen Entsagung
Eine stille Täuschung fest.

Das Buch fiel aus seiner Hand; er faß da in seinem getreisten Gartenarbeitsrock, der kleine Mann, wie eine leblose Figur, nur das Herz ging so unruhig, weil so viele Gedanken auf ihn einstürmten. Nein, es konnte so nicht bleiben! Die Schuld drückte ihn, Margots Glück so selbstsüchtig im Wege zu stehen! Was er gelesen, hatte die Binde gelöst! — Und gab's nicht eine Lösung, die alle befriedigte? Konnte er nicht bei ihnen bleiben, mit ihnen in Zukunft leben? — Nein, das eben war's! Der einstige Tanzmeister würde überall im Wege stehen! Auch sollten der Kinder Eltern sich nicht mit in das Nest einmischen; selten, fast nie kam etwas Gutes heraus. — Und die Vorstellung, sie könnten in der großen, anspruchsvolleren Welt, in der sie leben würden, sich seiner schämen — und auch, daß er das stille Haus, den Garten verlassen sollte, presste dem Mann die Thränen in die Augen. Er weinte bitterlich! Ein Bild der Verzweiflung! Versunken in Gram, der Kopf gebeugt, die zarte Gestalt wie zerschmettert! Und so seltsam sah er aus in dem Arbeitsfittel, der alte Sprichmoris, den Blumentopf neben sich, das Buch auf der Erde! — Nun hörte er Schritte und schrak zusammen wie ein Verbrecher; — sie kam, er legte blitzschnell das Buch auf seinen Platz, ergriff den Topf und sagte hervortretend und zu völliger Ruhe sich zwingend: „Ah, bist du zurück, Margot! Ich war — ich war —“ Aber er kam nicht weiter. So blaß sah sie aus, so hinfällig, so erschreckend elend, daß die Angst ihm durch die Glieder jagte. Und sie vermochte auch nicht zu sprechen; ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl und blieb hier liegen wie eine Tote.

„Meine Margot, meine Margot!“ schrieb der kleine Mann außer sich und bedeckte ihre Wangen und ihre Hände mit Küssen. „Wach auf, wach auf, mein süßes Kind! Und höre, höre, Margot, alles soll werden, wie du meinst und willst. Ihr sollt euch angehören, mein Glück und mein Wünschen soll euch nicht im Wege stehen. Nur stirb mir nicht, meine Margot! Ach, großer Gott! Willst du mich strafen?“ Er lief fort, holte Wasser, benetzte ihre Stirn, rieb ihre Handgelenke und kniete, die Wirkung angstvoll beobachtend, vor ihr nieder.

Wache auf, wache auf! flehte er abermals, als ob es an ihrem Willen läge, als ob der Ton sie erweichen, ihr Mitleid einflößen könne.

Vielleicht, wenn er das Nieder löste, wenn die Brust freier atmen konnte: so sollte es sein. Er riß ihr Kleid auf — ein Zeitungsblatt fiel heraus — er gab ihr eine andere Lage, die sie erleichterte, und endlich, endlich — dem Manne fielen Lasten von der Seele und sein Herz jähzte auf — öffnete sie die Augen, und sie sah ihn an mit den alten lieben, süßen, wehmütigen Augen. Und nun wiederholte Maurice alles, was er ihr eben gesagt, während sie in der Ohnmacht dargelegen. Er bat ihr ab, daß er so selbstsüchtig gewesen, er erzählte ihr, daß er an jenem Abend ein Lauscher gewesen, alles gehört und daraus schon Schlüsse gezogen habe.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Liebe und dankbarer Umgebung erschien in Margots Zügen; dann aber griff sie mit resigniertem Ausdruck nach dem ihrem Kleide entfallenen Blatt und murmelte: „Vorbei, mein Vater! Ich wollte auch das dir verschweigen, aber weiß's zuviel, — hat's mich doch überwältigt. — Hier — hier — laß ich zufällig vor einer halben Stunde: Verlobte: Doktor Theben und —“

Weiter kam Margot nicht. Abermals erfasste sie eine Schwäche, und mit weißen Farben lag sie wie leblos da.

„O mein Gott,“ schrie der Mann, von seinem Schuldgefühl fast in den Staub gedrückt. „Nimm mein Leben, aber gib ihr das verlorene Glück zurück. — Ja, er schrie's, und so laut, daß ein Fremder, der eben die Wege des Gartens durchschritten hatte und nun in die offene Hausthür trat, wie erstarrt stehen blieb. Dann aber riß er die Thüre auf und eilte dahin, woher der Verzweiflungsschrei zu ihm gedrungen.

Vor seinem Kinde lag Maurice und weinte und stöhnte und flehte: Margot, — Margot! — Aber auch noch ein anderer Mann in Sekundenschnelle. Und als aus seinem Munde das selbe Wort drang, war's als ob plötzlich elektrische Funken durch der Ohnmächtigen Körper flogen.

Sie erhob das Haupt, sah, wer vor ihr kniete, ihren Vater, Henry Theben, der sie liebte, den sie in den Armen einer Andern vermutete, und Feuer, die über ihr Gesicht schossen, wechselten mit der Blässe der Erregung. Aber auch eine sichere Vermutung zog blitzschnell in das verwundete Herz. Nicht auf ihn bezog sich die Anzeige, auf einen Verwandten gleichen Namens — gewiß, es war so —, und wie er nun, ihre Hände küßend, ihre Frage bestätigte und sich zu dem alten Manne wandte und ihm zurief: „Ich bitte, ich flehe Sie an, geben Sie

mir Margot zum Weibe. Wir können beide nicht mehr, unsere Kräfte sind am Ende. Und glauben Sie, wir werden Sie auf Händen tragen, nicht wollen wir Sie lassen — ein gemeinsames herrliches Leben führen. — Nun, nun, lieber Monsieur Maurice?“ da war's, als er weinend und bejahend das Haupt neigte, Margot, als ob der Himmel sich öffne und tausend Sonnen, nie gekannte, nie geahnte, ihre Lichter herabströmen ließen, um für ewige Zeiten ihre Seele zu erhellen. Mit einem namenlosen Wonneschrei riß sie Henry an sich und flüsterte: „O Lieber, Lieber! Endlich und noch im rechten Augenblick. — Es ging fast ans Leben!“

Die Zwillinge.

Gretchens Freundin Klärchen hatte kürzlich zwei Fräuleinchen auf einmal durch den Storch erhalten, und strahlend ihrer Spielgenossin gezeigt. Wie die Püppchen so beide gleichgekleidet auf spitzenbesetztem Kissen in der Wiege lagen, die kleinen Häutchen gegen das Gesichtchen gedrückt: es war zu reizend.

Nach Hause gekommen bittet Gretchen die Mutter dringend um ein solches Geschwisterpärchen. Aber die Mutter lehnt es mit verstoßenem Lächeln ab. Gretchen vertraut nun auf den Weihnachtsmann. Doch auch dieser bringt diesmal nur eine Ballbane, nebst einer rotrodigen Bäuerin.

Kurze Zeit darauf ist im Hause von Gretchens Eltern das gewöhnliche Schlachtfest. Auch die Hausfrau natürlich ist dabei mit Anordnen, Einteilen und allerlei Handreichungen thätig. Selbst an dem Einpöfeln beteiligt sie sich. Dabei werden zwei wohl gerundete, höchst appetitliche Eisbeine (Vorderschinken) von ihr im Augenblicke beiseite geschafft, zu späterer eigenhändiger Behandlung, da sie mit Erbseppiree und Magdeburger Sauertraut das Lieblingsgericht des Gatten bilden.

Blödsich ist die Delikatesse verschwunden. Alles Nachsuchen hilft nicht, auch Fido, der sich verdächtig die Schnauze leckte, muß nach verschiedenen Bissen entlassen werden und legt sich als Philosoph in seine Hundehütte.

Da fällt der Blick der Mutter zufällig auf Gretchens große Püppewiege. Schon auf den Boden gestellt, scheint sie plötzlich wieder benuzt, und doch hat der Weihnachtsmann diesmal kein Wickelkind gebracht. Oder sind es gar der Zufassen zwei? Sie tritt herzu und erkennt bei näherer Besichtigung ihre beiden verschwundenen Eisbeine, gleichmäßig gekleidet und weich auf spitzenbesetztem Kissen gebettet — die erschten Zwillinge.



Er kniete, die Wirkung angstvoll beobachtend, vor ihr nieder.



Der Scher- mauser.

Frei nach einer
wahren Begeben-
heit von
C. Geres.

Es mögen jetzt über 40 Jahre her sein, seit ich Mitglied der Umpfinger Jagdgesellschaft, und öfter in der Krone, die ein recht braves Wirtshaus war, einzutreten pflegte. Der alte Kronenwirt, selbst ein erfahrener Jäger, leistete mir oft Gesellschaft und gab mir

manchen guten Rat. Nun war ich aber, außer einem Freunde des edlen Weidwerks, auch ein Liebhaber der lederen Schwammerlinge, und besonders Steinpilze waren meine Passion. Ich erkundigte mich eifrig nach den Standorten.

„Ja, Herr Premierlieutenant, wenn Sie was über Schwämme wissen wollte, do münt Sie unseren Schermauser frage, den Hagedorn, des isch en alter Spaniol und frisst des Tüfelsszig, — der kennt sich us dermit.“

„Was, — der ein Spaniole?“

„De jo, des heißt, er isch mit unsere Soldate unterm Napoleon in Spanie g'si. Mein — der weiß viel zu verzähle!“

„In Spanien war er? Das interessiert mich, denn mein Vater war ebenfalls ein Spaniole, wie Ihr sagt, und hatte manches dort erlebt. Den muß ich sprechen. Wo finde ich den Schermauser?“

„Wenn er nit bin Schermuse ischt, sigt er in sin Hüßli und macht Vogelkäfig'. 's isch es lerschte Hus im Dorf, Wellebänge zu.“

„Danke, Herr Kronenwirt, ich werde den Mann aufsuchen, den muß ich näher kennen lernen.“

Nun kamte ich den Schermauser wohl vom Sehen; — es war ein seltsamer Geselle. Winter und Sommer trug er eine kegelförmige Mütze von Manhuwrtsfellen, unter der das weiße Haar in laugen Strähnen hervorhing. Die Toilette des alten Spaniolen konnte man keineswegs gewählt nennen. Im Sommer ging er hemdärmelig und barfuß, bei Regenwetter hatte er einen alten Malterjack, im Winter aber einen Pferde-teppich überhängen. Es war ein lagerer, wettverfester Geselle, der mir aus Sehnen und Knochen zu bestehen schien — den Siebziger hätte ihm aber wohl keiner angesehen.

Das Hänslein Hagedorns war freilich ein höchst armeliger Bau. Mit bemoostem Stroh bedeckt, enthielt es nur zwei Gelasse, eine Stube und eine Küche, die im Winter zugleich Wohnzimmer war.

Dabei war aber die Lehmmutter sauber mit Kalk getüncht und das kleine Gärtchen ordentlich gehalten. Ich fand den Alten dabeiin. Er saß, ein Viechchen pfeifend, an der Arbeit, Vogelkäfige zu flechten. Als ich die Hausthüre, welche zugleich Küchenthüre war, öffnete, erhob er sich von seinem Dreibeine und sagte freundlich: „Guten Tag, Herr Lieutenant, was verschafft mir die Ehre?“

Ich brachte mein Anliegen wegen der Schwämme vor und bat ihn, mir welche zu bringen, ich wolle sie

gut bezahlen. Dies sagte er bereitwillig zu, was jedoch die Standorte betraf, so war er, wie ich eigentlich erwartet hatte, sehr schweigsam. So knüpfte sich unsere Bekanntschaft an, und da ich den Alten öfter in Wald und Feld sah, so fragte ich ihn über dies und das, gab ihm öfter eine Cigarre, die er dankbar annahm, und brachte gelegentlich auch die Rede auf Spanien. Zu meiner Freude stellte sich heraus, daß der Hagedorn in derselben Compagnie gestanden wie mein Vater, und zwar als „Stöcklesmusikant“, wie er es nannte, als Tambour.

So wurden wir vertrauter, und eines Tages, als er eine frische Cigarre angebrannt und den Rest meiner Feldflasche ausgetrunken hatte, begann er plötzlich: „Jetzt, Herr Lieutenant, will ich Ihnen etwas erzählen, was ich sonst noch niemanden mitgeteilt habe; ich denke, es wird Sie interessieren, und verraten werden Sie mich nicht. Ich betrachte es wie eine Art Beichte, wenn Sie mich auch nicht absolvieren. Also — hören Sie:“

Mein Vater, Gott habe ihn selig, war ein Weber und, wie alle Weber, ein blutarmer Teufel, der kaum das trockene Brot für sich, die Mutter und die Geschwister zusammenraderen konnte.

Weberle, Weberle, wick, wick, wick —

D'Schlichte macht kein' Mensche dick —

singen die Kinder, und sie haben recht.

Die Zeit war gekommen, daß ich meinem Vater aus dem Brot sollte. Weber werden und auch Hunger leiden wollte ich nicht, und so bin ich Tambour geworden. Es war eine neue Zeit gekommen. Der Napoleon schmiß alles durcheinander, die Soldaten waren Meister, und aus Bauernbuben wurden Herzöge; — da meinte ich, könne es mir auch nicht fehlen, ich müßte es zu etwas bringen.

Nun, zum Herzog hab' ich's nicht gebracht, aber doch zum — jedoch, ich will ordentlich erzählen, der Reihe nach. Also — ich bin Stöcklesmusikant geworden. Die Böpfe waren kurz vorher abgeschafft, aber die spanischen Hörle und die Fuchtelkingen waren noch da, und unsere Büchel waren oft schöner blau als unsere alten Röde. Da hat nun der Napoleon neue Soldaten gebraucht gegen die Spaniolen, die auffällig waren, und so wurde ein neues Regiment formiert, das Regiment Harant, zu dem ich kam, und zwar zu derselben Compagnie wie Ihr seliger Herr Vater. Das Regiment und noch eine Batterie unter dem Passolay ist nun nach Spanien marschiert. Uns kommandierte der Oberst Porbeck. Im Jahre 1808 ging's über Rehl nach Straßburg und Metz, wo uns unsere alten Schmalkaldener Kuhfüße abgenommen wurden und wir französische Gewehre und Munition bekamen. So sind wir durch Frankreich gezogen, bis Orleans, wo uns der Lesebvre inspizierte, und die Division formiert wurde, welche der General Leval kommandierte. Von dort ging's über Bayonne und Mitte Oktober über die Bidassoa, den Grenzfluß, und wir kamen vorerst in die spanische Stadt Brunn.

Unsere Division war ein Volk aus aller Herren Länder, obgleich sie die deutsche hieß. Die erste Brigade, unter dem Oberst Porbeck, waren wir und die Nassauer, die zweite Holländer, und die dritte Pariser Garde, Frankfurter und Hessen.

Wir brauchten nicht lange stille zu sitzen; schon Ende Oktober bekamen wir die ersten blauen Bohnen zu schmecken, und von dort an riß das Vergnügen nicht mehr ab.

Es kamen die Schlachten von Bornosa und Val-

masedo, dann kamen wir nach Madrid, wo uns der Napoleon selbst inspizierte und wir unser „Vive l'empereur“ brüllten, so gut wie die Franzosen.

Der Naps war ein verfluchter Himmelskrumener, er wußte die Leute zu behandeln, er sprach mit dem gemeinen Mann, lobte ihn und schüchtelte die Offiziere. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Wenn Sie nun meinen, Herr Lieutenant, wir hätten es in der Hauptstadt gut gehabt, da irren Sie sich gewaltig. Das war ein wahres Hölleleben in dem gottverdammten Neste. Wir mußten fortwährend Patrouille machen, und doch hörten die Mordthaten nicht auf. Jeden Tag wurden fünf bis sechs Soldaten umgebracht, die sich bei der Dunkelheit noch in den Weinstreipen herumtrieben, ja, unser Büchsenmacher wurde am hellen Tage durch einen Dolchstich auf dem Marktplatz verwundet. Was half es, daß man die wütenden Spaniolen dutzendweise niederschloß, es kamen immer wieder neue Mörder — der Haß gegen die Franzosen war zu groß.

Wenn ein ganzes Volk nicht will, kann man es auf die Dauer nicht unterdrücken. Wir konnten zuletzt keinen Schritt mehr wagen ohne Kampfbereitschaft. Jeder Laib Brot mußte von einer halben Compagnie eskortiert werden — es war ein Hundeleben, so daß wir Gott dankten, als wir endlich die Residenz des Teufels verließen. Allein wir kamen vom Regen in die Traue.

Unsere Quartiere waren in der herrlichen Gegend von Talavera, wo Oliven, Citronen und Pomeranzen gediehen, leider aber auch vorzüglichlicher Wein wuchs. Dies war das Unglück unserer Leute — sie konnten dem Sausenfes nicht widerstehen, und während sie nach Wein ausgingen, fielen sie der Rache der Spanier anheim und wurden in der schrecklichsten Weise ermordet. Die Wut der Barbaren ging soweit, daß sie den Unglücklichen lebendig die Augen ausrißen und Glied für Glied verstümmelten. Das erbitterte unsere Leute auf furchtbarste, und weil dazu noch die Trunksucht das ihrige beitrug, wurden auch von unserer Seite die schrecklichsten Handlungen verübt; die Menschen wurden zum wilden Raubtier. Dabei stand der Feind in nächster Nähe und schikanierte uns auf alle Art. Wir verfluchten, denselben zu vertreiben, aber die Nuß war allzubart.

Nun ereignete sich ein Vorfall, der in meinem Schicksale eine große Rolle spielen sollte.

Die Gebirgsbewohner jenseits des Tietar waren im Aufruhr, und eine Abteilung von 25 Mann westfälischer Reiter wurde nach Arenas gesendet, um Ordnung zu schaffen. Die Einwohner empfingen die Westfalen mit aller Freundschaft und bewirteten sie reichlich, in der Nacht jedoch fielen sie über dieselben her und ermordeten sie alle, bis auf einen Mann, der entwichte und die Nachricht von dem Vorfalle nach Madrid brachte.

Das erforderte blutige Rache, und um diese Rache auszuführen, wurde die Division Leval bestimmt, zu der wir gehörten. Die Rache war fürchterlich. Die Stadt wurde geplündert, und da die wütenden Soldaten durch den aufgefundenen starken Wein bald trunken waren, haßten sie wie die wilden Tiere. Alles, was von Bürgern in der Stadt war, wurde auf die grausamste Weise gemordet. In der Nacht brach Feuer aus, und mit den verfluchten Einwohnern verbrannten viele betrunkenen Soldaten.

Am Morgen verließen wir die Trümmer der unglücklichen Stadt und kehrten nach Talavera zurück. Es folgten nun die Schlachten von Talavera und Al-

monacid. Da ich Ihnen aber keinen Bericht über den spanischen Feldzug geben kann und geben will, so gehe ich rasch zu dem über, was mein eigenes Schicksal bestimmte.

Die vielen Kämpfe und Entbehrungen hatten die Truppen ziemlich herunter gebracht, und damit dieselben sich einigermaßen erholen konnten, wurden sie in die herrliche Gegend um den Tajo, bei Chinchon und Colmenar, verlegt. Hier war nun ein fürnliches Paradies. Wein, Fleisch und Brot und zur Zusätze Melonen nebst dem herrlichen Obst gab es in Hülle und Fülle.

Damit die Mannschaften sich völliger Ruhe überlassen konnten, wurden zur Sicherung zwei Compagnien, eine nassauische und eine badische, nach Fuentesdienna und Villamanrique, um das rechte Ufer des Tajo verlegt. Die badische unter Hauptmann v. Froben kam nach Villamanrique und bei dieser standen Ihr Herr Vater und ich.

Unserem Brigadier, General Schäfer, kam die Sache nicht ganz geheuer vor, da man allerhand von feindlichen Streifpartien munkelte, und er bat den General Leval, die beiden Posten verstärken oder näher heranziehen zu dürfen. Der Franzose lachte ihn aber aus und meinte, die Leute sollten sich's wohl sein lassen, die Spaniolen hätten so auf die Nase gekriegt, daß sie allen Appetit zum Beißen verloren hätten. Er konnte eben die verbißenen Gesellen nicht.

Wir hatten's uns bequem gemacht und nur ein paar Posten ausgestellt, da kam das Unglück über uns. In der Nacht vom 21.—22. August 1809 — es denkt mir wie gestern — wurden wir überfallen. Das Städtchen Villamanrique liegt hart am rechten Ufer des Tajo, über den nur eine gangbare Furt führt. Wir lagen zu drei oder vier zusammen in den Häusern und ließen es uns auf raschelndem Maisstroh wohl sein, besonders, da es an einem kräftigen Schlaftrunk nicht gefehlt hatte. Ich lag in der Nähe der Stationswache, die in einem alten Kloster untergebracht war, damit ich im Falle der Not gleich Alarm schlagen konnte. Der 21. war ein glühend heißer Tag gewesen und am Abend zog ein schweres Gewitter herauf, das sich in der Nacht über uns entlud. Das schreckte mich aber nicht, ich schlief wie ein gesunder junger Bursch, der abends einen tüchtigen Schluck gethan, und kümmerte mich nicht um Donner und Blitz. Im Schlafe kam es mir jedoch vor, als hörte ich Lärm und Schießen, und plötzlich wurde ich aufgerüttelt.

»Haus — Tambour, raus, schlag Generalmarsch, der Feind ist da!« —

Ich war gleich wach, hörte deutlich das Schreien und Schießen, und da wir uns nie auskleideten, stand ich bald auf der Straße und das »Kommt, Kamerad, kommt« wirbelte in den Donner hinein, und alsbald hörte ich die Antwort des andern Tambours, der bei dem Hauptmann lag. Die Leute stürzten aus den Quartieren und das Kleingewehrfeuer verbreitete sich im Orte.

Da plötzlich stürmte eine wilde Reiterchar die dunkle Straße herauf, wir waren im Nu überritten, und unbarmherzig wurden die deutschen Soldaten niedergebauen. Ich hatte mich bei dem Anprall auf die Stiebtreppe eines Hauses geflüchtet, da schlug mir so ein Hund von Spaniole von rückwärts mit einem Gewehrkolben über den Kopf, und ich stürzte bewußtlos zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich unter einem Haufen Toter und Verwundeter auf dem Marktplatz, und ich hörte deutlich, wie die Spaniolen, die ich recht gut verstand, beratschlagten, was sie mit den Gefangenen anfangen sollten. Die meisten waren dafür, uns ein-

fach abzumurfen, natürlich nach vorausgegangener Schinderei. Doch einer der Vornehmsten meinte, man solle uns den Engländern abliefern, die brauchten Gefangene zum Auswechselln und zahlten ein ordentliches Geld dafür. Diese Meinung drang durch; damit aber auch der andern Partei ihr Recht wurde, überließ man diesen die nicht marichfähigen Blessierten, und diese armen Teufel wurden nun auf die grausamste Weise abgeschlachtet. Ich wurde mit Kolbenstößen zum Aufstehen gezwungen und mußte, die Hände auf den Rücken gebunden, mit blutüberströmtem Gesicht, barfuß — die Schuhe hatten sie mir ausgezogen —, zwischen zwei Pferden angeseilt, der Bande folgen.

Lange ging für mich die Reise nicht. Trotz aller Kolbenschläge und aufmunternden Bajonettstiche konnte ich nicht mehr — ich brach zusammen. Ich erwartete einfach, niedergestossen zu werden, und ich war so heruntergekommen, daß ich dies als eine Wohlthat betrachtete hätte. Aber es kam anders. Ein englischer

Militärarzt, welcher die blessierten Spaniolen verband, hatte ein menschliches Herz und nahm mich und noch ein paar arme Teufel auf, und nach mancherlei Strapazen kamen wir ins Kriegspital nach Granada.

Dort sah es zwar auch böß aus, aber nach allem, was wir durchgemacht, deuchte es uns wie im Himmel. — Dem Himmel kam ich auch wirklich sehr nahe, denn ich bekam ein bößartiges Fieber und hörte schon droben bei der Vergatterung

schlagen. Jedoch meine Jugend und kräftige Konstitution siegten, und nach ein paar Wochen war ich wieder auf dem Strumpf.

Neben mir lag ein Landsmann, ein Pfälzer, Namens Kohnschmidt, der außer einer Schußwunde noch mehrere Säbelhiebe erhalten hatte. Während ich immer besser wurde, ging's mit dem armen Kerl immer mehr bergab. Er sah selbst ein, daß er es nicht lange mehr treiben konnte, und eines Tages, als ich ihn tröstete, sprach er: »Nun, alter Spezel, mit mir ist es aus, und 's ist auch gut so, ich käme doch nur als Krüppel heim, und mein Alter, der sich kümmerlich durchs Leben schlagen muß, hat selbst nichts zu nagen und zu beißen. Ich hab' zwar gehofft, daß ich einen rechten Schick gemacht hätte, aber es hat mir nicht glücken sollen, und wer weiß, ob es überhaupt etwas ist? Aber du kannst es versuchen, und schlägt's ein, so gönne ich dir's brüderlich. Komm, setz dich auf mein Bett, damit uns keiner belauscht,« sprach der todkranke Mann weiter, »und höre mich.

Du weißt, wie wir es trieben in Arenas. Ich war mit mehreren andern in die alte Kirche geraten, wir hatten in der Sakristei die Schränke aufgebrochen und rissen die silber- und goldgestickten Prießergewänder heraus. Während die andern mit ihren Taschennessern die goldenen Stückerien herunter trennten, entdeckte ich in einem alten geschnittenen Schranke eine verschlossene Lade, die ich mit dem Säbel aufbrach. In dieser Lade fand ich ein lebernes, gepreßtes Kästchen, das ich einstweilen in meine Brottasche steckte, um es zu gelegener Zeit zu öffnen, denn ich dachte mir, es müsse etwas Besonderes darin sein. Als ich später von dem festverschlossenen Kästchen den mit einem Kreuze versehenen Deckel herabriss, fand ich darin ein paar in Seide gewickelte kleine Knochen, ein altes Pergament und einige Ringe, sowie ein mit Steinen besetztes kleines Kreuz, das wie die Sonne funkelte. Die Knochen warf ich weg und behielt nur den schönen Dedel, der noch in meinem Brotsack steck, und die Ringe und

Steine, welche ich in einem Leberfäächchen unter der Achselhöhle verborgen habe. Die sollen dein sein, weil du mich so treulich verpflegt. Ist das Ding von Wert, so mag es dir gute Tage verschaffen, — ist es aber wertlos, so behalte die glänzenden Dinger als Andenken an deinen alten Spezel.

Damit übergebe mir der arme Kerl ein schmutziges Säckchen von altem Handschuhleder, bat mich, ihn allein zu lassen, und legte sich ermattet nieder. Am nächsten Tage marschierte er ab zum großen Haufen.



Da plötzlich stürzte eine wilde Reiterchar die dunkle Straße herauf.

Als die Krankenwärter, die Verlassenchaftskommissäre, wie wir sie nannten, die ärmlichen Habseligkeiten teilten, bat ich sie um den Dedel des Kästchens, der sich im Brotbeutel fand, als Andenken, den sie mir auch, als völlig wertlos, willig gaben.

Nun war ich freilich soweit hergestellt, daß ich zu kleinen Hülfeleistungen im Lazarett verwendet werden konnte, da kam aber eine andere Not über mich.

Es waren, außer mir, noch ein halbes Dutzend deutscher und holländischer Kriegsgefangener im Lazarett, die wieder kriegsdienstbar hergestellt waren. Eines schönen Tages wurde uns nun eröffnet, daß uns die Wahl bliebe, entweder in englische Dienste zu treten, oder als Gefangene auf englische Kriegsschiffe verbracht zu werden.

Da war eines so schlimm wie das andere. Nahmen wir englischen Kriegsdienst an und gerieten, was bei den ewigen Katzbalgereien leicht möglich war, in französische Gefangenschaft, so war uns eine Kugel sicher, und kamen wir auf die englischen Pontons, so hatten wir

Aussicht, langsam im Glende zu verreiben. Da ward uns die Wahl, weiß Gott, schwer.

Zum Glück gab es noch ein drittes, nämlich das Aussteifen, was zwar auch seine schwere Gefahr hatte. Schon seit einiger Zeit war in dem Lazarette eine merkwürdige Unruhe bemerkbar; es kamen neue Verwundete, es wurden Lazarettgegenstände gepackt und fortgeführt, und bald verbreitete sich die Nachricht, die Franzosen hätten bedeutende Verstärkungen erhalten; General Victor sei bis zum Fuße der Sierra Morena vorgeückt. Da waren die Unfern ja ziemlich nahe. Vielleicht hätte ich's nicht gewagt, aber die Hoffnung, meine Erbschaft in Sicherheit zu bringen, bestärkte meinen Entschluß, und so machte ich mich eines Tages, da die Bewachung äußerst mangelhaft war, auf die Strümpfe, und zwar in Begleitung eines Luftibus von Holländer, der schon viel in der Welt herumgekommen. Die nötigen Kleidungsstücke und Waffen hatten wir uns aus dem Magazin des Lazarett's zu verschaffen gewußt. Es war ein Marich voller Gefahren. Wir liefen bei Nacht und verkrochen uns bei Tage. Dabei lebten wir nur von Feldfrüchten und einigen gestohlenen Hühnern. Um die Schwierigkeiten noch größer zu machen, wußten wir nicht einmal genau, welche Richtung wir zu nehmen hatten, um auf die Unfrigen zu stoßen, und so war es ein Wunder zu nennen, daß wir den unerschwärmenden Partisans nicht in die Hände fielen. Endlich, wenn auch ganz ermattet und herabgekommen, stießen wir auf französische Vorposten, und dabei war es wieder ein Wunder zu nennen, daß es gerade Holländer waren, auf die wir trafen.

Wir wurden freundlichst empfangen, und da wir fast vollständig ausgehungert und fast nackt waren, erst ordentlich herausgefüttert und gekleidet, und dann von dem holländischen General, Chasse hieß er, glaub' ich, auf das genaueste ausgefragt. Da ich in jeder Beziehung bessere Auskunft geben konnte, als mein holländischer Fluchtgenosse, wurde ich mehrmals zum General bestellt, und bei dieser Veranlassung lernte ich einen lahmgeschossenen holländischen Major van Heems kennen, der in den nächsten Tagen die Armee verlassen und in seine Heimat zurückkehren sollte. Eines Tages machte der Herr Major mir den Vorschlag, ihn als Diener nach Holland zu begleiten, statt zum Regiment zurückzukehren. Das war ein Wink des Schicksals. Die Freuden des Kriegslebens hatte ich hinlänglich genossen, um sie vollständig satt zu haben. Dabei

war ich noch immer so schwach, daß ich den Dienst in der Truppe kaum hätte leisten können, und nur die Aussicht gehabt hätte, von einem Lazarett in das andere wandern zu müssen; nein, das war eine miserable Zukunft. Ich besann mich deshalb nicht lange und schlug ein. Jetzt hatte ich auch Hoffnung, meinen sorgsam behüteten Schatz bewahren zu können. Die Genehmigung meines Obersten holte ich nicht ein, es hätte den guten Herrn nur in Verlegenheit gesetzt. Mein Holländer sorgte für einen Militärpaß, und ein paar Tage später ging es nach Madrid zurück, über die Pyrenäen nach Bayonne und von dort der Heimat zu, wenn auch zunächst nach Holland.

In Holland sah es dazumal recht traurig aus. Der König Louis, ein Bruder Napoleons, hatte fast nichts mehr zu sagen, war müßig und dachte ans Abdanken. Der Handel stockte, der englischen Blockade wegen, und so war überall Not und Unzufriedenheit.

Wir gingen direkt nach Amsterdam, wo mein Holländer zu Hause war. Der Herr Major, der längere Zeit mit der Verpflegung der Truppen zu thun gehabt, schien dabei nicht zu kurz gekommen zu sein, er hatte Geld wie Heu und auch sonst noch allerlei Sächelchen mitgebracht, die er wohl irgendwo auf einer ungewaschenen Bank gefunden hatte.

Ich begriff nun recht wohl, warum er mich und keinen Holländer mitgenommen hatte, ein solcher hätte möglicherweise nicht reinen Mund gehalten. Nun, mir konnte es einerlei sein; gegen mich war er freundlich und nicht knickerig. Aber noch einen weiteren Vorteil brachte mir der Mann; ich kam durch ihn, der unbeschrien allerlei Dinge an den Mann zu bringen hatte, in Verbindung mit Handelsleuten, darunter auch mit einem gewissen Salomon, der mit Kunstgegenständen und Juwelen handelte. Diese Gelegenheit benützte ich, und zeigte demselben einmal meinen verborgenen Schatz. Nun war ich, durch die mancherlei Schicksale, die ich durchgemacht, schon so gewitzig, daß ich dem dunkelblauen Ehrenmanne gleich an dem strahlenden Gesicht und den habgierig blitzenden Augen anah, das Ding müsse etwas ganz Besonderes sein.

Monsieur Salomon betrachtete alles genau, und endlich meinte er, die Steine seien zwar ziemlich wertlos, aber es sei als Altertum immerhin für Liebhaber interessant — er wolle mir 20 Napoleons dafür geben.

Aha — dachte ich, wenn so ein geriebener Fuchs



Edin Wagner

In dieser Kade fand ich ein ledernes, gepreßtes Kästgen.

gleich 20 Napoleons dafür geben will, dann muß der Wert der Ware ein sehr großer sein.

Ich sagte dem Schlaumeier, ich hätte nur seinen Rat einholen wollen, um zu sehen, ob ein Angebot, das mir gemacht, nicht zu nieder sei. Es sei mir mehr dafür geboten.

Nun war der Salomon Feuer und Flamme. Wer der andere sei und wieviel er mir geboten, fragte er.

Ich verweigerte jede Auskunft, weil ich Geheimhaltung versprochen.

Nun fing der Salomon an mit meinem Herrn zu drohen. Da lachte ich aber und meinte, mein Herr habe keine Lust, seine Handelsgeschäfte an die Öffentlichkeit zu bringen, und er selbst thue gut, zu schweigen. Kurz und gut, ich ließ den Salomon abfahren.

Ich hatte nun aber mehrere badiſche Landsleute in Amsterdam getroffen, Flößer aus meiner Heimat, sogenannte Hollandgänger.

Einem solchen braven Kerl vertraute ich mich an, und der brachte mich zu einem reichen Holzhändler, der mir versprach, sich bei einem Juwelenhändler zu erkundigen.

Wenige Tage darauf ließ der alte Holzwurm mich kommen.

„Ihr habt einen guten Schick gemacht in Spanien,“ sprach er, „der Juwelenhändler bietet Euch für den mittleren Diamanten allein — nun, was meint Ihr?“

Ich riet auf 1000 holländische Gulden.

Da lachte der Mann und meinte, ich sei ein schlechter Schätzer, das Gebot sei 20000 fl. Ich sollte ja nicht zu billig verkaufen.

Ich war fast erschrocken, als ich dies hörte.

Der Salomon ließ mir die Schwelle ab, er schwor den ganzen Himmel herab, daß er allein mir wohl wolle. Aber all sein Schwagen, den Preis herabzudrücken, nißte ihn nichts. Endlich wurden wir auf 50000 fl. einig, wofür er den ganzen Krenpel erhielt, und sicherlich hat er noch 20—30000 fl. daran profitiert.

Jetzt war ich ein gemachter Mann — nun hieß es überlegen, was ich beginnen sollte. Daß ich vorerst nicht nach Hause zurückkehren konnte, war klar. Ich hätte ja riskiert, zu meinem Regimente zurückgeschickt und am Ende noch bestraft zu werden. In Amsterdam bleiben, wo man mich als Diener gekannt, ging auch nicht. Ich mußte also eine Ortsveränderung eintreten lassen.

Das erste war, daß ich mir feine Kleider, eine goldene Uhr und einen hübschen Ring anschaffte, dann sagte ich meinem Herrn auf, der mir noch ein nettes Stück Geld zum Abschied gab.

Ich hatte demselben weiß gemacht, ich gehe nach

Hause. Dies fiel mir jedoch nicht ein. Ich ging mit der Post nach Spaa in das Bad, wo ich mich in einem Gasthose einquartierte und zugleich eine kleine Untaufe vornahm. Aus dem Karl Hagedorn war nun ein Baron Charles de Hauchecorne geworden. Französisch sprach ich geläufig; Geld hatte ich auch, und frech war ich wie ein Spatz, also fehlte mir nichts zu meinem Fortkommen in der Gesellschaft. Nach Paß und Heimat fragte kein Mensch. In Holland ging alles drunter und drüber. Der König Louis hatte abgedankt und die Franzosen das Land besetzt.

Ich machte bald Bekanntschaften aller Art, Herren und Damen, und ich lebte in Herrlichkeit und Freuden. Unter den Damen war eine Schauspielerin Adrienne de Vermulen — der Kuckuck mag wissen, ob das ihr rechter Name war —, einerlei, das Weibsstück hatte mir's angethan, und ich Esel dachte wirklich daran, sie zu heiraten. Der Rader kostete mich manch schönes Stücklein Geld. Nun, ich hatte es ja, und für die Zukunft sorgte ich nicht, dazu war ich zu leichtsinnig. So schwand die Zeit und leider mit ihr auch mein Geld.

Während dieser Zeit traten allmählich große Veränderungen ein. Mit dem Naps ging es zu Ende, Spanien mußte geräumt werden. Die Alliierten rückten in Frankreich ein und die Badener kamen, nachdem sie von den Franzosen zu guterletzt für Kriegsgefangen erklärt waren, in ihre Heimat zurück. Nun hielt es mich nicht länger. Mein Geld war fast zu Ende, und so zog ich schüßige Kleider an und rückte über Straßburg ein, wo ich in Rehl, als aus französischer

Kriegsgefangenschaft entlassen, mich meldete. Ich hatte mir eine wunderbare Geschichte zusammengeklagen über meine lange Gefangenschaft, die man mir aber glaubte, da damals überhaupt die Zeit der wunderbaren Geschichten war. In den Regimentslisten, in welchen ich eine Zeitlang als »vermißt« geführt war, figurierte ich als; an seinen Wunden verstorben nach dem Gefechte von Villamanrique.

Mein Tod bewahrte mich aber nicht vor dem Schicksale, wieder Soldat werden zu müssen. Ich ward Vataillonstambour bei der Landwehr, machte die Belagerung von Straßburg mit und erhielt dann mit dem Prädikate »gut und als braver Soldat gedient« meinen Abschied, mit ein paar Gulden Verwundungspension; später bekam ich noch die kaiserliche Kriegsmedaille.

So ist die Geschichte — Sie sind aber der erste, dem ich sie erzähle.“

„Dommerwetter, Hagedorn, das ist ja eine wahre Räuberhistorie. Ich habe immer etwas Besonderes in Euch gewittert, aber den Baron de Hauchecorne hatte



Endlich wurden wir auf 50000 Gulden einig.

ich doch nicht vermutet. Ja aber, Hagedorn, denkt Ihr nicht zuweilen mit Bedauern an die schönen Tage in Spaa zurück?"

„Zurückdenken — ja, das wohl. Es war gar nicht so übel, und wenn ich so an einem Winterabende allein in meinem Nest sitze und mein Klöbchen brennt, dann kommen mir die alten Tage wieder vor Augen.

Aber unzufrieden mit meinem jetzigen Leben, nein, Gott bewahre, das bin ich nicht, nein — nein; doch hören Sie weiter: „Ich hatte noch ein paar Groschen mit heingebracht, und als sie mich von den Soldaten springen ließen, kaufte ich mir die alte Parade da und ein paar Stücklein Land. Da gerade die Waldhüterstelle frei wurde, bewarb ich mich um dieselbe und hab' sie lange Jahre zur Zufriedenheit aller versehen, und das will was heißen, denn denen oben kann man nie scharf, denen unten nie stumpf genug sein. Aber es machte sich, und als die Knochen zu steif waren zum Holzfreulerfang, gaben sie mir ein anderes Pöstlein, das ganz nach meinem Geschmade ist, das des Maulwurfsfängers, oder, wie sie hier sagen,

des Schermausers. Jetzt hab' ich meinen großen Jagdbezirk und bin mein eigener Herr. Was will ich mehr? Nein, Herr, unzufrieden bin ich nicht, da sei Gott für!"



ADRIENNE DE VERMUYLEN

Ich betrachtete mit Bewunderung den alten Tambour, der den Wandel des Schicksals so ruhig hingenommen und die Rolle des Barons nur als eine närrische Fasnachtsspoße in seinem Leben betrachtete.

„Gott segne es Euch, Hagedorn, Ihr seid ein hagenbüchener, kräftiger Geselle!"

„Bin ich auch," lachte der Alte. „Aber ich will Ihnen noch etwas zeigen, das letzte, was ich noch besitze von der spanischen Erbschaft."

Damit öffnete er seinen Wand-schrank und nahm einen wunderschönen, in Leder gepressten, altertümlichen Deckel heraus, den ein vergoldetes Kreuz schmückte.

„Das war der Deckel des Schatzes und," indem er das Ding herum-drehte, „die schwarze Frage dadrinnen ist das Konterfei der edeln Dame Adrienne de Vermuylen, die mir den Schatz verjübeln half. Mög's ihr gut bekommen sein!"

Vorsichtsmaßregeln bei Eisenbahnunglücksfällen.



licher Technik, die ausgiebigsten Erfahrungen in der Eisenbahnunglückspraxis geben dem Weisen Gelegenheit, sich vor jedem Schaden zu schützen. Und wie im Mittelalter sich verständige, christlich gesinnte Leute mit geweihten Ölen und Salben bestrichen, um hieb- und kugelfest zu werden, so kann jeder Reiseunkel von heute sich durch die weiter unten beregten Haus- und Compenmittel quetsch- und bruchfest machen, wenn er eben die hier angegebenen Gegenmaßregeln streng befolgt.

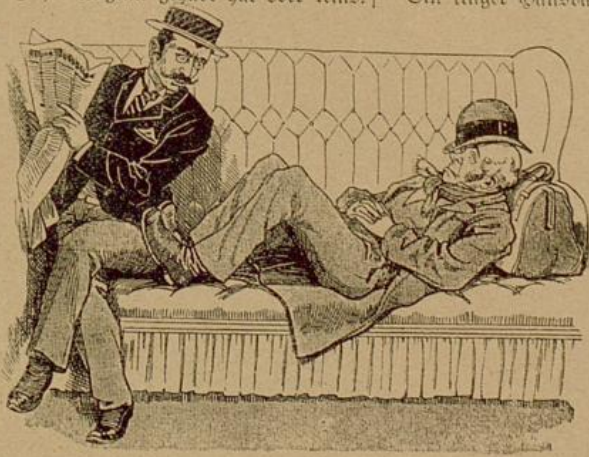
„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen." Natürlich, Freundiges und Trauriges, Launiges und Schauriges, Aber wer ist denn heutzutage sicher, ohne Unglück auf der Eisenbahn wegzukommen?

Wer sagt mir gut dafür, daß mein Zug nicht mit einem andern zusammenraffelt, daß die Brücke nicht einstürzt, die Weiche recht gestellt ist? Daß die Bahnschwelle nicht nachgiebt, die Schiene nicht reißt, die Axe ganz bleibt, die Thür nicht unversehens aufspringt? Weiß ich denn, ob ich tot, zerquetscht, krank oder heil wiedertomme?

Nun, gottlob, es ist nicht alles so schlimm, wie es ausschaut. Weil darum der Wissenschaft, die uns Mittel an die Hand giebt, allen Gefahren zu trotzen. Ja, die großartigen Ervingenschaften neuzeit-

kommen die Gegenmaßregeln. Erstlich in Betreff des Einsteigens.

Ein kluger Hausvater wählt aus dem ganzen Zuge einen Wagen, der so ziemlich in der Mitte befindlich ist, denn das meiste Unglück kommt eben vorn oder hinten. Das kommt von den Lokomotiven. So eine Maschine hat ein eisernes Herz, kriegt sie nun vollends ihren Koller, so denkt sie, wenn sie ihre Stollgein von weitem auf demselben Geleise sieht: „De, hier ist mein Weg, da hast du nichts zu suchen!" Und die andere schnaubt sie dann regelmäßig an: „Plas da, wo du laufen kannst, hab' ich das selbe Recht!" Oder, wenn sie, tüchtig und hinterlistig genug, von hinten kommt, dann denkt sie: „Du willst mir entlaufen? Wart, ich will dich fassen! Druf, druf, druf!"



Ein vorsichtiger Reisender legt sich längelang.

Allgemeine Klage wird namentlich über den Dünkel geföhrt. Die bilden sich or-

ber die Schulter schiebt, macht den Vorschlag, das so häufige Zusammenstoßen der Köpfe ungefährlich zu machen durch eine Kopfbedeckung, welche der Façon der Mütchen entspricht, die unsere kleinen Mädchen tragen, nur in größerem, der etwaigen Erschütterung angepassten Verhältnis. Ein Sitzpolster oder ein kreisrundes Sofaissen, gehörig ausgestopft, möchte dem gemeinen Bedürfnis genügen.

Ein scharfsinniger Freund, der mir beim Schreiben über die Schulter schiebt, macht den Vorschlag, das so häufige Zusammenstoßen der Köpfe ungefährlich zu machen durch eine Kopfbedeckung, welche der Façon der Mütchen entspricht, die unsere kleinen Mädchen tragen, nur in größerem, der etwaigen Erschütterung angepassten Verhältnis. Ein Sitzpolster oder ein kreisrundes Sofaissen, gehörig ausgestopft, möchte dem gemeinen Bedürfnis genügen.

Die friedlichsten unter den feuerschnaubenden Bestien sind immer noch die auf den Sekundärbahnen.

Das sind ausgediente, brave Lastgäule, denen jugendliche Leidenschaften fern liegen. "Eile mit Weile!" steht in Goldschrift an ihren Flanken. "Mit Bedächtigkeit kommt man zum Ziele," ist ihr Wahlspruch. Die erlauben doch noch, falls der Weg an einem See vorbeiföhrt, daß man durch das Wagenfenster gemüthlich angeln oder seinen Skat



Das so häufige Zusammenstoßen der Köpfe wird unmöglich gemacht.

vorbeiföhrt, daß man durch das Wagenfenster gemüthlich angeln oder seinen Skat

feler Spizen, russischem Getreide oder gar 90gradigem Spiritus auszufüllen und sich hinterher auch noch schände auf mich zu berufen.

spielen kann, zehn Runden von einer Saltestelle zur andern. Ubereilung ist ja auch keine Eigenschaft deutschen Eisens.



Höchst sitzvoll machen sich auch die Abschiedszenen.

Also, lieber Reisefreund, nimm dir einen mittleren Wagen.

Über den Aufenthalt im Abteil ist schon von den geriebensten Forschern so viel geschrieben worden, daß es eigentlich in den Rhein regnen heißt, davon noch viele Worte zu machen. Auf einen leider oft vernachlässigten Punkt wäre aber doch noch hinzuweisen. Wie eben oben ausgeföhrt, kommen die meisten Zusammenstöße durch die Schikanen der Lokomotiven, wodurch der ganze Zug im Zusammenstoß ein Aussehen bekommt, wie eine Raupe, die auf einem Kohlblatte marschirt. Der größte Teil aller Verletzungen ereignet sich an dem Kopfe oder den Beinen. Ein vorsichtiger Reisender setzt sich daher nicht mir nichts, dir nichts auf die Bank, sondern er legt sich längelang, so daß die Füße in Augenhöhe sind. Für leichtsinnige Mitreisende, die durchaus ihre Gesundheit riskieren wollen, mag das wohl eine unbequeme Lage sein, aber das macht nichts, das Leben geht eben vor.

besonnener Mann den Bahnhof betreten. Man denke sich einen Reisemantel, der mit einer Lage Watte von 20 Centimeter Dide allerseits ausgestopft ist. Darüber nun wird eine zwei Finger dide Schicht Guttapercha aufgelegt, Fausthandschuhe und Stiefel auf dieselbe Art zubereitet, und die Ausrüstung ist fertig. Für die gewöhnlicheren Fälle möchte dieselbe in vollem Umfange genügen.



Für solche Bahnhöfe möchte sich dagegen eine vollständige Landerausrüstung besser empfehlen.

Man wird einwenden, daß eine derartige Bekleidung wohl im Sommer zu heiß werden dürfte. Zugegeben, aber im Winter schützt sie darum um so mehr vor den so lästigen Erkältungen. Die Bahnverwaltungen haben allen Grund, mit dieser Schutzmaßregel vollauf zufrieden zu sein. Zwar nimmt der Gummimann mehr Platz im Wagen ein, dafür erspart man aber bei kalter Witterung die Hundstagen einige Eisbeutel an den geeigneten Stellen

im Futter des Reisefostüms zu bergen, das macht Kühlung und hält etwaige Getränke, Bier zum Exempel, die als Reisegebrung mitgenommen werden, recht frisch. Höchst ergötlich nimmt sich mit dieser Wohlfahrtseinrichtung so ein Bahnsteig aus. Überall herumhopsende Gummi-

männer! Manche fallen, schnellen aber wie Välle sofort wieder in die Höhe. Höchst stilvoll machen sich auch die Abschiedszenen. Daß sich ein solches Kostüm ganz besonders noch zu Reisen jenseits der Vogesen eignet, sei nur beiläufig bemerkt. Denn erstens werden die Herrn Franzosen uns für reisende Russen halten, und kommt es je zu Prügelein, so können sie sich an dem Gummi die Finger getrost stumpf klopfen.

Anmerkung. Für solche Bahnlinsen, in welchen weniger ein Zusammenstoß als ein Brückeneinsturz zu fürchten, möchte sich dagegen eine vollständige Taucheraus- rüstung besser empfehlen (Gummi mit Sauerstoffbehälter, letzterer aus- reichend für zwölf Stunden). Was den Verkehr mit Mitreisenden angeht, so sei man da vorsichtiger als das bisher geschehen. So mancher ist schon das Opfer eines „graunervollen Verbrechens“, „einer bis zur Stunde noch nicht aufgeklärten Mordthat im Coupé“, wie das in den Zeitungen heißt, geworden. Darum Vorsicht! Wer da groß- artig in den Wartesaal I. Klasse an den Schenkstisch tritt und gnädig das Fräulein fragt, was man haben könne, der macht sich dadurch diesem und jenem Mehl- abschneider schon verdächtig. Warum denn nun gleich mit dem Geldsack so geklappert?! Geh du lieber in die IV. Klasse und laß dir ein Schälchen dünnen Kaffees verabfolgen und ein Mainzerkäschen, und wirf da nicht gleich ein Zwanzig- markstück progig dahin — du kannst es ja am Schalter vor- her wechseln lassen — 50 Pfen- nig ist das höchste, was ein Mann unter Gannern verzehren darf, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Zuweisen teilt man mit einem verdächtig aussehenden Individuum ein Abteil. Da heißt's aufpassen. Eine goldene Uhrkette und Brillant- ringe an den Fingern zu tragen, sollte durch das Bahn- reglement einfach verboten werden. Das Eisen zieht den Mann an, und das Gold den Galunken. Wer

nun vollends die „Neue Borsenzeitung“ oder den „Borsen- turier“ aus der Tasche zieht und studiert, der ist daran schuld, daß der Richter seinen Mörder unter mildernden Umständen verurteilen muß, denn der Keel kann be- weisen, daß sein Thatendurst frevelhaft herausgefordert worden ist.

Willst du etwas lesen, so nimm den „Sinken- den Boten“ heraus, das ist unverdächtig, oder die „Sozialdemokratischen Zukunftsbilder, frei nach Bebel“ von Eugen Richter.

Mit einem unbekann- ten Gegenüber sollte man während der Fahrt nicht reden.

Höchstens kannst du ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu- räumen, daß du nahe vor dem dritten Banke- rott wärest, daß das Mac Kinleygesetz dich ruiniert habe, daß du trotzdem in die dritte Klassensteuerstufe ge- kommen wärest, daß das Brot so teuer und das Fleisch nicht zu er- schwingen sei. Sage ihm,

daß du gerne zu Hause geblieben wärest, nur aus Not hättest du dich in Unkosten gestürzt, damit deine Frau zu Hause der Wahrheit gemäß den Gläubigern sagen könne, daß du unterwegs feist.

Schlaf nicht sorglos in der Ecke und schnarche nicht im Schläfe, es giebt Leute, die einem Schnarcher gegenüber zu allem fähig sind.

Hast du das Schicksal, Sonntag abends mit einem Betrunknen zu fahren, so ver- abfolge ihm eine homöopathische Dosis nux vomica oder so et- was Ähnliches. Das hilft bis zur nächsten Station, wo er aussteigen wird. Eine Reise- apotheke sollte überhaupt jeder- mann bei sich haben, Verband- zeug, Kölnisches Wasser und Schröpfköpfe selbstverständlich.

Das Aussteigen hat gleichfalls seine großen Schwierigkeiten, namentlich auf den großen Stationen. In den Bahnhöfen passieren ja gerade die meisten Unglücksfälle. Wie leicht wird man da nicht für einen durchgebrannten Kassier, einen fahnenflüchtigen Landes- verteidiger, einen Anarchisten gehalten. Wie wäre es nun, wenn das „Auge des Gesetzes“ auf dich zukäme, dich „stellte“ und mit den lebenswürdigen Worten anredete: „Guten Tag, Herr Silberstein, wie geht's Ihnen denn, Herr Silberstein, sieht man Sie auch einmal hier?“ Du betuerst natürlich unaufhörlich: „Habe nicht die



Willst du etwas lesen, so nimm den „Sinkenden Boten“ heraus.



Es giebt Leute, die einem Schnarcher gegenüber zu allem fähig sind.

wenn das „Auge des Gesetzes“ auf dich zukäme, dich „stellte“ und mit den lebenswürdigen Worten anredete: „Guten Tag, Herr Silberstein, wie geht's Ihnen denn, Herr Silberstein, sieht man Sie auch einmal hier?“ Du betuerst natürlich unaufhörlich: „Habe nicht die

Ehre, Herr Kommissär, mein Name ist Haase, ich brenne nicht durch, ich reise zu meinem Vergnügen, um meine Schwiegermutter abzuholen."

"Aha!" heißt es dann, "wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Silber — Haase, mit mir ins Polizeibureau zu gehen, wo sich die Sache jedenfalls klären wird!"

Sieh, Freundchen, an diesem Unglück bist du selber schuld. Warum hast du denn deine Legitimationspapiere zu Hause gelassen? Gehst du wieder auf Reisen, so stecke also vorjorglich deinen Geburts-, Tauf-, Gewerbe-

und Trauschein ein. Den Steuerzettel nicht zu vergessen. Sehr gute Dienste thut auch ein polizeiliches Führungs-

attest aus der Heimat. Das wären also ungefähr in den Grundzügen die Maßregeln, die das fahrende Publikum vor Schaden zu schützen ausreichen. Ein guter Rat wird schließlich nicht zu spät kommen. Versäume nicht, dein Testament zu machen, ehe du auf die Reise gehst, und bist du ein guter Christ, so beachte vorher.



Versäume nicht, dein Testament zu machen, ehe du auf die Reise gehst.

Und noch eins — bald hätt' ich's vergessen —, versichere dich zuvor nicht zu niedrig bei einer Eisenbahnunfall-Gesellschaft.

Zwee Gockel.

Nach Alfred Görésote.

Des G'schichtche, wo ich euch hier verzehe will, hot mer uns nen bewiese, daß die Viecher in viele Sache grad so g'scheit sin, wie die Mensch, un daß se grad so vun allerhand Leidenschaft geplogt werre, wie mir, als da sin: Born, Meid, unnd wie se all noch heesse, die wieschte Regunge, wo uns im Herze un im Mage rumore.

Die Sach' sicht einfach genug aus, awwer je mehr ich drinwer nachdent', je mehr riecht mich die G'schicht'.

Zeit viele Johr halt' ich mer en Hühnerhof. E wahri Lustub' is er, mei Hühnerhof, des muß em der Meid losse! Im Dorf der schönst', un am beschte g'halte is er emol ganz gewiß, des s'cheht bombefest. Nummer uns gefagt, des will nit viel heesse, wann mer die Viecher s'icht, in dene heutzutag unfer Feddervieh Eier vor unfer Dmlett' lege soll. Es werd eem inwiel un weh, wann mer nor dran denkt. 's is e wahri Schand'! Des kann ich sage: was mein Hühnerstall anbetrifft, war schon 's Ängste e Vergniege, unnd die Hintelcher drin hawwe gekrazt un gescharrt de ganze Dag, un ihr G'fieder hot gegläntzt wie en Spichel. Mer mag sage, was mer will — awwer: was de Lage g'fallt, g'fallt aach em Mage gut.

Alle Morge, wann ich mei Hindviech g'füttert hab', geh' ich nunner zu mei'm Feddervolk un bring em e Schiffelche mit Körner unnd Abfall. Des is en Empfang! Des Gegader un G'schnatter muß mer here! Awwer mei Hintel vertröple aach ihr' Eier nit: groß, fawwer un scheen weiß liege se im Sand odder uffem Stroff. 's is e Vergniege, se ufzuberwe, ins Körbche zu lege, un nochher recht vorsichtig, allemol zwee uf emol, mei'm Kättche in de Schurz zu zehle.

Awwer, wist er, der Schönsicht' vun alle war eye doch mei Gockel. Wann's je in der Welt en tücht'ge Gockel gewwe hot, so war's meiner. Der Kerl hot sich könne sehe losse!

Wie en Generalfeldmarschall hot er sei Blick' rum-schweife losse, de Schnabel in die Höh' g'schrect; der

Brachtkamm hot em uffem Kopp gewackelt, wie en Pallasch, un die scharlachrot' Krawatt' hot wie beime Kinschtler ganz lescher am Hals gebawwelatscht. Wie en Fappelbaum is er g'stanne, un marschiere thät' er, so langsam un feierlich, als sollt' jeder Schritt uf die Wagshal' gelegt un bar bezahlt werre!

Nix Schöneres kumt mer sehe, als wann er so gravitätisch rinwer un ninwer stolziert'; sei Lage hawwe ganz stolz un glücklich uf sei schilleriges Feddernetz geblinzelt, sei Schwanz hot kerzegrad' in die Höh' g'schtanne, als müßt' die Sonn' jedem Fedderch: ersicht sein' rechte Glanz verleibe.

En Gawler dorch un dorch, der Mordsterk! Gebüdt hot er sich hefsichtens, wann's hot sein' müsse, odder wann er emol mit ere Dan' hot Süßholz raschpele wolle!

Wann en Schnabelch ge-wünnt werd — wup — da habt er'n; zweemol mit de Füß' g'scharrt, eem Stupfer mi'm Kopp, un der Bode war lud; tek, tek, tek hot er gerufe, un newenans geguckt, e Wärmdche odder sunst e Ra-rität war g'funne!



Wie en Generalfeldmarschall hot er sei Blick' rum-schweife losse.

Ganz früh am Morge hot mer sei Freud' hawwe müsse, wann mer'n hot wecke höre; mitte in der Nacht hot er als emol gejohlt, damit er sei Liedche nit vergäb'. Der allerericht vun der Kumpanie, hot er de Schnabel zum schrect.

Mit glockt er rechts, nuffzus, minnerlich wollt' er wisse, Westwind weht. Pot' (Pfote) voran, ammer: die Hoheit Wie er draus is, los, wo die Vent' höre müsse. Drunte geht's stip unnd flap, noch emol ruft er, un jeh' kummt die ganz' Hühnerband' drone runner. Gleis sin all' die Dame un Fraileins uffem Plachtter. Ob mer will odder nit, g'folgt muß werre! Mandi hätt' noch gern e bissel gedumelt, de Kopp unnerm Klüchel. Awwer sei Ned' dadervon.



Morgestund hot Gold im Mund! Also Kurajch, un vorañ!

Natürlich heisst sich der Herr Generalleutnant, dene Dame sein Kratzfuß zu mache. Er secht: Gute Morge, un fragt, ob die Frabbase mit der Verpflegung zufriede sin? Des Gethu' un des G'schnäbel un des Kiwver un Niwver nimmt sei End', jedi kriegt ihr Deel. Der Niwvus! Der war vergniegt! Ich meen als, ich hätt' en verstehe könne.

„Grüß Gott, lieb Kind, wie steht's?“ Un die Hühnermadam' secht ganz verschämt: „Ach, geene Se! Hawwe Se mich denn noch e bissel gern?“

„Noñ, noñ! Des will ich meene!“

Die ganz' G'hellschaft lauft jest zum Kandel am Brumme, zuerst die Alte, nochher die Junge, un alles trinkt un delectiert sich, un redt die Hälz, als wär's der beichte Margräfer!

De ganze Dag lang hot amere Gedanke g'hat, als rechte Gumm (Gefallen) an-hätt'm gewiß nit nachsage von dene Ggoischte wär', denke. Gewiß nit, un mir manchmal beim Viech in 's emol e Spinnche von g'falle, glei hot er's verwircht un dene Dame de Brate vor die Füß' gelegt.

Wann als inwewern bicht zu seche war, bewwert (gebebt), mit un seine Weiner ge-ganz heiser hot er tatata kotoko g'schrie, so daß dene Hinkel der Appetit vergange is, un se sich schnell ver-froche hawwe.

Noch em Esse is als so e jungs Hinkel allein un still im Schtall rungebabbelt, glei war er drin bei'm und hot em allerhand Schurre verzehlt, bis es widder luschtig gewese is.

Wann e bravi Denn' tek, tek, kolako gerufe hot, dentt mei Gockel: „Alleweil hois g'schellt, die hot ihr Ei geleg't; hialaufe un sich die Sach' verzehle losse, war eins bei em. Ach, du Staatsgockel, vor dir hot jeder Respekt g'hatt!“

Drei Johr lang hot des Kubilo gedauert, se hawwen en wirklich uff „de Pote“ getrage, kam mer sage, un er hots Geriß g'habt bei seine Hinkelin.

Offe g'stande: 's is aach so inwew nit zu herrsche; so allemol un allemol, keen amere newe sich, der Schönscht, der G'scheidscht zu sein! Zum Guggud aach! Des is kee Künstcht, wann mer ewwe immer der einzig' is.

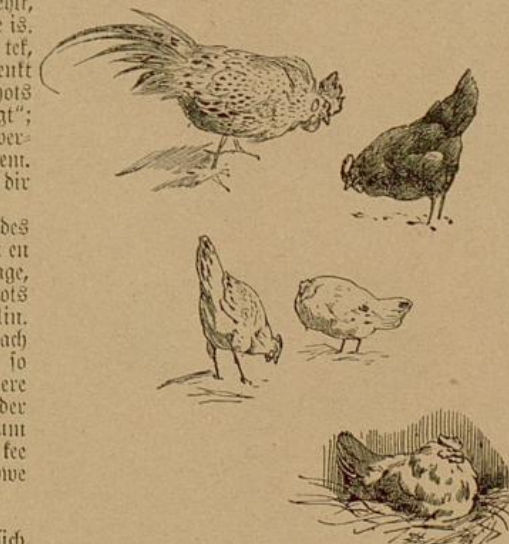
Uwver die Konfurrenz! Die hot nit lang uff sich warte losse.

Wie unser Hahn in die Johr komme is, hot er an-fange alt zu werre.

's Zipperlin hot en geplogt, daß mir nor alles sage:

unser Hahn keen wie er sei Hühner e thube könn'. Mer könne, daß er eener wo nur an sich Menische könn'te die Schut' gehe! der Deck' runner

Mußbaam en Hab-hot er vor Wut ge-de Füß' hot er g'stür-rufe: Vorsicht! Un



Der Alte hoct still im Eck und der Junge fangt 's Konversiere mit dene Dame an.

er hot en Glatzkopp kriecht. Die Bein hawwe nit mehr folge wolle, die Lage sin trüb worre, der Schwanz hot ruppig ausg'fche, des Gefräh wollt aa nimmer recht gehe.

Lebt wohl, ihr Schlaf- un Wecklieder — 's hot alles sei End' uff dere Welt!

Unser Gockel war en alter Hannebambel!

Jest haw ich in meine Gedanke gedenkt: Schorschl Kautzmann, du brauchst en neue Hahn. Muscht nach Mannem (Mannheim) uff de Markt zur Robiusen un muscht d'r en annere hole.

Ich hab' mich uff de Weg gemacht, un v.r 3 Mt. 50 un en Schoppe Bier haw ich en schöne Hahn kriecht.

Wo ich heimkomme bin, loß ich en glei in de Hühner-schtall. Uffgebaßt, mei Ventcher! Meiner Seel, des hättischt seche misse! 's is des a Wertschafft! 's is doch die Meeglichkeit! Des haw ich bald gemerkt, der Neue war'n Schlauberger! Nobel, sein, der bunte Rod glän-zend blank gebutst. Zuerst, wo er neikummt, schittelt er sich, reizt die Lage uff, guckt rechts un links, er wees, was er soll, des hot mer em glei augemerkt.

Der Alte hoct still im Eck un der Junge fangt 's Konversiere mit dene Dame an. Geit noch der amere kummt geloffe, un sicht em ins G'sicht, un hört seine Plattuse ganz vergniegt zu. Bald sin se all' da. Er verzehlt von derheim, von der Küch', von de Mädelin, er wees die schönste G'sichte, vor jede hot er e freund-lich Wort, besunners awwer for die Alte. Er stürt uffem Bode rum, sucht Profame, un legt se ihne vor, er unnerucht jedes Steinche, fangt e Schneisnuck, un des alles so ungezunge un manierlich, daß se all' mitnimmer ganz weg sin. Die Kawatsche (Klatzchbasen) sin in ere Uffregung — no, ich sag' mir mehr.

Neue Bese kehre gut, des is e alti G'sicht. Jedi drängt sich vor, jede will em e nett Plätsche verrödde. G'schwäst hawwe se, gegackert, gepickt, un dorchenanmer sin se gehuppt, daß mer hätt' meene könne, mer wär' im Narrehaus. 's war noch fei halvi Stund' rum, do hawwe se 's mit der Eifersucht kriecht.

Meiner Seel, haw ich ge-dentt, 's g'hört nit viel derzu, manche Weibslent die Köpp zu verdrebe. E bissle Schimpfe, e bissle Plattiere, e bissle Ziwel-nemme, hier e Klag, daß mer alt werd, vor jedes was. Se sin all' hingerisse, verzückt, bis zum nätschte Dag, wo ihne en amerer was vorichwäst.

's is emol so! In der Welt schiebt nit der Bescht un der G'schidscht obe draß, nee, zur-ericht kummt der, woß se Geld hat un unverschämt is, un wann's der ärgschte Schwell-kopp (Dummkopf) is.

Die Beschte werre schnell vergesse, des kam sich jeder hinners Ohr schreine!

Jes' awwer wees sich mei neuer Gockel vor Vergniege nimmer zu helse, un er schmet-tert e mächtiges Kiteriki in die Luft.

Alleweil awwer fahrt der Alte uff. Er hebt de Köpp, schittelt sich, inwewlegt die Sach', sicht de Feind,

un schießt, wie em der lefchte Troppe Blut hees in de Kopp steigt. Wie en alter Veteran sucht er sich in Poschur zu bringe, guckt scheel nach alle Seite, un ganz griengeht vor Arger, möcht' er sage: „Pfuscht mer der Koddel vielleicht in meiner Wertschaft? No wart nur, du Lausbu, sollsch merke, wie's thut, wann der Hahn hackt.“

Un vorwärts streckt er de Hals, schlägt mit de Flüchel, un fällt inwern Mannemer her, daß mer die Schwarz' frache hört. Der anner, der das Dummerwetter hot komme sehe, bleibt aa nit faul, trips un krops, die Kralle und Schnävel hawwe Arweit vollauf. Vorañ! Noch emol un noch emol! Heiliger Bimbam: Is des e Gezanwel. Se triche sich beim Bervelschopp, bei der Gorchel, beim Schwanz, roppe, zoppe un pege sich, wo se nor könne; alleweil schiebe se allzwee murmauschesfill, nor Bide hawwe se sich zug'schnisse, als ob se sich zurufe wollte: Sag's noch emol, du schlechter Kerl, vor aller Welt, wann du die Kurwisch derzu hoscht.

Un hundi, huda ging die G'schicht widder los, e halwi Stund' hawwe se sich abgeradert, do hot awwer mei Alter aifange merke, daß es all' mit em werd, alles hot en verlasse: Sein' Kräfte un sein' Hinfelcher!

„So 'n Schlifsel,“ mormelt er vor sich hin, „ihr wiechte Weibsbilder! 's hilft alles nix! 's werd all' — ich geh' schun!“

Un unser Alter, mit eme blutige Kopp, hinkt dervon, wohin? Ich hätt's nit vor meeglich g'halte, wann ich's nit g'sehe hätt'. Er grawwelt uff e Schtang im dunkelschte Eck vom Bühnerschall, un hockt drowe acht Dag lang, ohne zu freffe oder zu saufe.

Ich hab' rufe könne, wie ich gewollt hab', die scheenichte Bisse haw ich em biete könne, es badd' (nützt) mich all' nix — er kommt nit. Er hot sich's in de Kopp gesetzt: Kiewer verhungere, als mit'm Mannemer Friede schließe. Sei Lage, ganz rot von Born und Reid, hawwe runner geblyt, daß er'm ganz Angst worre is, un endlich, wo er e ganz' Woch' steif drobe g'foze is, is er tot runner g'falle. Der Nummer hot en ins Grab gebracht.

Wo ich des g'sehe hab', is mer's ganz zabelig ums Herz worre, un ich hab' in meine Gedanke gedent: En guter Hahn biest du gewese, selbiges is emol gewis.

Des is awwer noch nit alles. 's macht's so mancher in Pewe nit amerscht wie unser Hahn, der gemeent hot, die Welt könnt' ohne ihn nit fertig werre. Was mich aifbedrufft, ich bin noch nit grad im Schwobealter, awwer so manches is mer vor die Lage kumme, in der Politit, in der Gemeen, in de Schoruale, in viele Länder, wo ich hab' an mein alte Gockel denke misse. Ich hab' hin- un herg'sinnliert, un hab' mer die Sach'

so erklärt: Wann eener allein die Sunn' scheine last odder Rebe (Regen) b'schellt, wie er grad Lust hot, geht alles am Schmierche, un wann's der ärgschte Schote uff der Welt is, er meent in sein Hochmut, er kün' glei nach unserm Herrgott. Awwer bringt em en Kameranad, der e bissel klüger is wie er odder e bissel netter mit de Pent' umzugehe weiß, nochher freicht die G'schicht e Loch, er muß in sein Hochmut verstickt — er grawwelt uff die Schtang un schämt (schimpft) uff ganze Kaiserreich. Un je mehr ich gucke thu', je mehr seh' ich abgesetzte Gockel in der Welt: Jurischte, wo kei Prozesse zu führe hawwe, Arzschit ohne Kranke, pensionierte Schulmeester, unzufriedene Barrer u. s. w., lauter alte Gockel! Ferngege muß mer freilich sage: heitzutag is aa die Jugend nit höflich mit em Alder, wie mer's gern hawwe möcht'.

Jo, 's giebt unner denne junge Leute arg viel Schlifsel, wo die Kras gar zu hoch trage. Awwer des is vor die Alte noch kein Grund allsfort zu krumble un inwern alles zu schäme, was noch ihne kummt, un was noch ihne gemacht werd. Giebt's dann was Dummeres un Langweili-

geres als so'n alte Piehner Brummbar, wo in een Loch nein inwern die verderbt' Welt schimpft un sagt: „In unserer Zeit war's amerscht,“ weil mancher amere sein' Weg in der Welt besser gemacht hot wie er.

Nei, nei! Des sin wiechte Sache! Inwertlegt's euch nor recht, ihr liebe Pent, wann ihr des lest, daß es gar kei trüweres Pewe giebt, als wann d'r Dwend's mit Arger un Reid ins Bett grawwelt.

Im große Allerweltschühnerhof wär's viel besser b'schellt, wann mir all' enanner gern hätte, un enanner helpe thäte, anstatt zu kipple, un nehm euch nor inacht, daß 'r nit de Appetit verliert, wann's emol 'n amere besser geht als wie euch.

Die Eiserfucht is arg verfreffe, un mir kann nix so gut g'falle, als wann eener recht seelevergniegt un dankbar alt werd. Des is e Kunst vor sich, sag' ich euch, un die will gelernt sein.

Ohne Arger grani Door triche, ohne Daff bis aus End' zufriede ins Jenseits marschiere, des soll die Kunst sein von eurem Schorichel

Kautzmann aus Ackeran, un die wünscht 'r eme jede von euch!

Gedankenfreiheit ungehemmt
Verlangt das wahrheitsdürstige Jahrhundert,
Doch hat's mich niemals sonderlich gewundert,
Daß sich der Thor dagegen stemmt.
Ihn stört ja keine Tyrannie —
Denn er ist stets . . . gedankenfrei.

W. Blumenthal.



Un vorwärts streckt er de Hals, schlägt mit de Flüchel, un fällt inwern Mannemer her.



Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Albert Bärklin, der im Sommer 1890 gestorbene treffliche Volkschriftsteller, an dessen Erzählungen und Schwänken sich die Leser des Hinkenden Boten so lange Jahre erfreut, war bekanntlich auch einer der geistigen Väter des Reichswaisenhauses und nahm an dem Wohlergehen desselben stets den wärmsten Anteil. So würde sein Name ohne weiteres in den Jahrbüchern der Anstalt fortleben, aber es war beschlossen, daß sich der Verstorbene noch ein besseres Gedächtnis in denselben stiften sollte, und so erhielt das Reichswaisenhaus unterm 30. Januar 1891 von seinen Erben eine Schenkung von 20000 Mk., die unter dem Namen

Albert Bärklin-Fonds als ausgeschiedener Fonds behandelt und von dessen Zinsenertragnis zwei Drittel für die Zwecke des Reichswaisenhauses verwendet werden dürfen, wogegen das letzte Drittel zum Kapital geschlagen werden soll, bis dasselbe die Höhe von 40000 Mk. erreicht hat.

Wiederum also ist die sichere Begründung des Reichswaisenhauses ein Stück vorgeschritten, wiederum ist — und das ist für den Hinkenden die Hauptsache — der Beweis geliefert, daß, wer dem Reichswaisenhaus bei seinen Lebzeiten wohlgeneigt war, desselben auch im Tode nicht vergißt, ja, daß Kinder und Kindeskinde an dem Werke fortbauen, das die Väter begonnen.

Auch sonst hat sich das Reichswaisenhaus in dem letzten Jahre des warmen Wohlwollens zahlreicher Deutscher zu erfreuen gehabt. Die in einem großen Teile Deutschlands gestattete Reichswaisenhaus-Lotterie setzte ihre zweihunderttausend Lose flott ab, und wenn auch das Ergebnis noch nicht festgestellt ist, so kann man doch jetzt schon auf eine hübsche runde Summe für den Grundstock der Anstalt rechnen. Als warme Waisenfrennde erwiesen sich die deutschen Dichter, Schriftsteller, Maler und viele Industrielle, die zu der Lotterie die schönsten Stiftungen machten. Die deutschen Dichter und Schriftsteller sandten fast sämtlich ihre Werke und schrieben so prächtige, traurige und fröhliche Sprüche hinein, daß die „Reichswaisenhausbibliothek“ ein Unikum, d. h. etwas, was nur einmal da ist im deutschen Vaterlande, geworden ist. Und diese Bibliothek mit ihren Hunderten wertvoller Autographen ist noch zu haben, da das Reichswaisenhaus für blankes Geld bessere Verwendung hat als für Bücher. Was meint ihr reichen Dinkel in Amerika? Es ist aber nicht gerade nötig, daß die Bibliothek den Weg über den Ozean macht. Auch der deutsche Reichsbürger schätzte wohl seine Dichter.

Reichswaisenhaus-Rechnung

für das Jahr 1891. (Auszug.)

Einnahmen.	
Kassenvorrat am 1. Januar 1891	M 1305.66
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	„ 11593.45
Verpflegungsbeiträge	„ 2771.82
Beim „Hinkenden Boten“ zc. eingegangen	„ 2179.79
Von der Generalschule eingezahlt	„ 11505.77
Sonstige Einnahmen	„ 454.20
Bermächtnis des † Eugen Spies in Maitammer	„ 32000.—
Bermächtnis des † J. J. Hokenjos in Newark	„ 816.—
Grundstocks-Einnahmen	„ 43313.75
Summa aller Einnahmen	M 105940.44

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.	
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Bewirtschaftung land- wirtschaftlicher Grundstücke und Gerä- tschaften, Porti und Frachten, Berech- nung, Bewirtschaftung der Aktiofapi- talen, Sporteln zc.	M 1868.71
B. Für eigentliche Anstaltszwecke.	
Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M 178.84
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„ 3461.96
Für Gebäude und Hauseinrichtung	„ 1100.83
„ Bekleidung	„ 3509.92
„ Heizung und Beleuchtung	„ 803.99
„ Lebensmittel	„ 8523.14
Aufwand für Haustiere	„ 827.98
Sonstiger Anstaltsaufwand	„ 631.69
C. Grundstocks-Ausgaben	
Summa aller Ausgaben	M 105882.73
Kassenvorrat am 31. Dezember 1891	„ 57.71
Summa	M 105940.44

An zinstragenden Kapitalien waren bis
Ende des Jahres angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichs- hauptbank	M 203945.16
b) bei der Sparkasse Lahr	„ 1905.25
c) „ „ Lahrer Gewerbebank, E. G.	„ 4000.—
d) Hypothekarische Anlagen	„ 100400.—
e) bei dem Bankhause Grob-Henrich in Neustadt a. S. als Albert Bärklin- Fonds	„ 21182.22
Summa	M 331432.63

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1891: 65 Böglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 17; es gingen ab im Laufe des Jahres 13, so daß sich am Jahreschluß noch 69 Knaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 17, Elsaß-Lothringen 4, Großh. Hessen 2, Pfalz 2, Altbayern 8, Königreich Preußen 23, Königreich Sachsen 7, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Hamburg 1 und Amerika 1. Auf Ostern haben wieder 22 Knaben nach Vollendung ihres schulpflichtigen Alters das Haus verlassen, um Lehrstellen anzutreten, die ihnen, entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten, von der Verwaltung des Hauses unter freundlicher Mithilfe von Rechtsgenossen verschafft worden sind.

Lahr, den 1. Mai 1892.
Die Berechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.
Albert Guth.

M. E. Z.

(Die Mitteleuropäische Zeit.)

Alles hat seine Zeit, sagt ein altes Wort. Aber welche Zeit? Das ist eine Frage, die in den letzten Jahren viel zu denken, zu schreiben und sonst zu schaffen gemacht hat. Als der Hinkende noch auf seinem Stelzfuß durch das Land wanderte mit seiner „Zwiebel“ in der Westentasche, brauchte er nicht lange darüber nachzudenken. Er fand überall die gleiche Zeit, die mit derjenigen seiner Uhr soweit gut stimmte, als der Dorfwächter die Uhren richtig gestellt hatte, was freilich nicht immer der Fall war. Seitdem aber auch der Hinkende und noch viele andere ehrliche Leute auf der Eisenbahn fahren gelernt haben, und eine Spritzfahrt nach Berlin

oder Wien ein einfaches Sonntagsvergüßen geworden ist, will seine Uhr nicht mehr recht klappen. Kommt er nach Stuttgart, so geht sie schon 5 Minuten hinten nach, in München bereits 14 Minuten und in Wien gar 33 Minuten, und er muß sie, wenn er daselbst nicht zu spät zum Essen kommen will, um ebensoviel vorrichten. Das ist ärgerlich; denn, wieder zu Hause angelangt, muß er den Zeiger wieder rückwärts drehen. Noch schlimmer aber ist es für die Eisenbahn selbst. So ein Kondukteur, der von Karlsruhe nach München fährt, kam einmal nicht auf jeder Station seine Uhr anders stellen. Und doch hängt bei der Eisenbahn alles von dem richtigen Freinandergreifen der Züge ab, Leben und Sicherheit der Reisenden und im Kriegsfall auch die wirkungsvolle Verteidigung des Vaterlandes.

Ja, ist es denn nicht möglich, daß man überall die gleiche Zeit hat? fragt der Hans Kaspar. Nein, sagt der Hintende. Denn es ist nicht überall gleichzeitig Mittag. Die Sonne bewegt sich in 24 Stunden von Ost nach West um die Erde herum und macht dabei jeweilen an einem Punkt der Erde Mittag, und zwar haben alle Punkte auf der Erdoberfläche, die auf dem gleichen Meridian liegen, gleichzeitig Mittag. Da nun die Meridiane die Erde in 360 Grade einteilen, so hat die Mittagssonne in 24 Stunden 360 Grade durchlaufen, also in 1 Stunde 15 Grade, so daß Orte, die 15 Grade voneinander liegen, in ihrer Mittagszeit gerade um 1 Stunde verschieden sind, wie etwa Paris und Breslau, und zwar haben die östlichen Orte früher Mittag als die westlichen. Die Zeit, die eine Uhr anzeigt, welche an einem gegebenen Orte am Mittag 12 Uhr anzeigt, heißt Ortszeit.

Um nun aber doch eine gewisse Übereinstimmung in den Zeitangaben zu erhalten, sind die Gelehrten der hauptsächlichsten, bei der Schifffahrt beteiligten Nationen über eine Weltzeit übereingekommen und haben als solche die Ortszeit von Greenwich, einer Stadt in der Nähe von London mit der Hauptsterntwarte von England, wo jeden Tag auf die Sekunde genau eine große, weithin sichtbare Metallkugel durch ihren Fall die Zeit des Mittags anzeigt, angenommen. Diese Weltzeit wäre nun ganz recht für die Gelehrten und die Schiffskapitäne, aber für das bürgerliche Leben ist sie doch nicht brauchbar, sonst könnten die Amerikaner erst am Mittag frühstücken und am Abend zu Mittag essen.

Da scheint schwer helfen zu sein. Aber die praktischen Amerikaner haben auch hier das richtige Rezept gefunden. Sie teilen das Land durch Meridiane so ein, daß von je 15 zu 15 Graden die Uhr gerade um eine Stunde vorrückt, die Minuten aber die gleichen sind. Zwischen je zwei solchen Meridianen geben sie allen Orten die gleiche Zeit. Auf diese Weise haben zwar allerdings nicht alle Städte des Landes die gleiche Uhrzeit; aber diese differiert doch immer nur um eine ganze Anzahl von Stunden und nicht um die ärgerlichen paar Minuten, und ist mit der Weltzeit leicht in Übereinstimmung zu bringen. Die Ortszeit ist ebenfalls nicht genau eingehalten; aber die Abweichungen für einzelne Orte können höchstens eine halbe Stunde betragen, und daß eine solche Abweichung nicht störend ist, beweist das Beispiel von Osterreich, wo die Abweichungen der wirklichen Ortszeiten von der amtlichen Wiener Zeit an den Grenzen des Reiches bis auf 30 Minuten ansteigen, ohne daß die Leute eine Ahnung davon haben.

Die allgemeinen Interessen verlangen nun eine ähnliche Einrichtung für Europa. Diese ist in folgender Weise getroffen. Man teilt Europa von Nord nach Süd durch Meridiane in 15 Grade breite Streifen.

Der erste reicht von $7\frac{1}{2}$ Grad westlicher bis zu $7\frac{1}{2}$ Grad östlicher Länge von Greenwich und umfaßt England mit Irland, Spanien und Portugal, Frankreich, Holland und Belgien; er erhält die Ortszeit der durch Greenwich gehenden Mittellinie. Der zweite Streifen reicht von $7\frac{1}{2}$ Grad östlicher Länge von Greenwich bis zu $22\frac{1}{2}$ Grad und umfaßt die Skandinavische Halbinsel, Dänemark, Deutschland, fast ganz Osterreich-Ungarn, Italien, Bosnien, Serbien und den größten Teil der Schweiz. Er hat die Ortszeit der durch Görlitz gehenden Mittellinie, welche jetzt die mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.) genannt wird. Über die folgenden Streifen kann der Hintende noch nichts berichten, da die Herren Russen und Türken einstweilen unberechenbar sind. Freilich ganz genau können die Grenzen der Streifen nicht nach den Meridianen gezogen werden, da man auf die politischen Landesgrenzen Rücksicht nehmen muß. Und wenn theoretisch die Abweichung der M. E. Z. von der Ortszeit höchstens 30 Minuten betragen sollte, so kann sie doch in einzelnen Fällen etwas darüber hinausgehen, z. B. in Aachen, wo sie 36 Minuten beträgt.

In ganz Deutschland gilt also vom 1. April 1892 an für sämtliche Eisenbahnen die M. E. Z., in Süddeutschland auch für das bürgerliche Leben, während Preußen dieselbe im bürgerlichen Leben erst am 1. April 1893 allgemein einführen will. In denjenigen Landes teilen, wo die Abweichung von der bisherigen Zeit bis auf eine halbe Stunde ansteigt, wird der Übergang allerlei Störungen zur Folge haben. Die Tage werden am Morgen kürzer, am Abend länger werden. Man wird sich beim Übergang nach den Ortsgewohnheiten richten müssen. Und da die Verhältnisse, wie man sagt, immer mächtiger sind, als die Menschen, so werden sich diese bald wieder zurechtgefunden haben. So heißt denn auch der Hintende die „neue Zeit“ willkommen und begrüßt sie als einen großen Fortschritt, kann er ja doch jetzt seinen Chronometer in Ruhe lassen, wenn er wieder einmal ein Hofbräukeller oder seinen Böslauer Schoppen an der Quelle trinken will.

Um aber dem freundlichen Leser zu helfen, sich in die Zeit zu schicken, so setz er hier eine Tabelle hin, aus der ein jeder ersehen kann, wie groß die Abweichung der wirklichen Ortszeit von der M. E. Z. in den größern Städten Deutschlands und Osterreichs ist. Da, wo nichts weiter dabei steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit um die angegebene Minutenzahl vor, wo aber ein — davor steht, geht sie um die angegebene Zahl nach.

Köln	36 Min.	Frankfurt a. M.	2 Min.	Mülhausen i. G.	30 Min.
Altona	20 "	Kreuzburg i. B.	20 "	München	11 "
Zugspitze	16 "	Büch	16 "	M. Gladbach	34 "
Barmen	31 "	Bera	12 "	Münster	29 "
Berlin	6 "	Geislich	0 "	Nürnberg	16 "
B. Gum	31 "	Graz	— 2 "	Obenbrunn	28 "
Bonn	32 "	Halle a. E.	12 "	Planen	11 "
Braunschweig	18 "	Hamburg	20 "	Pösch	— 8 "
Bremen	25 "	Hannover	21 "	Petzham	8 "
Breslau	— 8 "	Heidelberg	25 "	Prag	2 "
Bromberg	— 12 "	Innsbruck	14 "	Regensburg	12 "
B. Büren	— 6 "	Kaiserslautern	29 "	Remscheid	31 "
Charlottenburg	7 "	Karlsruhe	26 "	Reitfeld	11 "
Chemnitz	8 "	Kassel	22 "	Schwerin	14 "
Danzig	— 15 "	Kiel	19 "	Syandau	7 "
Darmstadt	25 "	Köln	32 "	Stettin	2 "
Dortmund	30 "	Königsberg	— 22 "	Strasburg i. G.	29 "
Dresden	5 "	Krefeld	34 "	Stuttgart	23 "
Düsseldorf	33 "	Lahr	28 "	Trier	33 "
Duisburg	33 "	Leipzig	10 "	Triest	5 "
Eberfeld	31 "	Liegnitz	— 5 "	Ulm	20 "
Elbing	— 18 "	Lübeck	17 "	Weimar	15 "
Essen	16 "	Magdeburg	13 "	Wien	— 5 "
Frankfurt	32 "	Mainz	27 "	Wiesbaden	27 "
Hannover	22 "	Mannheim	25 "	Würzburg	20 "
Frankfurt a. M.	25 "	Reg	35 "	Zwickau	10 "



Da muß etwas nicht in der Ordnung sein!

eder der Herr Pfarrer von Hinterstetten, der eben des Seppetoni's Stinele so freundlich ans Kinn grüß, noch das Stinele selbst konnten eine Ahnung davon haben, was für gar absonderliche Ver-

drießlichkeiten der lahme Steffi, der Briefbote, für beide mitbrachte, als er am Kreuzweg vor dem obern Dorfe zu ihnen trat und nach einem: „Grüß Gott, Herr Pfarrer!“ dem erstaunten Mädchen ein Schreiben hinreichte. Es war ohne Briefmarke, aber mit verschiedenen Stempeln versehen und an Joseph Anton Wernet XXVI adressiert. Das halbe Dorf heißt nämlich Wernet, weshalb auch alle nummeriert sind.

„Kimm's mit,“ sagte der Steffi, „so sparst du mir den langen Weg zu euch hinauf.“

Bögernd nahm das Mädchen den Brief und schob ihn behutend, als ob er zerbrechlich oder sehr stachelig wäre, ins offene Nieder.

Es kam gerade vom Erdäpfelstufen, und gar zu nett sah es aus, das großgewachsene, starke Mädchen, mit dem frischroten, gesunden Antlitz, den lachenden Augen, kirschfarbenen Lippen und blisenden Zähnen dazwischen. Ja, ordentlich wohl that es einem — und darum drückte auch der Herr Hochwürden sein launiges Wohlgefallen auf die bezeichnete Weise aus — endlich einmal einem richtigen, schönen Menschentkinde zu begegnen; denn der sonstige Schlag im Thale war elend verpufft; fast lauter Troddel, ganze, halbe und dreiviertelse. Der Herr Bezirkskommandeur fand noch nie was Nares bei der Musterung, und seit manchen Jahren rief er immer in die Schar der Gestellungspflichtigen: „Die Hinterstettener sollen gleich mal vortreten.“ Dann überschaute er sie mit spöttlich-mißmutigem Blick, verlas ihre Namen und sagte am Ende im Tone der tiefsten Verachtung: „So, jetzt könnt ihr alleamt wieder heimgen, wie ihr seid, ihr Vorzer!“ Und letztes Jahr sagte er

Gießer Weltsta enter für 1893.

abends nach der Musterung im Jähringer Löwen zu Vorderstetten im Kreise der Dorfhonoratioren: es sei eigentlich eine Schande für den ganzen Musterstaat Baden, dieses Hinterstetten; nicht einmal zu Civilisten taugten seine Bursche, geschweige denn etwa noch zu Trainfsoldaten.

Item, des Seppetoni's Stinele machte eine Ausnahme, drum es war auch seine Mutter keine Ortsgebürtige; was seine Brüder, der Marti und der Baschi einmal für Bursche werden, kann man noch nicht so sagen; indes versprechen sie nichts gar so übles.

Wenn nun schon in Städten bei schlechten Leuten die Ankunft eines Briefes ein kleines Ereignis ist, und die Kinder dem Vater entgegenlaufen, wenn er von der Arbeit, vom Geschäft oder von der Schreibstube kommt, und rufen: „Mach, Vater, 's ist ein Brief da!“ — so bildet auf dem Lande vollends ein solcher nicht nur ein großes Ereignis für die glückliche oder unglückliche Familie, sondern gleich auch für das ganze Dorf. In Hinterstetten aber war es nahezu etwas Unerhörtes, Unerklärliches, Grauliches, nicht ganz mit rechten Dingen Zugehendes, wenn jemand einen Brief bekam. Nur der Herr Pfarrer bildete eine Ausnahme, und allenfalls der Herr Lehrer; die kamen ja von draußen her ins Dorf.

Beim Nachessen erfuhr es schon der ganze Ort, der Seppetoni habe einen großmächtigen Brief gekriegt. Mit mißtrauischer Neugier und ehrerbietiger Scheu umschüffelten hernach eine ganze Schar kleiner, krummer, mehr oder weniger poppelehafter Menschen das Haus des Joseph Anton Wernet XXVI. Sogar die Stube war voll von Verwandten und Freunden, das heißt, das ganze Hinterstetten ist ja verwandt miteinander, bis in die verwickeltsten Grade hinein.

Der Jüngste im Hause, der Baschi, der erst vor einem Jahr aus der Schule gekommen war und also das Lesen noch am wenigsten verlernt hatte, stand bereits heulend und mit rötlich angelaufener Backe im Zimmer, den offenen Brief in der Hand. Das Geschriebene mußte also wohl sehr rührend sein.

„Geh besser ans Licht und lies noch einmal, aber recht, sonst kriegst du noch eine!“ sagte eben der Vater.

„Ich hab' ja für gewiß recht gelesen!“ schluchzte der Bube.

„Kann ja nicht sein, kann ja nicht sein, 's ist nicht möglich!“ wiederholte erregt der Alte und hob bedrohlich die Hand.

Der Baschi duckte sich. In der Stube erhob sich ein allgemeines Kopfschütteln und Gemurmel. Der Baschi mußte entschieden falsch gelesen haben.

Der aber legte in zorniger Angst das Papier auf den Tisch, ins beste Licht der Erdöllampe, mitten unter die Kartoffelschalen des Abendessens, denn man hatte noch nicht abgeräumt, und legte den Zeigefinger auf eine Stelle.

„Schau doch selber, Vater!“ rief er, „schau doch einmal her, da steht's ja!“ und fing eifrig an zu buchstabieren, „A-u-g-u-st-i-n Wernet, geboren am 12. Februar 1870.“

Das Kopfschütteln und Murmeln wurde immer stärker.

„Nun zum Domer noch einmal — —!“ fing erschrocken und verdutzt der Seppetoni an, machte aber nicht weiter, sondern starrte wortlos erst seine Frau,

dann seinen Bruder, den Krummholz, an, der seiner Zeit auf der Wanderschaft bis nach Emdingen gekommen war und als Draußengewesener als Gescheitester im Dorfe galt, nach dem Herrn Pfarrer und dem Lehrer natürlich. Aber in diesem Augenblicke, wo er sein Licht hätte etwas leuchten lassen können, wäre ihm eine Fußschere dazu recht sehr nötig gewesen; es flackerte gar karglich und trübe.

Endlich fand der Seppetoni wieder Worte.

„Wir haben ja gar keinen Augustin! Jetzt was —.“ Er verstummte wieder und schaute die Urschel, seine Frau, an. Die warf einen Blick auf ihre Tochter, die gerade mit erschrockener Miene etwas sagen wollte, und schnitt ihr mit gellendem Kreischen das Wort ab.

„Jesses, Maria und Joseph!“ schrie sie auf, „sie werden doch unser Stinele nicht meinen!“

Zwanzig und mehr Augen richteten sich auf das Mädchen, das blaß und rot wurde.

Der Seppetoni murmelte: „Geboren am 12. Februar 1870 — stimmt!“ Dann aber meinte er: „Ja, aber seit wann nehmen sie denn Mädle zum Militär?“

Der Krummholz schnupfte; alles schaute auf ihn. Jedesmal, wenn er so auffallend das braune Büchsele zog, das wußte man, setzte es irgend ein gewichtiges Wort.

„Wer weiß,“ sagte er nach einer schwülen, bänglichen Stille, „wer weiß, vielleicht giebt's Krieg und der Boulanger kommt, und wo die Yuben nix sind, da nehmen sie jetzt am End' die starken Mädle!“

Es wirkte. Mutter und Tochter schrien auf, und ein aufgeregtes Gewir und Gefuchtel wogte durch die enge, niedrige Stube.

Aber nun erkühnte sich der allerjüngste, der Selbstschabel im Räte der Alten, der Baschi, ein Wörtlein zu sagen.

„Aber Vater, da siehst ja gar nicht Mädle, sondern Sohn, S-o-h-n Augustin, also —.“

Die Stille der Verblüffung, welche sein verständiges Eingreifen bewirkte, legte sich auch auf ihn.

Dafür tönte vernehmlich die Stimme seines Stätti (Vaten), des alten Kosmas, durchs Zimmer, der entzückt über die Gescheitheit des Baschi seinem Nachbarn ins Ohr rannte: „Paß auf, der wird sicher einmal Bürgermeister!“

Der Seppetoni aber kratzte sich hinterm Ohr und fragte nach einer Weile seinen Bruder: „Jetzt, was meinst, Bonifaz?“

Der Bonifaz schnupfte wieder und alles lauschte andächtig. Der aber sagte langsam: „Lofet, da muß etwas nicht in der Ordnung sein.“

Während die Mammen eifrig nickten, sagte die Mutter unwillig: „Das kann sogar unsere Bleß merken! Freilich muß was nicht in der Ordnung sein!“

„Wart ein wenig, Urschel,“ fuhr jetzt der Bonifaz fort, „nämlich für den Fall, gesetzt und angenommen, daß, wenn das Stinele wirklich ein Mädle ist —“ und wieder schaute alles das Mädle an, das über und über rot wurde; der Dunkel schwätzte aber auch gar zu dumm! — „also, nämlich, gesetzt, daß, wenn es kein Yub ist, in dem Schreiben dagegen aber von einem Sohn Augustin die Red' ist, also daderdum mein' ich, daß etwas nicht in der Ordnung ist, und daß man den Herrn Pfarrer oder den Bürgermeister fragen soll!“

Er schwieg und schnupfte wieder; ein Gefühl der Erleichterung flog durch die Schwüle.

„Ja, und geh nur gleich!“ sagte die Urschel bittweise zu ihrem Mann. Man stimmte ihr zu; der Vater nahm die Kappe vom Nagel und verließ mit den Mammen, die ihm das Geleit gaben, das Haus.

Draußen wurden sie von einem Haufen Neugieriger

ins Gebet genommen, aber achselzuckend und mit einem geheimnisvollen „nichts Gewisses weiß man nicht!“ machten sie sich Bahn und zogen dem Seppetoni nach, der mit langen Schritten vorausging.

Trotzdem aber und ohne daß die Quelle zu entdecken war, rannte mit Bligeseite, auf hundert Beinen und mit hundert Zungen das Gerücht durch Hinterstetten, dem Seppetoni sein Stinele müsse zu den Soldaten.

In dieser Gestalt lief es auch dem heimkehrenden Schneiderfranz in die Arme, der tagüber im hintersten Zinken von Hinterstetten auf der Kundschaft gewesen war. Sein tapferes Herz erbebte bei diesem fürchterlichen Gedanken. Er war ja ein heimlicher, aber um so glühenderer Anbeter des holden Stinele. Freilich war es eine hoffnungslose Liebe, ja nur ein schöner Traum seiner feurigen Schneiderseele. Denn er war mehr als doppelt so alt, wie das Stinele, und ein kleines spindelklapperdürres Büschchen mit langem Galse und bartlosen, faltigen Gesichtchen, in dem aber gar lebendig zwei bewegliche, helle Auglein funkelten. Er war auch ein Draußengewesener, hatte in Freiburg als Gefelle gearbeitet und wollte sogar nach Straßburg, als gerade der Krieg ausbrach. Vermittlich weil er das Schießen nicht gut aus der Nähe vertagen konnte, zog er sich nach seinem stillen Hinterstetten zurück und führte seither sein bescheidenes Dorfschneiderleben, in dessen Musikstunden der ersten Jahre er dem Seppetoni sein herziges Stinele hütete. Mit der Zeit aber war aus dem Büschelkind ein großes, schönes Mädle geworden und bei der Gelegenheit dem Franz stufenweise tiefer und tiefer ins Herz gewachsen, ohne daß es eigentlich eine Abnung davon hatte; denn das sichtliche Aufblühen der Verliebtheit ihres Anbeters nahm es als Späß und gerechte Huldigung hin.

Es läßt sich leicht denken, wie arg der Schneiderfranz bei jener Kunde erschrocken war. Bleich und stotternd fragte er: „Als was? Als Marktenderin?“

Aber auch er bekam überall zur Antwort ein trostloses „nichts Gewisses weiß man nicht!“

Spornstreichs rannte er das Dorf hinauf.

Mittlerweile waren die Mammen vor dem Pfarrhof angelangt. Unter der Linde blieben sie stehen und ließen den Seppetoni mit dem Bonifaz als Adjutanten allein hineingehen. Sorgfältig schabten die beiden Brüder am Kratzen den Mist von den Schuhen, der Seppetoni läutete und putzte drauf gewissenhaft den Messingknäuf mit dem Armel wieder blank, die Pfarrköchin öffnete und fragte nach ihrem Begehren, verwundert über den ungewöhnlich späten Besuch.

Der Herr Pfarrer saß am Schreibtische und schrieb eben sein säuberlich die letzten Sätze einer Bittschrift an den hohen Landtag ab, die Zurückberufung der geistlichen Orden betreffend.

Er ließ die beiden eintreten und nahm geduldig den merkwürdigen und dazu unklaren Bericht des Seppetoni entgegen. Dann las er selber das Schreiben. Das war doch kurios: eine Aufforderung vom Bezirksamte an Joseph Anton Wernet XXVI, seinen am 12. Februar 1870 geborenen Sohn Augustin zur nächsten Musterung zu stellen, oder seinen Aufenthaltsort anzugeben.

„Om, hm,“ murmelte, die Stirne franz ziehend, der Herr Pfarrer, „da muß etwas nicht in der Ordnung sein!“ „Ganz recht, Hochwürden,“ sagte der Krummholz, „ganz wie ich auch gleich gesagt habe!“

„Gut, Meister Bonifaz,“ nahm der Herr Pfarrer

wieder das Wort und wandte sich zum Seppetoni, „einen Sohn dieses Namens habt Ihr nicht, Wernet, wohl aber eine Tochter Augustine und hic iacet lepus in pipere, hier liegt der Has im Pfeffer. Ich will doch gleich das Kirchenbuch nachsehen und mir beim Bürgermeister das Standesbuch zur Einsichtnahme holen lassen!“

„Soll ich, Herr Pfarrer?“ fragte der Seppetoni.

„Nein, nein, Wernet! Ihr wißt, daß ich mit dem Gebhard nur noch amtlich verkehre, seit seinem schänden Abfalle.“ Der Bürgermeister hatte nämlich in einem Anfälle von Tros und Liberalismus letztes Jahr seine Unterschrift zu einer Petition in obigem Sinn verweigert, und sein schlimmes Beispiel eine Anzahl Bauern angesteckt, die nach seiner Pfeife tanzten. Er war der Reichste im Dorfe und ein etwas gewaltthätiger Pros.

Draußen war eben der Ortspolizeidiener, ein schiefes, wackliges Männchen, in einem vor Alter unkenntlich gewordenen Waffenrode und großer Mütze, die ihm auf den Ohren aufsaß, zu den wartenden Mannen getreten.

Der Herr Pfarrer öffnete das Fenster und rief ihn herein; Leopold hieß er.

Wie ihm aber der Pfarrer die Meldung zurechtgelegt und aufgetragen hatte, machte der Leopold ein verzweifeltes Gesicht und wimmerte mit kläglichem Stimmte, ob Hochwürden denn niemand anders schicken könne, lieber ginge er eine Stunde ins Begefeuer, als auf drei Minuten zum Gebhard!

Der Herr Pfarrer zog die Brauen hoch und fragte befreundet und streng nach dem Grunde dieser unerwarteten „obstinatio“.

Treuerzig-kläglich meinte nun der Leopold, er sei heute schon so herumkurantzt worden, daß es ihm noch wind und weh davon sei. Es sei überhaupt ein Glend mit dem Gebhard; jeden Tag werde er unleidlicher und wüster. „Schauen Sie, Hochwürden, ich mag zu ihm hinkommen, wo und wann ich will, und um was ich mag, alleweil schnauzt er mich an, kaum daß ich die Karte ins Zimmer hineingesteckt hab'. Komm ich mit einer Meldung oder sonst was auf die Amtsstube, so heißt es: Himmelherrgott und so fort — salva veni, Hochwürden — nicht einmal bei der Arbeit hat man seine Ruh! — Komm' ich zu ihm heim, so schnauzt er: Kreuzfizi! nicht einmal dabei hat man seine Ruh! — Und preffiert's einmal und ich such' ihn im schwarzen Köpfe, so brüllt er: nicht einmal im Wirtshaus hat man seine Ruh! — Und macht immer einen Mordspektakel dazu. Wenn ich gar jetzt so spät — —“

Der Herr Pfarrer schnitt ihm das Wort ab und sagte tröstlich: „Nur Geduld, Leopold! Es heißt im Sprichwort: »Gestrenge Herren regieren nicht lange« und — nächstes Jahr ist wieder Bürgermeisterwahl, da wollen wir recht zusammenhalten, nicht wahr, Meister Bonifaz?“ und er streckte ihm wieder die Hand zum Bunde hin, die der Krummholz glücklich ergriff; er verstand, denn er strebte selbst nach dem Thron von Hinterstetten.

„Ihr aber, Leopold, geht ruhig zum Gebhard, auf meine Verantwortung!“ fuhr der Herr Pfarrer fort. Der Bonifaz aber raunte ihm ins Ohr: „Geh nur, ich zahl' dir auch einen Schoppen!“

Sei es nun, weil seine Hochwürden die Verantwortung übernommen, oder daß der verheißene Schoppen schuld war, genug, der Widerstand schmolz. Während er ging, holte der Pfarrherr das alte Kirchenbuch und schlug den Jahrgang 1870 nach.

Ein behagliches Lächeln wollte über sein rundes Gesicht laufen, das er aber standhaft unterdrückte.

Unter dem 12. Februar 1870 war eingetragen: „... dem Joseph Anton Wernet XXVI ein Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen Augustin erhält.“

Der Seppetoni und sein Bruder glockten verwundert auf das Blatt, das sie einst selber unterschrieben hatten, freilich ohne seinen Inhalt näher anzusehen.

„Ja, ja,“ meinte dann der Pfarrherr, „mein seliger Herr Amtsvorgänger soll etwas an Zerstretheit gelitten haben.“

Die beiden Bauern grinsten; alte Geschichten, die über diesen Fehler des früheren Seelsorgers seiner Zeit und noch heute umliefen, wurden in ihren Köpfen lebendig.

Bald darauf kehrte der Leopold zurück, zitternd, man weiß nicht vor Angst oder vor Zorn oder von beidem; doch brachte er das Standesbuch.

„Nun? Wie ist's gegangen?“ fragte leutselig der Herr Pfarrer.

„Niederträchtig, Hochwürden! Gefluht hat er wie ein Türt' und geschauzt wie ein Pascha. Nicht einmal im Nest hat man seine Ruh', hat er gebrüllt. Er ist nämlich schon im Bett gelegen. Die Frau Bürgermeister hat mir danach das Buch herübergeholt und gesagt, ich soll' um Gottes Jesu willen nicht sagen, wie wüßt ihr Mann gethan hätte.“

Auch im Standesbuch war das Stinele als Vud eingetragen, und der Fehler so lange unentdeckt geblieben.



„Hm, hm, da muß etwas nicht in der Ordnung sein.“

„Nun, ihr könnt jetzt wieder ruhig nach Hause gehn,“ beschied der Herr Pfarrer seine Gäste, „und ich will die Sache schon in Ordnung bringen und zwar quam citissime, sogleich, eine Eingabe um Berichtigung des Taufbuches ans Bezirksamt machen; es hat sich ja bald, und dann wird eure Geschichte leicht ins klare kommen. Gelobt sei Jesus Christ!“

„Zu Ewigkeit, Amen!“ Also klang ihr Abschiedsgruß, und sie trollten sich heimwärts, ein jeder nach seinem Hause, um den gespannt harrenden Seinen die Kunde zu bringen, daß es nur damit sei, daß dem Seppetoni sein Stinele zu den Soldaten müsse.

„Gott sei Lob und Dank!“ betete inbrünstig der Schneiderfranz, als er vom Seppetoni selbst die Kunde erhielt, „ich hätte es sonst nicht überstanden!“

Der Herr Pfarrer aber that wie gesagt, schrieb noch seine Bittschrift vollends ab, überlas sie befriedigt und machte sich dann an die Eingabe, die bald fertig war. Dann siegelte er beides, klebte die Marken drauf und ließ es durch die Hamne noch zum Briefkasten tragen. Denn die Post thalabwärts ging schon früh um fünf Uhr.

Und soweit war die Sache gut.

Die Sonne, die am andern Morgen über dem Mooskopf aufging, um den Hinterstetenern wie billig tagüber bei den Geschäften zu leuchten, sah wenig mehr von der Aufregung des vergangenen Abends. Alles ging seinen gewohnten Gang, wie am einen Tage, so auch am andern, und wie die eine Woche, so auch die andre, nur daß es heute regnete und morgen die Sonne schien, und umgekehrt, und daß man heute Erdäpfel stufte, morgen den Sommerhaber säte und übermorgen vielleicht im Hausgarten die Bohnen steckte. Eines aber blieb sich gleich im Wechsel der kleinen Dinge: jeden Morgen um halb fünf, wenn das Stinele die knarrende Stiege von ihrem Kämmerle oben herabstieg, um das Gesicht am Brunnen zu netzen, bevor sie ans Melkgeschäft ging, da stand allemal schon der Schneiderfranz am Hofgatter, bot ihr verlobt den Morgengruß in der Form irgend einer Seltenheit der Jahreszeit, beispielsweise der ersten Primel, des ersten Weichens, des ersten Maikäfers, der ersten Kirsch- oder Apfelblüte, oder des ersten Citronenfalters, oder sonst von etwas, was sein stetig auf derlei Überraschungen und Aufmerksamkeiten bedachter Geist den Tag vorher aufgespiirt hatte. Dazu kam jedesmal ein kleiner Scherz, eine Schmeichelei oder gutmüthige Nzerei, meistens eine von sehr ernst gemeinter, aber nicht schlecht verkleideter Eifersucht eingegebene Anspielung auf Stineles Schatz, soviel diese auch beteuerte, noch keinen zu haben und überhaupt keinen zu wollen. Er aber spielte immer den Verständnisinnigen und Eingeweihten; sie solle nur nicht so schwätzen und ihm ein X für ein U vormachen wollen; er kenne ihn gut genug; gestern hätte er ihn wieder die halbe Nacht ums Haus schleichen sehen. Sie lachte dabei immer sehr vergnügt über ihn, und ließ ihn auch wohl die ganze Reihe der Dorfbürschen herunterrattern, welche einigermaßen in Betracht kommen konnten. Gottfroh atmete er dann immer auf, wenn er alle seine Nebenbuhler abgethan hatte, und aus den sichtlich wahren Betenerungen des Stinele ersehen konnte, daß das gefürchtete und unaussprechlich einmal kommende Ereignis noch in einiger Ferne lag. Eines aber tröstete ihn mehr als alles: erst müsse einer kommen, sagte das Mädchen, der über sie wegsehen könne, ohne auf einen Stuhl stehn zu müssen.

Zu diesem Punkte fühlte niemand auf der weiten Welt verschiedener von der hohen Erstatkommission, als

unser glücklich-unglücklicher Schneiderfranz; die Borzer von Hintersteten bildeten für ihn eine wahre Augen- und Seelenweide.

Der Schreck von jenem Abend hatte für ihn die angenehme Folge, daß er ihm manche neue Wendung für seine alten, ver liebten Sticheleien fand. Nun zog er sie immer damit auf, daß sie bis dahin als Bub in den Büchern geführt worden sei. Aha, darum hätte sie auch noch keinen Schatz gefunden; jetzt freilich, wo es herausgekommen, daß sie ein Mädele sei, müsse es freilich anders werden; es brenzte schon ganz verdächtig im Dorfe nach angebrauten Brustläsen, und an manchem sei es zu merken. So hielt sie sich des Simmesrieders Cervaz jetzt so auffallend zu ihrem Bruder, dem Marti, und des Wernetbede Leo wäre nächten an die zwanzigmal an ihrem Haus vorbei und hätte auf der Mundharmonika gespielt: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit“; und drauf habe ihm des Lindemwirts Xaveri voll Eifersucht den Bichel vollgehauen.

Eifrig, aber lachenden Mundes wehrte sich das Stinele dagegen: der Cervaz ginge sie ganz und gar nichts an; der sei ein Nixmus und werde den Marti auch noch zu einem machen; und der Leo, der wolle mit des krummen Bläsi Bäbele daneben anbelandeln, und der Xaveri habe ihn deshalb verprügelt, weil er ihn in der Dunkelheit für des Lambert Wernet Pins gehalten habe, der ihm des Krämers Amameili abspeutig machen wolle; an sie selbst aber traue sich aus dem Dorfe keiner mehr heran, das wisse man doch.

Wie lustig flog an diesem Morgen, den eben dies Gespräch eingeleitet hatte, dem Schneiderfranz seine Nadel durch den blauen Zwilch, dem Vater seiner Herzallerliebsten eine neue Hose geben sollte. Fast übermüthig krähte er in den jungen Tag hinein zu ihrem Haus hinüber:

Mein Glück, das ist ein Wagen voll,

Ich weiß nit, wie ich's laden soll — — —

obwohl er, wenn man es recht beschaut hätte, es ganz gut auf einem Handfärrele untergebracht und leicht daran zu ziehen gehabt hätte.

Am Abend dieses Tages, es war an einem Samstag, so gegen viere, und überall war große Sonntagswäsche, saß der Herr Pfarrer auf seinem Studierzimmer und übte die morgige Predigt ein. Da brachte ihn der Postbote einen unfrankierten Brief, der ihn arg aus dem Konzept bringen sollte. Nachdem er kopfschüttelnd das Porto erlegt hatte, machte er ihn auf und entdeckte die bekannten Züge seiner eignen Hand. Eine kurze Prüfung und — er sank geknickt in seinen Lehnstuhl zurück; es war seine Bittschrift an den Landtag, mit einer trostlosen, „Großh. Bezirksamt“ unterzeichneten Venerung, daß man diesseits mit fraglicher Sache nichts zu thun habe, sondern der Absender sie direkt dem Landtag zu stellen solle.

Hochwürden stöhnte laut auf vor Unmut. Er sah, er mußte sehen, daß er in der Zerstreung die Petition an den Landtag gesandt hatte. Großer Gott, was wird sein Freund Theodor dazu sagen, der im Petitionsausschusse sitzt?

Während er sich noch besann, wie der Schaden am besten und raschesten wieder gut gemacht werden konnte, plagte mit einennmale dem Seppetoni sein Baschi in den stillen Raum, mit einem so verstörten, atemlosen: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“, daß dieser erschrocken von seinem Tessel auffuhr und fast eben so verstört machte: „Am Gott, Bastian, was giebt's, was ist ge-

scheu?" Und der Knabe stieß keuchend hervor: „D Jesses, Herr Pfarrer, jetzt wollen sie doch unser Stinelle zu den Soldaten holen. Der Schandarm ist schon da!“

„Der Gendarm? — Heu me! quid egisti, Lemmermeiere? Kemmermeier, was hast du gethan? — Sebastian, lauf und sag, daß ich selbst kommen werde. — Hanne, meinen Hut!“

Eine Minute später eilte er fort, das Dorf hinauf, so rasch es seine Stättlichkeit und Würde erlaubten.

Schon der erste Blick auf die Dorfstraße mußte ihm zeigen, daß in Hinterstetten etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen war; es glich ganz einem aufgeregten Ameisenhaufen, und zwar leitete die kribbelnde Bewegung, die es erfaßt hatte, dorfaufwärts. Kinder rannten, Weiber trippelten, Männer schoben mit langen Schritten oder aber wackelnd hinauf, Buben stürmten jubelnd vorüber, und selbst alte Leute und Krüppel humpelten dahin, alles da nach oben.

Vor des Seppetonis Haus stante sich der Schwarm, und es kostete dem Herrn Pfarrer Mühe, sich einen seiner Statur und erlauchten Stellung angepaßten Zugang zu öffnen. Am meisten Schwierigkeiten bot es im Hause drinnen, das vollgestopft und -gepfropft von Leuten war.

In der Stube aber, als Hochwürden endlich hineingelangte, bot sich ihm ein absonderlicher Anblick: da stand im Kreise erregter und suchtelnder Mannen der Gendarm, ein großer, hübscher Mann, mit zornigem Gesicht, zornig, weil er nicht wußte, wie er sich mit dem Haufen vergesteter Menschen verständigen sollte, da sie jedem Befehl oder Mahnung, ihn anzuhören, unzugänglich waren. Mit den Mannen wäre er am Ende noch ausgetommen, bis auf einen; aber völlig ratlos stand er dem Seppetonii seiner Urachel und eben diesem einen gegenüber. Vor der Kammerthür standen aufgeschlanzt die Frau, mit einem eisernen Schürhaken bewaffnet, und neben ihr als Adjutant und getreuer Schildknappe der Schneiderfranz, sein Bügeleisen schwingend, mit dem er „jedem“ den Schädel einzuschlagen drohte, der einen Schritt näher mache. Dabei schrie er in einem fort in das Zeter und Mordio der Urachel hinein gar heldenhaft: „Nur über meine Leiche! Nur über meine Leiche! Weidet's nicht, ihr Mannen!“ Und zwar hochdeutsch, denn es gab Augenblicke, wo ihm sein angeboren Hinterstettener Alemannisch nicht am Platze dünkte.

Der Gendarm war um so wütender über seine Ohnmacht der Frau und dem Knirps da gegenüber, als es eben nur eine Frau und ein gar zu lächerlicher Borger war, an denen beiden er sich schon aus Anstand in keiner Weise vergreifen mochte und konnte. Was half es ihm aber, daß er abwechselnd fluchend um Ruhe bat und wieder den Kleinen zu verhaften drohte, wenn nach jedem Fluche und jeder Bewegung das Weib nur um so ärger zeterete und der Schneider um so drohender suchtelte und lauter schrie: „Nur über meine Leiche! Weidet's nicht, ihr Mannen!“ Ja, der Herr Pfarrer kam zur rechten Zeit und im kritischen Augenblicke. Wer weiß, was noch gekommen wäre!

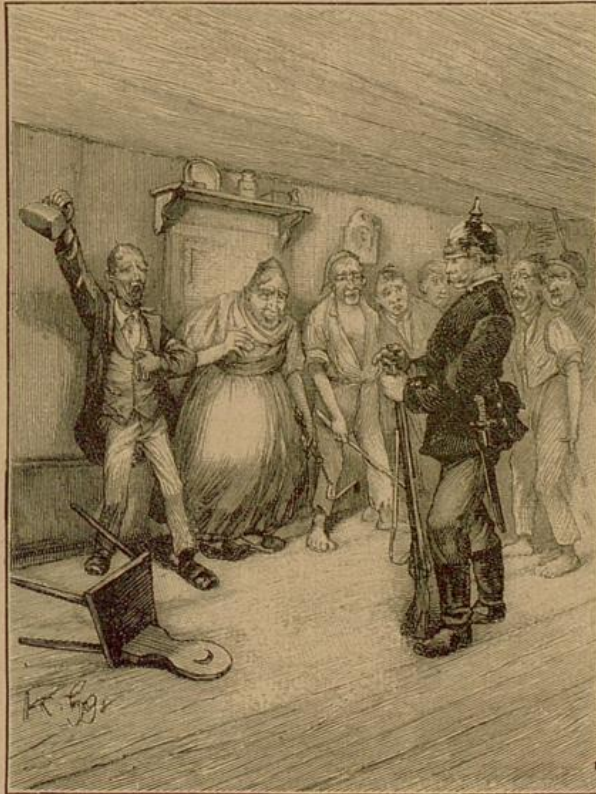
Und siehe da, was der starke Arm in Waffen nicht zu schlichten vermocht hatte, das ordnete sich ziemlich leicht unter der milden Hand des Friedens,

die sofort in den wilden Trubel griff. Es wurde stiller, friedlicher, und sogar die Urachel vor der Kammerthür sentte den Feuerhaken. Nur der Schneiderfranz wich nicht aus seiner Postur und schleuderte sogar seiner Hochwürden trotzig die Worte ins Gesicht, als dieser ihn doch Vernunft anzunehmen ermahnte: „Nur über meine Leiche, Herr Pfarrer, oder ich will ein Schuft sein, wenn ich an einer Jungfrau alle »Zehviehlesation« zuschanden werden lasse!“

Die Bauern rissen Maul und Augen auf; so ein satirischer Kerl, der Schneiderfranz, das hatten sie ihm nicht zugetraut.

Der Gendarm aber schnauzte ihn an, er solle jetzt seinen Rand halten, und ihn einmal reden lassen. Und murrend und knurrend fügte sich wohl oder übel der tapfere Franz.

Der Gendarm erklärte nun, daß er gemäß seiner Instruktion nach dem Verbleib eines gewissen Augustin Wernet hätte sehen sollen. Der Bürgermeister hätte ihn schon aufgeklärt. Wenn er aber so im Vorbeigehn aus Gefallen an der Sache ins Haus gekommen sei und im Spaß gefragt habe, wo das Mädel sei, das zu den Soldaten müsse, er wolle es mitnehmen, so hätte man doch merken können, daß es nur ein Späßle gewesen sei. Denn soweit wären wir Deutschen noch nicht herunter, daß wir Frauenzimmer in des Königs Rock strecken müßten, aus Mangel an Soldaten. Und wenn es in Hinterstetten auch die nächsten 50 Jahre keine Buben gäbe, die den Kalbsfuß schleppen könnten, so gäbe es gottlob im badischen Ländle und im weiten deutschen



„Nur über meine Leiche!“

„Nur über meine Leiche!“

Vaterland noch genug Bauernbuben, um dem Kaiser seine Schlachten zu schlagen. Und die Frau Mutter hätte nicht so fürchterlich lamentieren und das Bütschlein da — wie der Vorzer eigentlich heiße? — nicht so krahehlen sollen, hä, wie er heiße?

„Franz Xaver Wernet!“ lautete die trotzige Antwort. Jedenfalls ein Schneider?

Jawohl!
Das merke man! Ob er vielleicht verwandt zum Hause sei?

Jawohl! Seiner Großmutter ihr Bruder habe ein Geschwisterkind zu Stineles Großvater zur Frau gehabt! Dem Gendarm zuckte es um den Schnurrbart.

So? Aber diese nahe Verwandtschaft gäbe ihm doch kein Recht zu einem solchen Auftreten!

Was gäbe es nicht? Kein Recht?
Nein! — Und er solle sich nur nicht maufig machen, sonst — —!

Und wenn dem Herrn Gendarm die Verwandtschaft nicht nahe genug sei, trogte der erboste Schneider weiter, so gäbe ihm noch manches andere ein Recht.

Was manches andere gäbe ihm Recht?
Der Franz wurde jetzt doch rot und schwieg.

Ob er vielleicht ihr Schatz sei?
Der Franz wurde noch röter und die ganze Stube lachte, und das Lachen reinigte vollends die Luft.

Nun aber nahm der Herr Pfarrer das Wort und teilte dem Seppetoni und dem Herrn Gendarm das bedauerliche Ereignis mit dem Schreiben mit, das leider schuld an dieser erneuten Verwirrung gewesen sei.

Der Gendarm notierte es und der Herr Pfarrer ging, da die Sache ja glücklich geordnet war, nach Hause, um an seinen Freund Theodor in der zweiten Kammer zu schreiben.

Der Gendarm aber, als der Pfarrer fort war, verlangte nun das Mädchen auch zu sehen, das sich immer noch unter Schloß und Riegel befand. Und als die Mutter nach einigem mißtrauischen Sträuben das selbe aus dem sicheren Gewahrsam entließ, und das saubere Mädchen verwirrt und verschämt aus dem Kämmerle in die Stube zog, da sagte der gestrenge Herr Gendarm, seinen hübschen Schnurrbart drehend: „Blitz noch einmal! Das Jüngferle hätte aber wahrhaftig keinen üblen Nekruten abgegeben! Es ist wirklich schäd, daß sie kein Bub ist, obwohl,“ setzte er zwinkernd hinzu, „sie mir als Mädle doch noch lieber ist.“

Dann streckte er ihr die Hand hin und bat „nix für ungut“ wegen des ihr zugefügten Schrecks, und es dünkte dem Schneiderfranz, der in vielleicht ahnungsvollem Entsetzen bemerkte, wie der Gendarm über das Stinele hinweggehen konnte, ohne auf einen Stuhl stehn zu müssen, daß er viel zu lange für eine so junge Bekanntschaft die zaghaft gereichte Hand gefaßt hielt.

Als aber nun der Gendarm sich, fast wie zögernd, zum Gehen wandte, flüsterte der Bonifaz seinem Bruder was ins Ohr; der faßte sich ein Herz und sprach also den Gestrengen an: „Nix für ungut, Herr Schandarm, aber wenn ein Gläsle Wein und etwas dazu gefällig wär — — hä?“

Der Gendarm, der eben dem Stinele noch einmal zugenickt hatte, machte ein gar kritisch Gesicht.

Er sei nicht so geniert, daß er es nicht annehmen würde, aber, und er zog dabei die Uhr, er wisse nicht, wie's mit der Zeit stände. Und, „was,“ rief er, und schlug in der Geschwindigkeit eine halbe Stunde drauf, „was, schon halber sechs? Nein, es geht wirklich nicht!“

Der Bonifaz aber fiel ihm ins Wort: „Meine zeigt erst dreiviertel auf fünf — —“

In dem Augenblicke fing die Dorfuhre an zu schlagen, und zwar 5 Uhr.

„Nichtig!“ brummte der Gendarm, „was meine Zwiebel vorgeht! Sie ist gar nimmer verläßlich, drum, sie ist auch schon so alt. — Aber weil ich jetzt ein halbes Stündle an meinem Leben profitiert hab', will ich also meinethalben so frei sein, wenn ich Euch einen Gefallen damit thue.“

Er hing das Gewehr von der Schulter, stellte es in eine Ecke, schnallte den Gurt weiter und setzte sich an den Tisch, den das Stinele schon sink deckte. Der Vater ging mit dem großen Krug in den Keller, die Mutter in die Küche, und der Bonifaz machte Raum im Zimmer, indem er die allzu Überflüssigen einfach hinausshob. Nur die nächste Freundschaft, darunter auch der Held des Tages, blieb zurück, der kühne Schneiderfranz, und ordneten sich um den großen Tisch.

Und bei Wein und Brot und Käse feierten sie einträchtiglich den Versöhnungsschmaus.

Wer aber keinen Bissen hinunterbrachte, war das verliebte alte Schneiderlein, den die Aufregung des Tages, ein paar Gläser Wein, die er verkehrterweise auf sein innerliches Feuer gegossen hatte, um es zu löschen, und vor allem die Nähe seines herzigen Stinele im Handumdrehen bestipft hatten. Und in diesem Zustand wurde der Schneiderfranz sehr gesprächig, und seine Phantasie fing zu blühen an, daß es zum Verwundern war. Am liebsten erzählte er dann, und er wußte wirklich eine Masse von Geschichten, teils aus Büchern, teils sonst aufgegebelt, was ihm leicht war, da er als Schneider ja in alle Häuser kam, und überall die Unterhaltung besorgte. Dieser Kunst wegen rissen sich auch die beiden Wirte im Dorfe um ihn, was eine gefährliche Freundschaft war.

Heute nun kam es wie ein Traum über ihn.
. Als Bube hatte er beim vorigen Pfarrer Lateinstunden gehabt und war wirklich ein halbes Jahr in der Quarta des Gymnasiums geseßen, als sein Vater starb und ihn mit noch andern fünf Kindern als ärmsten Wurm zurückließ, den man auf Gottes Erdboden finden konnte. Die Aussicht auf eine andere Laufbahn war ihm genommen; er mußte, um früher etwas zu werden, seinen Freiplatz im Seminar aufgeben und als dreizehnjähriger Bube des Vaters Handwerk übernehmen. Er that's und verzagte nicht; wie ein echter Held — jawohl, wie ein Held! — flüchte und schneiderte er sich, seine Mutter und jüngern Geschwister durchs Leben, bis sie sich selbst weiterhelfen konnten. Dann erst machte er einen kleinen Sprung und unternahm die genannte kleine Wanderschaft.

Nun stieg heute, während sie so um den runden Tisch saßen, die andern sich alles wohl schmecken ließen, er aber keine Zeit dazu fand, weil er unterweil sein Mundwerk wie ein Mühlrad gehen ließ, in seinem auf- und angeregten Gehirn eine Erinnerung an eine andre, alte Geschichte auf, die er vor vielen, vielen Jahren in einem Sagenbuch gelesen, ja auch als Aufsatz in der Quarta zu Rastatt seiner Zeit machen gemußt hatte. Er hatte eine gute Note dafür gekriegt; die Sache hatte ihm aber auch „laibisch“ gut gefallen! Und zwar fiel sie ihm deswegen ein, weil sie ganz ausnehmend auf den komischen Hinterstetteren Fall paßte, nur daß sie umgekehrt war, und auch sonst etwas anders.

Blitzschnell und hell schoß sie durch das kleine Köpffe, im Handumdrehen ordnete er sie sadengerecht, und als der Herr Gendarm eben gar eindringlich vom Stinele wissen wollte, ob sie am Ende doch mit ihm gegangen wäre, vielleicht als „Freiwillige“, wenn er sie hätte

mitnehmen wollen, wozu er jetzt mehr denn je Lust habe, und das Stinele sich lachend wehrte und beteuerte, sie möge die Soldaten nicht leiden, und keine sieben Ross thäten sie von daheim wegzuziehen, und der Gendarm meinte, dazu wären auch keine sieben Ross' nötig, wohl aber ein Mann — da war der Schneiderfranz fertig, und er ließ sein Mundwerk wieder gehen, das einen Augenblick zu schnurren aufgehört hatte, wie wohl ein Spinnrad thut, wenn das Mägdelein den zerrissenen Faden wieder knüpft oder frischen Kuder aufsteckt. Und gegen sein vielgeliebtes Stinele gewandt, erklärte er, jetzt wisse er aber eine Geschichte, die ganz zu ihrer passe, nur sei sie ein bißchen anders: da habe nämlich einmal ein Mädele zum Militär gemußt, das aber ein richtiger Bub gewesen sei; die wolle er ver erzählen, wenn es ihnen allen recht sei. Nun hört niemand lieber erzählen, als Bauern, und auch der Herr Gendarm war ein Bauernsohn, wie er bereits dem Stinele geschicht beigebracht hatte. Darum waren sie es auch alle zufrieden und rückten näher zusammen. Der Szeptoni schenkte frisch ein, der Gendarm zündete sich ein Cigarre an und schenkte dem Wirte auch eins; die Zeit aber schien er ganz vergessen zu haben, so gemüthlich kam es ihm vor.

Der Schneiderfranz aber sperre sein Gösche auf und hub seine Geschichte an.

„Also! —“

Der König von Griechenland — 's ist aber schon arg lang her, noch lang vor dem ersten Nabolion —, der hat einmal mit den Trojanern in der Türkei dahinten Krieg angefangen, daderdrum, weil so ein Schwidibus von Troja mit einer liederlichen Frau, nämlich dem König von Griechenland seiner, durchgebrannt ist, und die Trojaner, wo er deswegen aufgebohrt hat, gesagt haben, die dreckige Geschichte ginge nie nix an, und er solle dem Pärle selber nach Amerika nachlaufen, wenn er nicht froh sei, daß er das Mensch aus dem Hause habe.

Mit großen Herren ist aber nicht gut Kirchen essen und Gespäße machen, und so hat der griechische Gesandte in Konstantinopel den Krieg erklärt, und drauf ist alsbald im ganzen Land die Mobilmachung hin- und hertelegraphirt worden, wie wir's ja anno 70 erlebt haben.

Wo aber die griechisch' Armee zusammengetrommelt gewesen ist, und der kommandierend' General sie nach dem Abo verlesen hat, da ist rausgekommen, daß viele gefehlt haben, wahrscheinlich vor Kanonenfieber. Denn weit vom Feuer, ist gut vorm Schuß! Unter denen aber, wo gefehlt haben, ist besonders einer stark vermangelt worden, denn eine Zigeunerin hatte dem König wahrgesagt, daß eben der dabei sein müßte, wenn er den Krieg gewinnen wolle. Es ist ein nobel Bürsche gewesen, ein Prinz sogar, und hat eine stolze Mutter gehabt, und der ist es gar nicht recht gewesen, daß ihr Herr Sohn mit den andern hätte Kommissbrot essen und einen Tornister tragen sollen, mit stinkenden Fußlappen drin.

Was thut meine Mutter? Sie bettelt und bittet so lange an ihrem Bub herum, bis er's ihr zuliebe sich hat gefallen lassen, zieht ihn Mädeleider an — was meinst, Stinele?“

Das Stinele machte ein verlegen Gesicht und fragte: „Wie?“

Offenbar hatte es nicht aufgepaßt. Auch darf ein junges Mädelein schon verlegen werden, wenn es die ganze Zeit einen Mannesfuß auf seine Beben tätscheln

fühlt, ganz zart natürlich, und den feinen nicht wegzuziehen waagt, aus lauter Höflichkeit.

„Mädeleider zieht sie ihm an, und schickt ihn über die ärgste Zeit in ein vornehm Mädelepensionat nach Pofann.“

„Jetzt was ist denn das, ein Pensionat?“ fragte die Urschel.

„He, wie soll ich sagen,“ erklärte der Schneider, „das ist halt so eine Art Mädeleschul, nur lernen sie nix drin, als ein wenig welsch parlieren und klavierlen. Dem Pophysitus seine Flora, wo jeden Morgen auf den Oberhof kommt und kuhwarne Geisennmilch trinkt, seider sie bleichsüchtig geworden ist, die ist auch in so einem Dings gewesen, hat dem Alten einen Haufen Geld gekostet und ist nur ein gut Stück dümmer, länger und hochmüthiger heimgelommen, als sie gegangen ist. Das ist alles; du kennst sie ja, Stinele!“

„Wer?“ fragte das Mädelein; es paßte auch gar nicht auf.

„He, dem Pophysitus seine Flora! — Also das Ding ist gut. Der Prinz, Achilles hat er geheißt und ist ein stinker und starker Bursch gewesen, thut seiner zwazzelten Mutter den Gefallen, läßt sich den Stamm um den Schnabel rasieren, sich in ein Mädele verkleiden und in eine Mädeleschule frecken. Es hat ihm auch scheint's gar nicht übel drin gefallen, denn er hat schon am zweiten Tag ein Gelpienzel mit einer Schulfameradin angefangen, wo neben ihm in der Bank gesessen ist, hehehe!“ meckerte er, das Stinele anblinzelnd, das mit unschuldiger Miene, aber rotem Gesicht, ihn dann auch anlächelte.

Die Mannen schmunzelten.

Der Schneiderfranz fuhr weiter.

„Also das Ding ist gut! — Der General hat natürlich einen Mordszorn getriegt und ein Bombengranatensiedigsmillionendonnerwetter nach dem andern herunterrasseln lassen, weil gerade der Achilles gefehlt hat. Aber das Fluchen allein battet nix, drum hat er seinen geschicktesten Stabssoffizier hergewunken, Ulysses hat er geheißt, und hat zu ihm gesagt: »Herr Major!« hat er gesagt, »der Achilles ist bei Gott nicht da, jetzt was machen! Ohne den können wir nicht marschieren, oder es hat geschelt mit uns, und der König läßt uns wie wir gehn und stehn pensionieren.« — »Das ist bei Gott wahr, Herr General! Her muß der Kerl, und wenn's Katzen hagelt und alte Weiber schneit!« sagt der Ulysses und fragt: »Befiehlt Jhro Excellenz, daß ich gleich an den Bezirksfeldwebel und die Schandarmarie telegraphiere?“ — »Gut!« sagt der General, »telegraphieren wir!«

Das Ding ist gut. Der Ulysses telegraphirt hin und die andern telegraphieren her, am End' aber haben sie nichts gewußt, als daß schon vergangene Woche der Prinz aus der Residenz verschwunden und vermutlich nachts mit dem Zwölfuhrzug ins Oberland abgekrast sei. Jetzt hat aber der General zu fluchen angefangen, daß es nimmer schön gewesen ist, und sogar ein Türk ein Kreuz dabei geschlagen hätte.

Der Ulysses aber hat zu ihm gesagt: »Nix für ungut, Excellenz, der Karren ist nicht so tief im Dreck, wie es aussieht; ich bin ja noch da, und ich will nicht mehr der berühmte Ulysses heißen, wenn ich das Bürschelein nicht am Rockhinkel krieg', wetten?« — »Nun,« sagt der General, »wenn Sie das fertig bringen, soll's mir auf ein gutes Trintgeld auch nicht antommen. Ja, zeigen Sie jetzt einmal, ob Sie wirklich der Pophysitus Schmärl sind, wie man sagt!«

Daderdrauf hat der Ulysses gar nix gesagt, sondern nur mit den Augen gezwinkert, so! — der Schneider-

franz zeigte, wie — „und hat den Dessauer gepfiffen, wo er weggegangen ist in sein Quartier.“

Dahem hat er seinem Burschen gerufen und gesagt: »Schorsch,« hat er gesagt, »pack ein, aber duzwitt, ich muß fort!« — »S ist ja alles schon eingepackt und aufgeladen, Herr Major!« — »Maul halten, Schafskopp!« sagte der Ulysses auf preußisch, »und pack' meine Civilmontur ein und Wäsche für 3, 4 Tage — mach dir aber einen Knopf ins Sacktuch, damit du nichts vergrüßt, verstanden?« — »Zu Befehl, Herr Major!« sagt der Schorsch, »aber wie soll ich einen Knopf ins Sacktuch machen, wenn ich keins hab', und wie soll ich ein Sacktuch haben, wenn ich keinen Sack habe, und wie soll ich einen Sack haben, wenn ich keine Hosen hab'? Wir alten Griechen haben ja gar keine Hosen!«

„Was sagt?'“ fiel hier die Urchel ein, „was haben denn deine Griechen angehabt, wenn sie keine Hosen gehabt haben?“

„De,“ erklärte der Franz, „so lange Hemder und eine Art Regenmantel drüber.“

„Fui Teirol noch einmal!“ rief die Urchel, „ist jetzt das auch ein Häs für Männer? Jetzt möcht' ich doch auch wissen, was denn die Weiber und Mädele angehabt haben!“

„De, ungefähr das Nämliche, nur ohne Regenmantel!“

„Jesses nein!“ rief die Mutter, „die werden doch nicht in den Hemdern rumgelaufen sein?“

„De,“ sagte begütigend der Schneider, „es ist halt so Mode gewesen, und mit der Mode ist's heute noch so eine Geschichte: bald wissen sie nicht, nämlich die Stadtfraile, wie viel Ellen sie vorn und hinten an sich hängen sollen, und bald hopen sie halb nadig' rum!“

„Aber doch nit in de Hemder!“ ereiferte sich die Urchel, „was thäte denn die Polizei dazu sagen?“

„D,“ sagte der Franz, „die Stadtweiber fragen viel nach der Polizei, wenn sie Mode machen! Und erst die alten Griechinnen, die dürfen heut noch in der Stadt auf den Märkten, Brunnen und in den Gärten im Hemd herumstehen, und manchmal auch ohne!“

„Jesses Gott, nein! Ist das wahr, Herr Gendarm?“ fragte entsetzt die Mutter.

„Was?“ fragte der wieder. Sonderbar! Hört denn der nicht gut, oder paßt er nicht auf?“

„Daß man in der Stadt drin im Hemd herumstehn darf?“

„Freilich!“ sagte der Gendarm.

„A —!“ machte die Mutter, er aber fuhr weiter: — wenn man nämlich was drüber anhat!“

„Aber sonst doch nicht, gelle Sie?“

„Freilich nicht!“

„Was?“ schrie jetzt entrüstet der Schneiderfranz, „hab' ich sie nicht in Freiburg drin gesehen, am Bahnhof in den Anlagen und sonst auch, und drunter manchmal den Namen Flora oder Feenuß?“

„Ja, wen meint man denn?“

„Man, die alten Griechinnen!“

„Ach so, freilich, die machen eine Ausnahme!“

„Das ist aber eine Schand'!“ rief die Urchel, „jesses nein, wenn ich so auf dem Platz stehn müßt', und die Leut' thäten mich anschauen und sagen, schau, das ist die Urchel, ich thät' in den Grunderdboden hineinschlupfen!“

Das sei schon recht, mischte sich jetzt der Seppetoni hinein, sie solle aber jetzt das Maul halten und den Schneiderfranz weiter erzählen lassen.

Sie that es murrend. Der Franz aber fuhr fort: „Das Ding ist also gut! Mein Ulysses kommt in Residenzlingen an und spioniert am Hof herum, hat aber im Anfang nichts herausgebracht. Mein Schmärle aber, der gewünscht hat, zu welchem Thüre man am besten hineinschlüpft, geht zu einem Driför, läßt sich zu einem recht glatten,

netten jungen Fiser zurechtstutzen, und bündelt mit einer Kammerjungfer von der Frau Fürstin an, und thut so süß mit der, daß er sie bald ganz am Bündel gehabt und alles von ihr gehört hat, was er hat hören wollen. Viel war es nicht, aber wichtig: sie hat nämlich durchs Schlüsselloch zugehört, wie die Hofnäherin dem Achilles Maß genommen hat, und ein paar Tage drauf hat sie in der Nacht den Prinz als schönes, großes Mädele in eine Kutsche steigen gesehen.

So so! hm hm! denkt sich der Ulysses, das Ding ist nicht übel! Drauf sagt er zur Jungfer, er müsse jetzt fort, er käme aber am Abend wieder am halber neunne ans hintere Thüre, und ist auf und fort; das Mädele hat aber lang auf ihn warten müssen! Denn der Ulysses ist derweil zum Bahnerpeditoren gegangen und hat richtig erfahren, daß an dem und dem Abend so und so ein Fräulein in ein Kupeh erster Klasse gestiegen sei, mit einem Vollet nach Genf oder Lomann, genau wüßt' er's nicht. »Macht nix!« jauchzt der Ulysses und nimmt sich auch ein Vollet, nach Lomann zunächst.

Das Ding ist gut.

Er kommt nach Lomann und lüftert um alle 50 Pensionate herum, wo's dort giebt, findet aber diesmal nichts, so subtil er's auch anfängt. Mein Ulysses läßt sich aber den Mut nicht nehmen, und ein Oberpissifus ist er ja gewesen.

Was thut er? — Er verkleidet sich in einen polnischen Juden, mit falschem Bart und Haar, so langen Bratwurstflocken um die Ohren, wie man sie auf den Wilbern sieht, hängt einen Hausierkasten um, mit vielen netten Säckele drin, wo den Weibskleuten gut gefallen, und was sie brauchen können, wie Kettle, Ringle, seidene Bündel und feine Spitzen, Rosenkränze und Gebetbüchle in Goldschmitt, und was alles so Sachen sind. Mitten unter den ganzen Mädelekrepel steht mein Fuchs ein kleines, nettes Pistölele — o, schlau ist er gewesen, schlau! — und geht von Pensionat zu Pensionat hausieren. Bald haben sie ihm viel abgekauft, bald weniger, was ihm aber gleich gewesen ist. Überall aber, wenn so ein Mädele das Pistölele gesehen hat, hat's geschrien: »Huh, da ist ja ein Gewehr!« und alle sind erschrocken davon weg. Und der Ulysses hat gemerkt, daß es lauter rechte Mädele sind.

Das Ding geht so fort und ist gut!

Im fünften oder sechsten Pensionat aber, wo die Mädele wieder so um ihn herstehen und in seinem Kasten wühlen, und das eine nach einem Paar Ohringe greift, das andre sich ein Halstüchle probiert, das dritte sich einen seideneu Ketch ins Haar steckt, das vierte in einem Nischle blättert, da nimmt auch eins das Pistölele in die Hand. Ein anderes sieht's und schreit: »Jesses Gott, Amalie, leg's hin, 's ist ja ein Revolver!« — Die läßt einen Gieser, den man über sieben Dächer gehört hat, wirft das Ding weg und macht: »Ich hab' gemeint, es sei ein Nieschlächtle!«

Unterdem kommt aber ein Prachtmädele, wo bisher ruhig am Fenster gestanden ist, dazu und fragt: »Wo ist ein Revolver? — Schau da, das nette Pistölele! Hast auch Pulver und Kämpfele dazu, Mauschel?« Und hebt's auf und spammt den Dahn, daß die andern davonlaufen und unters Kanapee schlupfen vor Angst.

Jetzt aber lacht der polnisch' Jud und sagt: »Nein, Pulver hab' ich keins bei mir, ich weiß aber einen Ort, wo's ganze Haufen davon giebt — komm nur mit, Achilles!« Daderdrauf reißt er Perücke und Bart ab und stellt sich als Major Ulysses vom großen Generalstab vor. Das lange Mädele aber wird rot bis über die Ohren vor Scham — —

„De ja,“ fiel die Urfehde wieder ein, „wenn man da steht und nur ein Heind anhat.“

„Nein!“ sagte feurig der Schneiderfranz, „wenn man fürs Vaterland am Rhein stehen sollte, und hocht derweil als Mädele in der Schweiz! — Daderdrum hat er sich geschämt, denn er ist sonst ein braver Kerl gewesen und hat's hintenach im Krieg gezeigt. Erst auf die letzte hat ihn aber dann bei der Belagerung von Paris eine Schafepottugel getroffen, nein, was sag' ich, es war ja vor Troja, und das ist bei Konstantinopel, und der, wo ihn totgeschossen hat, der hat Paris geheissen, und war derselbige Nedrian, wegen dem die ganze Geschichte angegangen ist. Nun also ist meine Geschichte zu Ende. Der Ulysses hat sein Kettritlein am Armel genommen und nichts als fort mit ihm auf die Eisenbahn, und mit dem nächsten Schnellzug beim nach Griechenland, wo der General eine große Freude gehabt und gemacht hat, daß der Major Ulysses bald Oberst und dann selber General geworden ist. Hat er's nit besser verdient, als Sie, Herr Schandarm?“

„Wer? was?“ war die unschuldige Frage, so daß der Schneiderfranz geärgert losbrach: „Pos Bliß! man könnte meinen, daß Ihr von der ganzen Geschichte nit gehört habt! Das ist doch —!“

Da wachte er mit einer zornigen Handbewegung sein Brot vom Tisch. Er blühte sich danach und — kam erst nach einer Weile wieder zum Vorschein, mit bleichen, verstörten Gesicht. Kein Wort sprach er, sondern sah nur starr das Stinele an, das purpurn übergossen ward und die andere Hand auch auf den Tisch legte, als es seinen Blick bemerkte.

„Was hast denn, Franz?“ ging es in die Runde, und der Seppetoni goß ihm frisch ein und sagte: „Sei doch nicht gleich so aus dem Häusle! Wir haben's alle gut gehört, und nett hast's gemacht mit deinem Göschle!“

Der Schneiderfranz aber presste wie im bittersten Seelen Schmerz seine so wortfertigen Lippen zusammen, zwei große, schwere Thränen lösten sich unter seinen Lidern und rollten seine mageren Backen hinunter, und langsam verließ er das Zimmer.

Das Stinele machte ihm Platz ohne aufzusehen.

„Was hat er denn, was hat er denn?“ fragten seine Zuhörer einander.

„Ach was!“ sagte der Krummholz, „kleine Häfele laufen bald über!“

Sie wußten nicht, was es war.

Es hatte ja auch keiner gesehen, was der Franz mit seinen Augen hatte sehen müssen: Wie unter dem Tisch der Gendarm dem Stinele seine Hand in der seinen hatte, grad als ob er sie doch noch mitnehmen wolle.

Am andern Morgen, als das Stinele an den Brunnen kam, um sich zu waschen, da war zum erstenmal der Schneiderfranz nicht auf seinem Posten. Drüben stand er am Fenster und hatte das Vorhänge zugezogen; und er hätte nicht zu versuchen brauchen, durch ein Loch hinüber zu lugen, er sah ja doch nichts vor Wasser in den Augen. Drum setzte er sich auch auf sein Bett im Winkel und weinte bitterlich.

Dem Stinele aber ward es ganz weh ums Herz, daß ihr guter, lieber, lustiger Schneiderfranz nicht da war, und noch nie hat es so lange an den Augen zu waschen gehabt, wie an dem Morgen.

Am nächsten Morgen aber, da stand der Schneiderfranz mit wehmütig-beiterem Lächeln wieder am Hag; nur etwas älter sah er aus und kleiner kam er dem Mädchen vor.

Er hatte sein Leid niederkämpft und seinen Traum

begraben. Es war ja nur ein Traum gewesen, das hatte er selbst gewußt; nur das Erwachen aus ihm war zu schmerzhaft gekommen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, als sie mit ihrem schlechten Gewissen näher kam. Sie blieb endlich ganz stehn. Da trat er durch die Gartenthür und auf sie zu, bot ihr nochmals die Hand und ein Büschlein Immergrün und sagte mit weicher Stimme: „Stinele —!“ dann schwieg er.

Das Mädchen wollte etwas sagen, brachte aber nichts hervor; dafür quoll es ihm unaufhaltsam nach den Augen.

Nun sagte der Schneiderfranz noch einmal und seine Stimme zitterte: „Stinele, mußt mir nicht böse sein — ich hab ja nit dafür gekonnt!“

Er stockte wieder. Dafür brach es jetzt bei dem Mädchen los. Nicht die Hand des Schneiders erfaßte sie, sondern sie umhalste ihn schluchzend und stammelte hilflos: „O — lieber Franz — ich ja auch nicht!“

Der Schneiderfranz verstand sie. Selig ließ er die Schauer dieser ersten und wohl letzten Umarmung — dieser Umarmung in Schmerzen und Thränen — durch seine alte, treue, zitternde Seele rieseln und flüsterte dann, selber schluchzend: „Ich bin nur froh, daß es kein Diebiger ist, gelt?“

Übers Jahr hat dann richtig der Gendarm das Gewehr an den Nagel gehängt und ist wieder Bauer geworden, mit dem Stinele als schmucker Bäuerin. Der Schneiderfranz aber war der Hochzeitbitter und der Allerlustigste des Tages.

Es war halt doch nicht alles „nicht in der Ordnung“ an der Geschichte, oder?

Der Wasserdoktor von Windshausen, mit Randbemerkungen.

Gott habe ihn selig, den alten Schmied von Windshausen, der als Wasserdoktor weit und breit berühmt war. Ja, Gott habe ihn selig und alle seine Herren Kollegen von der Wasserdoktorei dazu, aus lauter Dank und Anerkennung dafür, daß sie so vielen leidenden Brüdern und Schwestern um ihr gutes Geld von ihren Leiden — zur ewigen Seligkeit verholten haben. Doch dieser christliche Wunsch wird wohl nie in Erfüllung gehen. Denn die Leute, welche Wasser im Hirne haben, werden nicht aussterben, und so kann es denn durchaus nicht fehlen, daß es zu jeder Zeit Schlaufköpfe geben wird, die von der Dummheit ihrer Mitmenschen leben und die Wasserköpfe aussäckeln. Was soll man aber von Leuten denken und sagen, welche viele Jahre lang auf lateinischen Schulbänken herumgerutscht sind und ihren Kopf so voll gelehrtes Zeug gestopft haben wie der Bauer seine Scheune voll Heu? Denn nicht nur schlechte Landleute und Arbeiter sind zu dem Wasserdoktor gewallfahrtet und haben sich ihre Krankheiten aus ihrem Urine herausgucken lassen, auch noble Karossen sind vor die alte Schmiede gefahren, seine Damen in seidenen Schleppekleidern, gestrenge Herren Landrichter, bebrillte Professoren und — es ist haarträubend zu melden — sogar wirkliche Medizinalräte kamen an und suchten zum Hohne auf den gesunden Menschenverstand Rat und Hilfe bei einem Wasserauker. Ein Beweis, daß auch die Gedankendrüse, das Gehirn der gelehrten Leute, gar oft keinen richtigen Gedanken absondert; denn sonst hätten sich dieselben ohne viel Kopfzerbrechen sagen müssen, daß Schäfer, Schinder, müßige Schneider und alte Weiber durch Bestreichen und alberne Sympathiefaren keine Krankheiten heilen, welche ausstudierte Ärzte nicht zu heilen imstande sind. Es ist richtig, für den Tod ist kein Kraut gewachsen und alle Menschen müssen einmal wohl oder übel in das

Gras beißen; aber durch einen Schinder oder Schäfer oder eine alte, triefgängige Hure vom Leben zum Tode befördert zu werden, ist eine eigentümliche Geschmackssache. Will ich meinen Gaul beschlagen lassen, dann führe ich ihn nicht zum Schneider, und lasse ich mir ein Paar Stiefel anmessen, so gehe ich nicht zum Leineweber. Wenn ihr aber krank werdet, dann laßt ihr jeden Esel an euren Leichnam herumflücken. Die Ärzte müssen in der Anatomie die Leichen aufschneiden und zerlegen, damit sie jedes Fäserchen im menschlichen Körper kennen lernen, in den Spitälern alle heilbaren und unheilbaren Krankheiten beobachten und behandeln, die Arzneikräuter und andere Arzneistoffe und deren Wirkung studieren, und weiß der Himmel, was sonst noch alles, bis ihnen endlich die Regierung die Erlaubnis erteilt, auch einmal ein Rezept zum „Oberstich“ oder auch — mit Respekt zu vermeiden — zum „Unterstich“ aufzuschreiben. Und doch seid ihr so dünn und glaubt, daß so ein Schwindelmeier, der nicht einmal die Krankheiten dem Namen nach kennt und nicht weiß, wo die Leber oder die Milz liegt, wenn er nicht etwa auf die Kirchweih die Schweine im Dorfe schlachtet, aus euren Urine sehen kann, wo es in dem Uhrwerk eures Körpers hapert, ohne daß er nur einen Blick in die Uhr selbst wirft. Eine Uhr ist gewiß ein großes Kunstwerk, aber gar nicht zu vergleichen mit dem Kunstwerk unseres Körpers. Denn in unserm Körper besteht eine ganze Reihe der kunstvollsten Maschinen, welche in der größten Harmonie zusammenarbeiten, damit wir uns des Lebens freuen können. Um uns das klar zu veranschaulichen, wollen wir uns die wichtigsten davon nur ganz flüchtig ansehen.

Der Mund bildet den Eingang zur Mundhöhle, der Vorbereitungsstammer des Magens. Hier werden zunächst die Speisen von einem Kontrolleur, der Zunge, auf ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit geprüft, alsdann von den Schneidezähnen in kleine Teile zerschnitten und von den Backenzähnen zu Brei zerrieben, während von den Speicheldrüsen eine klebrige Flüssigkeit dazu abfließt, wodurch die löslichen Stoffe zur Verdauung vorbereitet werden. Hierauf werden die Speisen von den Schlundmuskeln durch einen engen, langen Schacht, die Speiseröhre, in einen weiten Behälter, den Magen, hinabgeleitet, in welchem dieselben durch den Magensaft aufgelöst und gleichsam ausgekocht werden. Diesen Speisebrei befördert alsdann der Magen in einen langen, vielfach gewundenen Kanal, den Dünndarm, dessen wichtigster Teil der mit dem Magen unmittelbar zusammenhängende, sogenannte Zwölffingerdarm ist. Denn in diesen fließt die Galle ab, welche in der Leber fabriziert und in einem eigenen Säckchen, der Gallenblase, angeammelt wird, und der Bauchspeichel, welcher von der Bauchspeicheldrüse abgesondert und in einem eigenen Kanal hergeleitet wird. Durch die Galle und den Bauchspeichel wird besonders das Fett verflüssigt und das Stärkemehl in Zucker verwandelt. Die Innenwand des Dünndarmrohrs, besonders aber des Zwölffingerdarms, ist mit einer Anzahl kleiner Saugnapfe, den Darmzotten, ausgekleidet, welche den für den Körper geeigneten Teil des Speisebreis aufsaugen. Diese Darmzotten enthalten einen oder auch mehrere feine Kanälchen, von welchen der aufgetauchte Saft in wieder weitere Kanäle, welche man Lymphgefäße heißt und welche in einem Netzwerk zusammenhängen, einmündet. Da der Inhalt dieser Lymphgefäße weiß ausfließt, so nennt man denselben Milchsaft. Derselbe ist also nichts anderes als das in Mund, Magen und Zwölffingerdarm aus den genossenen Nahrungs-

mitteln zubereitete neue Blut. Die Lymphgefäße vereinigen sich in einen gemeinschaftlichen Kanal, den Milchbrustgang, welcher an der hinteren Wand der Brusthöhle gegen den Hals zu emporsteigt und seinen Inhalt unterhalb des linken Schlüsselbeins in die linke Schlüsselbeinader, also direkt in den Blutstrom, ergießt. Die ungelösten und unverdaulichen Nahrungsmittel werden vom Dünndarm durch eine eigentümliche, wurmförmige Darmbewegung in den Dickdarm befördert und von hier in den Mastdarm geschoben, welcher diese für den Körper unnützen Stoffe aus demselben wieder entfernt.

Auf die oben geschilderte Weise werden die genossenen Nahrungsmittel in Blut umgebildet; das Blut aber ist der überaus kostbare Lebenssaft. Damit dasselbe an alle Teile des Körpers gleichmäßig zur Ernährung derselben zur Verteilung komme, befindet sich in der Brusthöhle ein äußerst kunstvolles Saug- und Druck-Pumpwerk, das Herz. Dasselbe besteht aus einem rechten und linken Vorhof und aus einer rechten und linken Kammer. Wenn sich die linke Herzkammer zusammenzieht, treibt sie das Blut in ein weites, elastisches Gefäßrohr, welches an alle Teile des Körpers Äste abgibt. Letztere verzweigen sich immer mehr und werden enger bis zur Dünne eines Haars und heißen deshalb Haargefäße. Diese feinen Kanälchen werden allmählich wieder weiter, fließen in immer größeren Zweigen und Ästen zusammen und führen so das Blut aus allen Teilen des Körpers wieder in den rechten Vorhof des Herzens zurück. Dabei ist das Blut dunkel geworden, weil es auf seinem Wege durch den Körper allerlei unbrauchbar gewordene Stoffe aufgenommen hat. Hierauf zieht sich der rechte Vorhof des Herzens zusammen und pumpt das Blut durch eine sich öffnende Klappe in die rechte Kammer. Im nächsten Augenblick zieht sich auch die rechte Kammer zusammen und treibt das Blut in ein weites, ebenfalls mit Klappen versehenes Rohr. Dieses teilt sich in zwei große Kanäle, welche in ihrem weiteren Verlaufe das Gefäßsystem der beiden Lungenflügel bilden. Die Lunge arbeitet gleich einem ordentlichen Blasbalg. Dehnt sie sich aus, so strömt der Sauerstoff der atmosphärischen Luft in dieselbe ein und kommt mit dem überall in der Lunge verteilten Blut in Berührung. Dabei wird der im Blut enthaltene Kohlenstoff durch den Sauerstoff der eingeatmeten Luft verbrannt, wie bei andern Verbrennungsprozessen auch, wodurch besonders die Körperwärme erzeugt wird. Zieht sich im nächsten Augenblicke die Lunge zusammen, so wird die verbrauchte Luft mit den Verbrennungsprodukten Kohlensäure und Wasser durch Mund und Nase ausgeathmet oder ausgeatmet. Das auf diese Weise gereinigte, mit Sauerstoff geschwängerte Blut fließt in immer größer werdenden Äderchen zusammen und kehrt als hellrotes Blut von der Lunge in den linken Vorhof zurück. Dieser zieht sich sofort zusammen und gleichzeitig öffnet sich die Klappe der linken Kammer. Im nächsten Augenblick zieht sich letztere zusammen und treibt das empfangene Blut von neuem durch die Arterien (Schlagadern) und der Kreislauf durch den ganzen Körper beginnt aufs neue. Dieser große Kreislauf des Blutes durch den ganzen Körper und der kleine Kreislauf durch die Lunge verläuft in der unglaublich kurzen Zeit von 20 bis 30 Sekunden. — In demselben Augenblicke, in welchem das hellrote Blut von der Lunge in den linken Vorhof zurückkehrt, fließt in den rechten Vorhof das dunkelrote Blut zurück, das seinen Kreislauf durch den Körper vollendet hat, und

in demselben Augenblicke, in welchem die linke Kammer das hellrote Blut in den großen Kreislauf hinaus-pumpt, pumpt auch die rechte Herzammer das dunkelrote Blut in die Lunge. Damit das vom Herzen nach zwei Richtungen hinausgepumpte Blut nicht wieder in das Herz zurückfließen kann, sind in den abgehenden zwei Gefäßröhren Klappen vorhanden. Ziehen sich die beiden Vorhöfe zusammen, so öffnen sich die Klappen der beiden Herzammern und die Klappen der beiden Gefäßröhren schließen sich. Ziehen sich im nächsten Momente die beiden Kammern zusammen, so öffnen sich die Klappen der Gefäßröhren und die Klappen der Herzammern schließen sich. Bei dem jedesmaligen Schluß der Herzklappen hört das aufgelegte Ohr einen Ton und zwar ganz rhythmisch bald den Herzklappen-ton, bald den Gefäßklappen-ton.

Auf diese Weise wird allen Teilen des Körpers unausgesetzt die nötige Nahrung zugeführt; den Knochen, Bändern, Muskeln, Sehnen, Nerven und Eingeweiden, damit dieselben ungestört weiter arbeiten können. Die einzelnen Körperteile nehmen gerade diejenigen Stoffe aus dem Blute auf, welche sie nötig haben, so die Knochen vorzüglich Kalk, Schwefel und Phosphor. Die verbrauchten oder überflüssigen Stoffe werden teilweise in der Lunge ausgeschieden, wie bereits gezeigt wurde, teils schweizen dieselben durch die Wände der Blutgefäße hindurch und gelangen durch die Öffnungen der Haut, die Poren, in der Form von Schweiß nach außen, teils werden dieselben in einem doppelt vorhandenen Filtrierapparat, den Nieren, abgesondert. Die Nieren sind von einer großen Zahl feiner Kanälchen, den Harnkanälchen, durchsetzt, von welchen der aus dem Blute abfiltrierte Harn in einen gemeinschaftlichen Behälter, das Nierenbecken, abtröpfelt. Von diesem führen zwei lange Kanäle, die Harnleiter, den Urin in ein Reservoir, die Harnblase. Soll nun der Harn abgelassen werden, so öffnet sich der Schließmuskel am Blasenbals und der Urin fließt durch die Harnröhre ab. Haben sich Störungen an einzelnen Körperteilen eingestellt und dadurch krankhafte Produkte gebildet, so schweizen auch diese im Falle der Heilung durch die Wände der Blutgefäße hindurch und werden allmählich durch die Haut, die Nieren, den Darm, die Lunge aus dem Körper ausgeschieden.

Der Hausherr aber des so wundervoll eingerichteten Maschinengebändes, des menschlichen Körpers, hat seinen Wohnsitz im Schädel, wo ein ausgezeichnetes Telegraphenbureau, das Hirn, zur Leitung und Überwachung des Ganzen aufgestellt ist. Die Gefühls- und Bewegungsnerven sind die Telegraphendrähte, durch welche der Herr des Hauses mit allen Teilen des Körpers in telegraphischer Verbindung steht. Die Augen und Ohren sind als Wachtposten aufgestellt, welche genau acht haben, wenn dem Körper von irgendwoher Gefahr droht. Merken dieselben etwas Verdächtiges, so telegraphieren sie sofort an das Telegraphenbureau im Schädel, worauf das Gehirn telegraphisch den Beinen befiehlt, auszureißen, oder den Händen, zuzuschlagen. In Mund und Nase sitzen zwei Untersuchungsform-missäre, welche die eingeführten Speisen und die eingeatmete Luft durch den Geschmack und Geruch zu prüfen haben, damit keine schädlichen Stoffe eingeschmuggelt werden. Sie versehen gleichsam das Gesundheitsamt und üben eine strenge Polizei aus; nur sind dieselben gegen die flüssigen Gifte, so man Bier, Wein und Schnaps zu nennen beliebt, in neuerer Zeit etwas allzu nachsichtig geworden und ihrer Nachlässigkeit verdanken wir den Rausch und den Katzenjammer.

Die Telegraphendrähte des Gefühlsnerven gehen an die ganze Oberfläche des Körpers und haben den äußern Sicherheitsdienst zu versehen. Setzt sich eine Stachelmücke auf die linke Hand, ohne daß der Wachtposten im Auge es bemerkt hat, blitzschnell telegraphiert der Gefühlsnerv an das Gehirn, das sofort dem Bewegungs-nerven der rechten Hand telegraphisch befiehlt, die Mücke — patzsch! — totzuschlagen. Das Gehirn aber als ein richtiger, gewissenhafter Hausherr, studiert sich unablässig ab, auf welche Weise es die besten Nahrungsmittel für den Magen herbeischafft, und da müssen bald mehr die Füße, wie bei dem Postboten, bald mehr die Hände, wie bei dem Schneider, bald alle Körperteile zusammenarbeiten, um den nötigen Unterhalt herbeizuschaffen.

Nun haben wir noch lange nicht alle Einrichtungen und Berrichtungen des menschlichen Körpers erwähnt, wir wollten nur in kurzen Zügen andeuten, wie außerordentlich kunstvoll der menschliche Körper aufgebaut ist, und daß etwas mehr dazu gehört als ein Schinder oder Schäfer, um etwaige Störungen in demselben richtig zu erkennen und auszubessern. Aus einer Uhr kann man wohl eine abgebrochene Feder oder ein zerbrochenes Rad herausnehmen und durch neue Federn oder Räder ersetzen; aber das hat bei dem Menschen einen gewaltigen Haken. Wenn dir also die studierten Ärzte nicht mehr helfen können, dann darfst du getrost dein Testament machen und dir vom Meister Schreiner dein letztes Köcklein anmessen lassen, dann hilft dir ein Wasserdoktor auch nicht. Ein altes Sprichwort sagt schon: wenn man zum richtigen Schmied geht, so wird man auch richtig beschlagen. Das viele Doktorieren taugt überhaupt nichts, denn viele Hunde sind des Haken Tod. Wer übrigens alt genug ist, dem brauchen keine Ärzte zum Sterben zu helfen, der bringt es allein auch fertig. Aber es geht halt kein Mensch gern aus der Welt hinaus und wenn es ihm noch so schlecht geht. Weingleich das Himmels-thürchen offen steht, daß man die Engel dadrinnen singen hört, so mag doch kein Mensch hinein. Es ist eine verwünschte Geschichte, wenn einem der Atem ausgehen will, und in einem Haus zu wohnen, in dem man mit der Nase an den Siebel stößt, ist auch nicht besonders verlockend. Hat doch schon einmal ein altes Weib auf dem Totenbett zum Pfarrer gesagt: „Ich wollte ja gern sterben, Hochwürden, aber ich fürchte, ich halte es nicht aus.“ Der Ertrunkene greift nach einem Strohhalm, und wenn der richtige Doktor nicht mehr helfen kann, der klammert sich in seiner Angst noch an den Wasserdoktor, mit dem wohlfeilen Trost: Hilft es nicht, so schadet's auch nicht. — Aber noch weit öfter ist es auch umgekehrt, und gehen die Leute erst dann zum richtigen Doktor, wenn gewissenlose Quacksalber alles verpfuscht haben. Dem gar oft wäre noch zu helfen gewesen, wenn zur richtigen Zeit richtige Hilfe gesucht worden wäre. Zu Nutz und Frommen solcher Leute wollen wir einige nette Stücklein von dem Wasserdoktor von Windshausen erzählen.

Wo der Schmied von Windshausen seine Weisheit eigentlich her hatte, weiß der liebe Himmel; weit war dieselbe jedenfalls nicht her. Wahrscheinlich hatte derselbe irgendwo ein altes, schweinslebernes Doktorbuch gefunden oder auf einer Versteigerung erstanden und seine Kuren erst bei dem lieben Vieh begonnen, bis er sich, nach und nach zur Berühmtheit gelangt, an den Menschen heranwagte. Es ist auch eine eigene Geschichte, daß das Gesetz über diesen Pflückerwindel die Augen zudrückt. Macht der Arzt einmal einen sogenannten

Kunstfehler, so wird derselbe zur Verantwortung gezogen. Nur die Herren Pfuscher verstehen es, meist straflos, Hügel an Hügel im Kirchhof aufzutürmen; das sind die eigentlichen Paradiesstücker und Engelesmacher. Nun, wenn sie auch die Erde entvölkern, so bevölkern sie dafür den Himmel, die Hölle und das Fegfeuer, und diese sind doch auch nicht umsonst da.

Doch kommen wir zu unserem Wasserdoktor. — Einst lag in einem benachbarten Dorfe eine Frau schwerkrank zu Bett. Nachbarn und Gevatterleute gaben den Rat: „Geht zu dem Windshäuser Schmied, der versteht das Wasser.“ Also wandelte der besorgte Ehemann mit einem gefüllten Arzneiglas zum Wasserdoktor. Der alte Schmied schüttelte das Glas und schüttelte seinen alten Schlauchtopf und gab schließlich den Bescheid: Es gehe nicht mit rechten Dingen zu, die Frau sei verhebt. Der Mann solle nur nach Haus gehen; der erste Mensch, der ihm begegne, das sei die Here. Nun wollte es der liebe Zufall, daß dem Manne beim Nachhausegehen der eigene Ortspfarrer, der gerade auf ein Filialdorf ging, begegnen mußte. Enttäuscht ließ das Bäuerlein den schon drohend geschwungenen Knotenstock sinken und erzählte dem Pfarrherrn sein Begegnis. Dieser belehrte den Mann, worauf derselbe voller Bohn und Erbitterung nach Windshausen zurückkehrte, um den Schmied nach Notem durchzubleuen. Doch dieser alte Pissitus wußte sich zu helfen. „Ob,“ sagte er zu dem Bauer, „das war wohl die Here, sie hat bloß die Gestalt des Pfarrers angenommen, um von Euch nicht durchgeprügelt zu werden; hättet Ihr derselben das Fell nur tüchtig gegerbt.“ Da krachte sich der Bauer hinter den Ohren und trollte nach Hause. Ein Glück für den Herrn Pfarrer, daß er dem zornigen Bauern auf dem Heimweg nicht noch einmal begegnete.

Sah der Schmied Leute auf sein Haus zukommen, so ging er schnell in eine Nebenkammer und hörte in dieser ganz gemüthlich zu, wie seine Frau die Leute über ihre Kranken daheim ausfragte. Hatte er gehört, was er brauchte, so ging er zu einer Seitenthür hinaus und kam dann von vorn in das Wohnzimmer herein. Dabei sah er sehr erhist aus, trocknete sich den Schweiß von der Stirne, auch wenn er nicht geschwitzt hatte, und that, als wenn er gerade von überland nach Hause käme. — So brachte einst jemand ein Glas mit der bekannten Flüssigkeit und erzählte der Frau, daß ein Mann die Stiege hinabgefallen sei und sich dabei arg verschlagen habe, was der Schmied natürlich in Nebenzimmer alles mit angehört hatte. Der Schmied hielt das Glas gegen das Licht, zog den Stöpsel noch davon und murmelte dann mit bedeutlicher Miene: „Schwerer Fall, das! Ist die Stiege hinuntergefallen und hat sich das Bein zer schlagen.“ Der Überbringer war außer sich vor Erstaunen über die Wissenschaft des Wundermanns; jetzt hielt er alles für möglich und war überzeugt, der Schmied könne aus dem Glase auch ersehen, wie viele Staffeln der Hansfrieder heruntergefallen sei.

Auf die betreffende Frage geriet der Ehrenmann doch in einige Verlegenheit, aber sein Ruf als Wunderdoktor stand auf dem Spiel, und dem Zufall vertrauend, rief er led: „Sechs Staffeln sind's gewesen!“

„Fehlgeschossen!“ sagte der andere in einem Tone, der schon minder achtungsvoll war, „zwölf sind's!“

Doch der Schmied läßt sich nicht so leicht verblüffen, und in ähnlichen Verlegenheiten holte er sich meist einen rettenden Gedanken aus seiner Schnupftabaksdose. Nachdem er sich deshalb die rettende Priße in die Nase

gerieben, erwiderte er schmunzelnd: „War das in dem Glas da alles Wasser, he?“

„Nein, es ging nicht alles hinein, es war nur die Hälfte!“

„Die Hälfte? Da haben wir's! Die Hälfte von zwölf Staffeln sind sechs, und die hat das Wasser mir ganz richtig angezeigt. Hättest du, Dummkopf, mir alles gebracht, hätte ich daraus auch die ganze Stiege ersehen können!“

Wieder einmal wurde dem Schmied ein Glas gebracht, dessen Stöpsel mit Schusterdraht festgebunden und mit Bech verkleistert war. Auf 10 Schritte konnte man den Schuster riechen.

„Der Mann hat ein sitzendes Geschäft“ orakelte der Wundermann, „der Kranke ist ein Schuhmacher, dem die güldene Ader verstopft ist.“ Der alte Volativus wußte sehr gut, seinen Opfern die güldene Ader zu öffnen.

Im vorliegenden Fall wußte er ganz wohl, daß Leute mit sitzender Lebensweise gerne an Verstopfung leiden, und hat daher ganz richtig dem kranken Schuhmacher eine ordentliche Dosis Semesblätter, Rhabarber, Jalapa, Aloe, Schwefelblüth und Glaubersalz verschrieben, welche für ein Paar schwere Fuhrmannsgäule auch gelangt hätte. Der ehrliche Schuster hat acht Tage lang die Hufe in den Händen tragen müssen, aber austuriert war er doch. Durch dergleichen Kunststücke verbreitete sich der Ruf des Wasserdoktors in immer weitere Kreise, so daß derselbe einen immer größern Zulauf von gelehrten und ungelehrten Schafen bekam, welche er vortrefflich zu sichern wußte.

Doch genug von dem Wasserdoktor von Windshausen! Wenn wir auch ein ganzes Buch über ihn schreiben würden, die Dummen sterben doch nicht aus. Sagt doch schon ein altes, lateinisches Sprichwort auf gut deutsch: „Die Welt will betrogen sein, also soll sie betrogen werden!“

Die Gänse von Pfohren.

Der Professor Heyßen war ein grundgescheiter Mann, aber nach Art der Gelehrten dachte er mehr als eigentlich gut war an die „Dinge an sich“ — um mit den Weisen der Neuzeit zu reden —, als an die um sich, das heißt, er ging mehr seinen Gedanken nach, als den Leuten. Daher er manchmal durch Unachtsamkeiten in Verlegenheit kam, was er aber schon gewohnt war. — Einmal nun trat er im Schwimmbädle, wo er seinen regelmäßigen Nachmittagskaffee trank und seine Partie Schach mit einem anstrangierten Major spielte, an einen Tisch, um einige bekannte Damen zu begrüßen, die gleichfalls Stammgäste waren. „Abrißens darf ich Ihnen meine drei Nichten vorstellen, Herr Professor?“ fragte eine von ihnen. „Meine Schwester in Pfohren hat sie mir für ein paar Tage heruntergeschickt!“

„Pfohren? Pfohren?“ fragte der Professor nachdenklich, als ob er den Namen schon einmal gehört habe. „Nicht!“ rief er dann, „Pfohren bei Donaueschingen! Das ist ja so bekannt durch seine vielen Gänse!“

„Hab' ich etwas Unschickliches gesagt?“ fügte er stotternd und verlegen hinzu, als er bemerkte, wie die Damen in ihre Taschentücher zu fittern anfangen und die drei unschuldigen Dinger mit roten Köpfen vor sich sah.

Nach seinem Bild schuf Gottes Kraft
Den Menschen. Jetzt vergilt
Der Mensch die Arbeit ihm; er schafft
Sich Gott nach seinem Bild.

Echtes Gold.

Novellette von A. Granz.

Wenn Reichtum, dieser Gewalttherrscher, der Göze unserer Zeit, allein glücklich machte, so mußte Myrbeer von der Bunsen überaus glücklich sein. Seine Schiffe kreuzten die Meere, sein Handelshaus auf Java, welchem der älteste Sohn vorstand, blühte, sein Name galt auf der Rotterdamer Börse für jede Summe; sein Haus war eines der stattlichsten, glänzte vom Thürgriff bis zum Dache in allbekannter holländischer Sauberkeit, seine Treibhäuser und Gärten waren berühmt, kurz, er war mit irdischen Gütern reich gesegnet, und dennoch ging er in seinem Kabinett mit so finstern Antlitz umher, als sei er der sorgenvollsten Familienväter einer. In gewisser Beziehung war es auch der Fall, daß ihm seine Familie, bestehend aus zwei Söhnen, Sorge machte.

Seine Gattin, eine reiche Kaufmannstochter aus Köln, war früh gestorben. Das fröhliche Kind vom lustigen Rhein war bald erlarrt in dem stillen, eintönigen Leben, neben dem lieblosen Gatten, welcher nur Sinn für sein Geschäft gehabt, und die steifen Formen der holländischen Gesellschaft, welche so scharf kontrastirten mit der heitern, zwanglosen Geselligkeit im heiligen Köln, ließen es sie vorziehen, lieber allein zu sein. — Stundenlang saß sie am Fenster und blickte hinab auf die stillen, dunklen Kanäle, auf die rund geschneittenen Linden, welche sich auch nicht frei bewegen konnten in Lust und Licht, und sehnte sich nach Hause, nach ihrem sonnigen Rhein, der seine Wogen so frei dahin wälzte zwischen stolzen Burgen und grünen Bergen, wo die Traube reifte und sangesfreudige Menschen in buntbewimpelten Kähnen dahinglitten.

Die junge Frau ward immer stiller, das Heimweh nagte so unaufhörlich an dem jungen, einsamen Herzen, und als ihr zweiter Sohn geboren, ging sie still zur ewigen Heimat, von dem Gatten kaum vermisst, von den Kindern gleichfalls nicht, da sie noch viel zu jung waren, die Größe solchen Verlustes begreifen zu können.

Die Knaben, von Frau Brigitte, der Haushälterin, treulich behütet in ihrer ersten Jugend, waren dann in ein Pensionat gekommen; später hatte Henrik, der Älteste, die Filiale seines Hauses auf Batavia übernommen, sich dort auch verheiratet, während Willem nach Triest gegangen war, um den überseeischen Handel gründlich kennen zu lernen.

Ob die Berufswahl mit der Neigung seiner Söhne übereinstimmte, darnach zu fragen war dem Vater niemals eingefallen; er war ein echter Abkömmling seiner Vorfahren, welche ihr Land dem Meere, ihre Freiheit dem grimmen Alba abgewannen. Starr, fast eisern, war sein Wille Gesetz, gegen den es keine Appellation gab; alles ging seinen bestimmten, geregelten Gang. Der Spruch: „Die Tage folgen einander, aber gleichen sich nicht“, fand bei ihm keine Anwendung, ein Tag verging wie der andere im ewigen Gleichmaß.

Deshalb war er auch in unsagbares Erstaunen geraten, als seine Söhne, die Söhne des Hauses von der Bunsen, es wagen wollten, eigenmächtige Anordnungen zu treffen, ihren Lebensgang selbst zu regeln.

Henrik schrieb, er sei durch das Vermögen seiner Frau reich genug — als ob man je reich genug sein könnte? — um dem ungesunden Klima entfliehen zu können, er wolle sich in London selbständig etablieren.

Wie bei dem Wort „selbständig“ des Lesers Lippen zuckten! — Hatte nun dieser Brief auch den Vater höch-

lich aufgeregt, so geriet er bei der Lesung des zweiten in maßlose Wut. Willem hatte sich verheiratet, verheiratet mit einer Triesterin, einem armen Mädchen, einer — Katholikin. Stundenlang irrte er wie ein zornglühender Löwe in seinem festverschlossenen Kabinett umher. — Nur leise flüsterten die neugierigen Commis sich die Frage zu, was wohl vorgekommen sei, um ihren Prinzipal, den sie stets mit der Statue des Erasmus von Rotterdam verglichen, so außer sich zu bringen? Kein Schiffsunfall war signalisirt, kein Bankrott in Sicht, die Papiere nicht heruntergegangen, was konnte also passiert sein?

Als nach einigen Stunden der Chef das Kontor betrat, war auf seinem Gesichte keine Spur mehr zu sehen von den Stürmen, welche vorher getobt. Er berief den ersten Buchhalter, den treuen Diener des Hauses, zu sich und ließ ihn beide Briefe lesen; schweigend, mit angüthlichem Gesicht, legte dieser sie wieder aufs Pult und wandte sich fragend an den Herrn, welcher abgewandten Gesichtes, die Hände auf dem Rücken, am Fenster stand. Nach langer Pause sagte er kurz: „Henrik schreiben, er müsse aushalten, bis ich einen passenden Stellvertreter hinzuschicken für gut befinden würde. — Sie, Balthasar, selbst nach Triest gehen, Willem holen, er solle nach Batavia, das übrige Schnickschnack, ungültig nach holländischen Gesetzen. Geld mitnehmen, reichlich, basta!“

Während dieser Vorgänge lebte ein junges Paar im Vorhofe des Himmels. Der junge von der Bunsen hatte vom Vater und Bruder nicht eine Ader; der Mutter weiches, liebebedürftiges Gemüth, ihr Sinn für Poesie und Romantik war des Sohnes Erbtheil geworden. Er lebte förmlich auf, als er in die österreichische Hafenstadt kam; mit Entzücken wandelte er am Gestade des Meeres umher, wo über den durchsichtigen Wogen die weißen Möven durch die laue Luft freisten; mit immer neuem Wohlgefallen erfüllte ihn die üppige Vegetation, und die ungewohnte Freiheit, welche er zum erstenmale genoss, gab seiner Seele Schwingen, die ihn weit über das Alltagsleben trugen. Fern von seinen lärmenden Genossen, welche ihre Freuden in andern Regionen suchten, verbrachte er seine Mußstunden nur im Gemusse der Natur. Bald sollte seinem Leben ein neuer Stern aufgehen.

Eines Sonntags traf er in Miramare in „mondbeglänzter Zaubernacht“ ein junges Mädchen, welches sofort sein ganzes Herz gefangen nahm. Teresitta war die Tochter eines verstorbenen Hafenbeamten und lebte mit ihrer Mutter in einem kleinen, weinlaubumrankten Häuschen in der Vorstadt.

Wer vermag den Ranber einer ersten Liebe zu schildern? Wie wenig Auserwählte giebt es heutzutage wohl überhaupt für den Kultus einer reinen Liebe?

Beide gefielen sich, wie Romeo und Julia, auf den ersten Blick; der blonde, blauäugige Holländer, die schwarzhaarige Italienerin, mit den dunklen Sammetaugen, vergaßen, daß es Montecchi's und Capuletti's, wenn auch in anderer Gestalt, noch immer giebt, und lebten den Frühling des Jahres und den ihrer Liebe voll und ganz. Die Mutter war eine gute, harmlose Frau, stolz auf die Schönheit und Tugend der Tochter, um welche sich sogar der Podesta eines benachbarten Städtchens vergebens beworben, und fand gar nichts Befremdliches in des jungen Mannes rascher Bewerbung; daß er reich, meinte sie, sei ja recht angenehmt für das junge Paar, aber maßgebend nur Teresitta's Liebe.

So wurden sie denn eines Tages in einer kleinen,

stillen Kirche getraut, Sonnenglanz und Blütenduft um sie her, im Herzen den allerblauesten, wolkenlosesten Himmel tragend. Wenn auch der Gedanke an seinen Vater dem jungen Chemann manchmal als gewitterdrenende Sturmwolke erschien, so entschlug er sich dennoch dieses Gedankens bald, sein Aufenthalt war ja auf drei Jahre berechnet, und schließlich, was konnte einem fait accompli gegenüber geschehen? — Das Vermögen seiner Mutter machte ihn unabhängig, und ward ihm die Heimat schlimmstenfalls verschlossen, nun, ihm war überall wohl, wo sein Weib mit ihm war. Um unnötiges Aufsehen zu vermeiden, blieben sie in dem mütterlichen Häuschen wohnen; es war ja auch nirgends schöner, als auf der kleinen Veranda, wo sich die Rosen emporrankten, das Sonnenlicht wie Gold auf den grünen Weinblättern lag, vor sich das leis murmelnde Meer und im Hintergrunde das weiße Märchenschloß, wo sie sich zum erstenmal geteiben.

Als aber Teresitta ihm eine Tochter geboren, da trat doch ernstlich mahnend die Sohnespflicht an ihn heran, und er schrieb an seinen Vater einen warmen, bittenden, um Vergebung, um Segen stehenden Brief, die Antwort recht verzagt erwartend. Daß diese in Gestalt des guten, alten Balthasar eintraf, war ihm lieb; mit dem liefsich reden, dem konnte er seine Schätze zeigen, er wußte, der hatte ein Herz.

Für den Buchhalter Balthasar war diese Reise, dieser kurze Aufenthalt der erste Zeitpunkt seines Lebens. Aufgewachsen in der dumpfen Luft des Kontors seines Hauses, in dem schon sein Vater bedienstet gewesen, hatte er nie Jugendlust und Freiheit gekannt, nie war er aus Rotterdam gekommen. Hier in dem sonnigen Süden, der lebhaften Stadt, glaubte er zum erstenmal wirklich lebende Menschen und keine Automaten, keine Rechnungsmaschinen zu sehen. Als ihn sein junger Herr zu den Seinen führte, ihm Teresitta vorstellte, glaubte er nie etwas Schöneres gesehen zu haben, und gar die Kleine, welche der Mutter schwarze Augen und des Vaters goldene Haare hatte, nahm sein ganzes Herz gefangen.

Doch die eiserne Notwendigkeit gebot, er mußte endlich sich seiner Mission entledigen, und obgleich er dies in mildester Form that, vieles verschwiegen, manches beschönigte, so traf es doch alle Beteiligten wie ein Donnererschlag.

Vor allem riet Balthasar, zu gehorchen, das Ge-

deihen des Hauses erheischte des Sohnes Anwesenheit; die Trennung, so bitter sie auch sei, wäre doch der Anknüpfungspunkt zur Versöhnung mit dem Vater. Sobald die dringendsten Geschäfte abgewickelt, könne er ja seine Lieben nachkommen lassen — die Frauen der Schiffskapitäne fügten sich alle in daselbe Pos, geduldig, hoffnungsfroh.

Allmählich drang Balthasar mit seinen Vernunftgründen doch durch. Noch wenige Tage schmerzlichen Glückes, dann der schwere Abschied, noch ein letzter Blick auf die weinenden Frauen, ein Wehen der Tücher — und der Zug braust davon.

Kein Wort ward zwischen Vater und Sohn gewechselt, was nicht geschäftlichen Charakter trug. Jeder scheute sich, das zu berühren, was am nächsten lag, von der Reise alles erwartend. In wenigen Tagen waren die Geschäfte geordnet, Willem empfahl die Seinen Balthasars Schutz und reiste ab nach Batavia.



Als ihn sein junger Herr zu den Seinen führte, ihm Teresitta vorstellte, glaubte er nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Als Henri mit Frau und Kind aus Batavia heimkam, konnte er dem Vater die erfreuliche Kunde bringen, daß des Hauses Wohl in den besten Händen und der Bruder mit überraschendem Eifer sich der Geschäfte annahm. Wärmere Beziehungen hatten sich nicht angeknüpft, die geldstolze Schwiegertochter war nicht nach dem Geschmack Mytheers van der Buntin gewesen; der Sohn war ja selbständig, und so lösten sich die Bande zwischen den nächsten Anverwandten so gleichgültig, als geschähe nur ein Wechsel im Kontor.

Zum Anfang trafen aus Batavia nur glänzige Nachrichten ein, denn selbstverständlich setzte der junge Chemann seinen ganzen Fleiß, sein ganzes Wissen und Können daran, um einestheils den Vater verböhllich zu stimmen und andernteils für die Ubersiedelung der Seinen zu wirken. — Dann kam eines Tages ein Telegramm, daß Willem van der Buntin dem klimatischen Fieber erlegen sei, und während in seinem Kabinett der Chef, vielleicht der Vater, trauerte, hielt Balthasar einen tränenfeuchten Brief in zitternden Händen — das Schicksal war diesmal wieder „roh und kalt“ gewesen. Teresitta war nach einer im Anfang nur leichten Krankheit derselben erlegen, fast zu gleicher Zeit, als der Geliebte in fremde Erde gebettet wurde. Wenig hatte sich im Laufe der Jahre im alten Handelsaufse zu Rotterdam verändert. Nach Batavia war ein Nefse geschickt worden. Der Herr des Hauses war noch stiller geworden, noch finsterner. Kein trippelnder

Kinderfuß hallte wider auf den öden Gängen, kein fröhlicher Laut weckte ein Echo in den todstillen Räumen. Alles war glänzend, sauber, alles wohl geordnet, aber unbewohnt, und wenn der Wind durch die entlaubten Bäume strich, ertönte es wie ein Seufzer, und die dürren Zweige pochten an die Fenster, wie Geisterhände von Mutter und Sohn, klagend, fragend, warum ließeſt du uns nicht glücklich werden nach eigenem Herzensbedürfnis?

Wenn auch nicht ausgesprochen, empfand der alte Herr dennoch die Leere seines Innern. Das Anhäufen von Schätzen gewährte ihm keine Befriedigung mehr; für wen? Henrik hatte genug, kümmerte sich auch wenig um den Vater; ihre ganze Korrespondenz beschränkte sich auf einige geschäftliche Notizen und die landesüblichen Gratulationen.

Eines Sonntags, als der Buchhalter nach alter Sitte mit dem Prinzipal das feierliche, steife Diner einnahm, brachte van der Bunsen nach längerem Zögern und einer gewissen Verlegenheit das Gespräch auf Triest. — Er wußte wohl, daß dort in dem nun so still gewordenen Häuschen die vereinsamte Großmutter und das verwailte Kind lebten; er hatte stets am Neujahrstage dem Buchhalter eine Summe zugeschoben, deren Verwendung er wohl kannte, aber nie war eine Frage über die festgeschlossenen Lippen gekommen. Das einsame Alter schien ihm doch zu drücken, vielleicht empfand er doch das Bedürfnis, nach des Sohnes Kind zu fragen — es zu sehen. Jedenfalls benutzte Balthasar den günstigen Augenblick, holte aus seiner Brieftasche das Bild eines wunderhübschen, frischen Mädchens, welches unleugbar des Sohnes Züge trug. Schweigend steckte der Prinzipal es ein und hob die Tafel auf. — Des andern Tages wiederholte sich die Scene genau ebenso wie vor Jahren. Wie damals, so stand auch heute der alte Herr am Fenster und befahl ebenso kategorisch: „Reisen, das Mädchen holen, will's anheben, will Geschäft in Batavia auflösen, Neffen kommen lassen, vielleicht verheiraten,“ und abends war Balthasar abgereist, mit ungleich leichterem Herzen, als zu der ersten Sendung; damals galt es zu lösen, zu trennen, heute zu versöhnen, zu verbinden.

Aber er fand einen schwereren Stand, als er erwartete. Die alte Frau war durchaus nicht geneigt, ihren Herzestrost fortzulassen, und fand bei ihrer Weigerung ihren besten Verbündeten in einem jungen, schwarzlockigen Marine-Offizier. Das junge Mädchen aber, Teresitta die Zweite, überstimte beide.

Es sei doch hübsch vom Großpapa, meinte sie, sie kennen lernen zu wollen; sie wüßte das Haus zu sehen, in dem ihr Vater geboren, auch einmal ihr Näschchen — und das war ein allerliebtes — in die Welt zu stecken. Ein Jahr sei ja bald herum, inzwischen könne ihr Verlobter seine Reise, zu welcher er ja sowieso kommandiert, mit leichtem Herzen antreten. Wenn er zurückkehre, sehe sie ganz gewiß mit Großpapa am Arme am Hofen, und dann solle es eine große, fröhliche Hochzeit geben, mit vielen Kranzjungfern, Musik und Ball; die stille Hochzeit der Mutter sei schuld, daß alles nachher so traurig verlaufe.

Gott hatte der Waise ein glückliches, heiteres Temperament verliehen, ein sorgenloses Gemüt, das alle Dinge von der besten Seite nahm. Dieser Segen machte sich auch bald in dem alten, stillen Patricierhause geltend. Ihre frische Jugend, die kindliche ehrebetige Färtlichkeit, mit der sie den alten Herrn begrüßte, hatten einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht, er fand die Züge des Sohnes, welchen er doch lieber gehabt, als er sich einst hatte

merken lassen, in ihr wieder, das silberhelle Lachen erfrischte, ihr heiteres Plaudern unterhielt ihn. Neugierig sprang sie im ganzen Hause umher und sang und zwitscherte dabei, wie eine Lerche. Alles war ihr neu, amüsierte sie; über die steifen Gärten mit ihren abgezirkelten Beeten, von kleinen Muscheln eingefast, und den vielen fremden, zackigen, stacheligen, geruchlosen Blumen wollte sie sich totlachen.

Dennoch fand sie sich prächtig in die kalten, feierlichen Gesellschaften, in welche der Großpapa sie mitnahm, denn sie fühlte, er wolle ihr eine Ehre damit anthun. Und der alte Mann, welcher so lange der Liebe entbehrt, erregte ihr tiefstes Mitleiden; die Großmama hatte davon doch stets vollauf genossen. Die Zeit verging im Fluge, und Mynheer van der Bunsen fühlte mehr und mehr, daß es doch noch köstlichere Schätze gab, als sein Kassenstrank barg.

Es war vereinbart, daß Teresittas Aufenthalt ein Jahr dauern solle. Von der Heimat kamen nur gute Nachrichten; so genoß sie denn in harmloser Jugendlust alle ihr so ungewohnten Vorzüge, welche der Reichtum bot. Aber ihr Herz hing an dem Verlobten in unverbrüchlicher Treue, und die Huldigungen, welche die Nottdamer Jugend ihr zollte, wußte sie sehr genau auf das Motiv zu reduzieren, eine mutmaßliche Erbin zu sein.

Schlummer war es schon, als der Neffe aus Batavia eintraf, braun und mager, wie ein Zimmestengel, und der alte Herr mit seinem Projekt herausrückte, welches ihm jetzt zur Lebensfrage geworden. Da zeigte sie ihm zum erstenmale das Bild ihres Verlobten, und erklärte ihm, zwar sehr kindlichliebepoll, aber auch sehr fest, nie von ihm lassen zu wollen, und wenn er zurückkehre von seiner Expedition, sei Hochzeit.

Zu allen Verlockungen des Reichtums schüttelte sie das blonde Haupt — die versteckte Drohung des Enterbens versing gar nicht; sie küßte dem alten Herrn die wulste Wange mit süßem Lächeln und schwur, nie etwas von ihm gewollt zu haben, als seine Liebe. Selbst die alten Bilder vorangegangener Generationen schienen verwundert aufzuhorchen bei dem Klange dieses Wortes, in diesen schönen Räumen ein so unbekanntes Schall.

Aber die menschliche Natur verleugnet sich nie ganz, am wenigsten in alten Tagen. Mynheer van der Bunsen war gewöhnt, daß sein Wort, sein Wille galt, er war deshalb siegesgewiß, bei einem sechzehnjährigen Mädchen nicht den kürzern zu ziehen. Er dachte nicht daran, die Entelin wieder herzugeben; ihre Fröhlichkeit behagte ihm, sie verstand alles so anmutig zu arrangieren, hatte sich im Kluge mit seinen Gewohnheiten vertraut gemacht. Was wollte sie mehr: ein schönes, wohleingerichtetes Haus, Geld in Hüße und Fülle und einen ganz netten Mann? — Schön war er allerdings nicht, aber was that dies, war er nicht ein vollendeter Geschäftsmann?

Bei dieser Reflexion gedachte der alte van Bunsen nicht an die traurigen Augen seines Weibes, die ihn mahnend anblickten, nicht an die Gräber von Mutter und Sohn, die beide mehr gefordert vom Leben. Teresitta beschränkte sich auf passiven Widerstand; sie ward weder still noch bleich, es gab weder Scenen noch Thränen, vor denen sich der Großpapa doch heimlich gefürchtet, sie blieb freundlich, heiter, liebevoll wie immer, sang und lachte, ja seit einigen Tagen mehr als sonst, und gedachte mit keiner Silbe, daß das stipulierte Jahr abgelaufen. Als aber van Bunsen eines Morgens zum Frühstück herabkam, flog ihm niemand entgegen. Vor seiner Tasse lag ein Briefchen, welches in kurzen, herz-

lichen Worten einen Dank und ein Lebewohl enthielt und mit den Worten schloß: „Auf Wiedersehen, lieber Großpapa, zu meiner Hochzeit!“ Der muntere Vogel war fort, dem goldenen Käfig entflohen.

Wieder herrichte die alte Stille im Hause, ja, noch fühlbarer nach all dem vorhergegangenen fröhlichen Lärm. Stumm und steif saßen sich Onkel und Nefse gegenüber, hatten sich sogar nichts zu sagen, und verschanzten sich hinter ihre Zeitungen. — Van der Bunten hatte sich aus dem Geschäft zurückgezogen, er war ein müder Mann geworden. Zu seiner Erholung war er nach London gefahren, schien sie aber dort nicht gefunden zu haben, denn er kehrte bald und finsterner als je von dort zurück. Auch der alte Buchhalter hatte der neuen Generation Platz gemacht und sich in sein kleines Besitztum, den Erwerb länger, mühevoller Arbeitsjahre, zurückgezogen.

Er saß in seinem Gärtchen, freute sich, daß die Winterstürme vorüber, daß die Primeln und Tulpen schon zu blühen anfangen, und las wiederholt Teresittas Brief, die muntere Schilderung ihrer Hochzeit, welche ganz nach Programm verlaufen. Großpapa, schrieb sie, sei freilich nicht gekommen, und habe ihr nicht geantwortet, aber mit der Zeit werde sie ihn schon verfühnen; jetzt sei sie noch so glücklich wie der Tag lang, er möge ihn grüßen vieltausendmal.

Sinnend neigte der alte Balthasar sein graues Haupt und überlegte, wie er wohl den Auftrag am besten auszuführen vermöchte, denn es war schwer, an den Prinzipal zu kommen, zumal jetzt, wo er nicht mehr im Hause war und Laune und Stunde nicht abpassen konnte. Plötzlich sah er den Gegenstand seiner diplomatischen Sendung vor sich stehen, mit gar freundlichem Gesicht, und ganz bestürzt ließ er sich den Brief aus den Fingern ziehen und wußte gar nicht, was er sagen, was denken solle, als er das Lächeln des Lebenden sah.

„Na, wie ist's, wollen wir zwei alten Knaben uns auch einmal Ferien machen und das Wunderland ansehen, von dem das Blappermäulchen zu erzählen nie müde wurde?“

Da warf Balthasar, wie ein wilder, ausgelassener Junge seine Mütze in die Luft und lachte und weinte und rannte in sein Zimmer, stopfte in die Reisetasche allerlei Unmögliches, suchte und fand nichts und eilte zuletzt mit leeren Händen seinem Prinzipal nach.

Die dritte Reise war die beste gewesen. Van der Bunten hatte für den Onkel-Schwiegersohn eine ehrenvolle Stellung in der holländischen Marine erhalten, und wenn sich auch Teresitta anfangs sehr nach ihrer schönen Heimat sehnte, so trug ihr glückliches Temperament sie auch an dieser Klippe ungefährdet vorüber; bald hatte sie auch keine Zeit zum Grübeln und Sehnen mehr, das Haus füllte sich, und Großpapa wünschte

sich ein Patriarchenalter, um nur all die Schätze von Liebe genießen zu können, welche jung und alt vor ihm ausbreitete, und an denen Balthasar reichlich teilnahm: uneigennütziger Liebe echtes Gold.

Schlitzohrig.

In Italien, wo es zwar keine warmen Kachelöfen giebt, wie bei uns, mit einer gemütlichen Ofenbank drum herum, sondern wo höchstens im offenen Kamin ein Holzfeuerchen flammt, an dem man sich vorne die Knie verkengen kann, indes sich hinten am Wams die Eiszapfen ansetzen, wo aber ein recht ungemütlich nasskaltes Novemberwetter bis in den Mai hinein nicht so selten ist, wie man bei uns in Deutschland glaubt, lehrte auch einmal in einem Wirtshaus an der Heer-

straße ein Mann ein, durchweicht und durchfroren, wie man es nur im Februar und in der Lombardei werden kann. Auf dem Herde prasselte nun recht lustig ein Feuer und er hätte sich gerne dran gesetzt, um sich die Pfoten etwas zu wärmen und die Kleider zu trocknen, aber, weil es gerade Feiertag oder sonst nichts zu thun war, saßen schon zwei, drei Dutzend Bauern drum herum, und dachten nicht daran, dem zähneklappernden Ankömmling Platz zu machen. Was thun? Auf's Bitten verlegte er sich nicht lange, denn er kannte seine Bappenheimer. Sondern er setzte sich ruhig abseits, ließ aber gar traurig den Kopf hängen und seufzte ein übers andermal leise, aber hörbar. Dies hörte endlich der Wirt, und er fragte ihn, was ihm begegnet wäre, oder fehle.

„Ach, Padrone,“ sagte der Gast, „mir ist was Leidiges passiert. Meine Geldbörse ist mir unterwegs aufgegangen, und so hab' ich an die zwanzig Lire verloren. Freilich kann es keine 3 Stunden weit her sein; denn in „Goldnen Hut“ zu Ponte San Pietro bin ich noch eingekehrt und hab' mein Schöppllein Roten bezahlt und alles war in Ordnung. Eine halbe Stunde drauf bin ich dann einmal abgestiegen und bei der Gelegenheit muß der Riemen aufgegangen sein. Ich möchte wohl gerne umkehren, aber mein Esel dauert mich und wer mag auch bei einem solchen Hundewetter hinaus?“ Dem draußen goß es rüstig weiter. „Wenn's aber aufgehört hat, so will ich mich tummeln!“

Noch während der Mann redete, drückte sich der erste der Bauern, und kaum nach 10 Minuten sah der Schlauberger allein beim Feuer und freude behaglich seine Beine aus, so lang er konnte. Draußen aber schnüffelten 25 aufgeregte Bauernnasen die Landstraße entlang, und fanden nichts als Pfützen, Kot und manchmal ein Häufchen Mist.



Da zeigte sie ihm zum erstenmale das Bild ihres Verlobten.

Edm. Wagner

Die rächende Hand. Erzählung von M. Barad.



Wenn man von Schaffhausen, an dem herrlichen Rheinfalle vorüber, dem Laufe des tiefgrünen Stromes folgend gegen Basel wandert, so gelangt man bei der Mündung der Wutach, des bedeutendsten Flusses des südlichen Schwarzwaldes, in unmittelbarer Nähe der freundlichen, altertümlichen Stadt Waldshut in den mittelalterlichen Albgan, welcher, durch den Lauf der Schwarz- und Schlucht in zwei Teile, die Grafschaften Stühlingen und Hauenstein, geschieden, einst den weit- und schön- und interessantesten Distrikt des ganzen Schwarzwaldes umfaßte. Der letztgenannte Teil insbesondere, die Grafschaft Hauenstein — das sogenannte Hohenland —, zeichnet sich durch wahrhaft großartige Naturschönheiten aus, die ihren Gipfelpunkt erreichen in dem herrlichen Albthal, das oberhalb der berühmten Abtei St. Blasien beginnend bis zu seiner Mündung ins Rheintal Partien aufweist, welche bei stets sich steigender Schönheit und Wildheit selbst von den bekanntesten Thälern der Schweiz nicht übertroffen werden. Außerdem aber ist das Albthal berühmt durch die körperliche Schönheit seiner Bewohner, deren eigentümliche malerische Tracht und ganz besonders durch die interessanten geschichtlichen Ereignisse, die sich während so mancher Kämpfe der Hauensteiner um ihre Rechte und Freiheiten im sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert daselbst abspielten.

Dieses herrliche Thal und dessen Umgebung ist der Schauplatz unserer nachfolgenden Erzählung.

Es war am Bartholomäustage, am 24. August des Jahres 1524, als in der am Hochgestade des Rheines gelegenen österreichischen Waldstadt Waldshut¹⁾ das Kirchweihfest gefeiert wurde. Alt und jung aus der näheren und ferneren Umgebung strömte deshalb dahin zusammen, ungeachtet — oder vielmehr gerade wegen — der Schwere jener besonders drückend auf den Bauern lastenden Zeit mit allen ihren unerschwinglichen Abgaben,

¹⁾ Der ganze Albgan erstreckte sich von der Mündung der Murg und an dieser aufwärts bis zum Feldberge, von diesem quer herüber nach dem Titisee und sodann dem Laufe der Wutach folgend bis zu deren Mündung in den Rhein. Dieser Strom selbst bildete die südliche Grenze.

²⁾ Es gab vier solche österreichischen Waldstädte: Lausen- burg, Säkingen, Rheinfelden und Waldshut. Großer Volkskalendar für 1893.

Zinsen und Fronen an das Gotteshaus St. Blasien, denn weitaus die meisten Bewohner des Hauensteinerlandes waren Zins- und Lehensleute dieser durch ihren Reichtum sprichwörtlich gewordenen Abtei.

Früher freilich war dies anders gewesen. Von vierundzwanzig Burgherren, die in der Grafschaft hausten, hatte keiner etwas anderes daselbst be sessen, als seine Eigengüter. Doch schon im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts war der letzte von ihnen mit Helm und Schild begraben worden und alle Güter des ausgestorbenen Adels waren durch Kauf, Schenkung oder Gewalt an St. Blasien übergegangen, während die seither von den Ritters geübte Schirmherrschaft des Ländchens an Osterreich kam, welches zugleich auch der Schirmherr der Abtei war. Dieses Doppelverhältnis aber wurde die Ursache vielen über das Land und seine Bewohner gekommenen Unglücks. Zwar thaten sich diese Waldleute alsbald, um sich der Uebel des damals herrschenden Faustrechts zu erwehren, in einen Bund zusammen, aus welchem sich schnell eine volkstümliche Selbständigkeit entwickelte. Dies war die sogenannte „Hauensteiner Einung“, an deren Spitze acht Einungsmänner, „die Achtmannen“, standen, welche aus ihrer Mitte „den Redmann“ (Spracher) zur Oberleitung der Bundesangelegenheiten erwählten. Diesen von den Herzogen von Osterreich, den Landesherren, anerkannten Einungsmännern gelang es längere Zeit, sich und den Bundesangehörigen die Rechte eines freien Volkes zu wahren. Insbesondere hatten sie es durchgesetzt, daß sie innerhalb der Grenzen der Einung ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre eigene Verwaltung und, wie alle freien Männer, das Recht zum Waffentragen hatten. Dies alles aber war mit der Zeit anders geworden. Manderlei Streitigkeiten zwischen dem Waldvolk und St. Blasien waren ausgebrochen, die jeweils unter gemeinsamer Beratung der Einungsmänner mit dem Repräsentanten des Schirmherrn, „dem Walddogt“, und jenem des Klosters, „dem Waldpropst“, geschlichtet werden sollten. Hierbei aber verstanden es die geistlichen Herren stets trefflich, den Walddogt für sich zu gewinnen und die gerechten Einwendungen der Achtmannen gegen die Annäherungen der Abte als Anfechtung gegen die Landeshoheit darzustellen. Stets fiel darum das Urteil gegen die Wälder aus, und so kam es, daß nach und nach ihre Freiheiten Stück für Stück verloren gingen und die Hauensteiner selbst zum weitaus größeren Teil Zins- und Dienstleute der Abtei wurden, welches milde Verhältnis die herrschsüchtigen Abte bald in vollständige Leibeigenschaft umzuwandern wußten.

Dies war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Stand der Dinge im „Hohenland“, wie man die Grafschaft spottend nannte nach der kurzen, schwarzen, gefälkelten Pump hose, welche daselbst zur Tracht der Männer gehörte und „Hose“ genannt wurde. Mehr und mehr verschlimmerten sich diese Zustände, denn immer weiter ging die Begehrlichkeit der geistlichen Herren, und zu allem schon vorhandenen Unglück erließ Kaiser Maximilian I. im Jahre 1507 eine neue „Walddordnung“, welche die Rechte des Volkes noch mehr beschränkte und dieses selbst in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältnis zu St. Blasien brachte. Als aber bald nachher die Reformation, von dem erleuchteten Waldshuter Pfarrer Valthasar Hubmeier gepredigt, auch ins Albthal drang und mit reizender Schnelligkeit wie in der Stühlinger Grafschaft so auch in Hauenstein Anhänger fand, da ergriff der erboste, fanatische Abt Johann — ein Bauernsohn von Bettmaringen bei Stühlingen, mit Namen Spielmann — die Gelegenheit, um

„die Hosen“ noch mehr und bis zur Unerträglichkeit zu drängen. Dies vermehrte natürlich die herrschende Erbitterung, und allgemein dachte man in Hauenstein an Selbsthilfe und Abschütteln des Joches, besonders nachdem die Stühlinger hierin Beispiel gebend vorgegangen waren. Dort hatte nämlich die Gemahlin des Landgrafen Sigismund von Lupfen um Johanni 1524, mitten in der Erntezeit — so berichtet die Billinger Chronik — eine Anzahl Bauern von ihrer Arbeit wegtreiben lassen, um für sie selbst Erdbeeren zu sammeln und — Schneckenhäuslein zum Aufwickeln von Faden aufzulesen. Dies erregte überall dumpfes Murren des Unmuts, und endlich kam die lange verhaltene Gärung in einem offenen Aufstand der gequälten Bauern zum Ausbruch. Rings um Stühlingen kündeten sie dem Landgrafen Fronen, Steuern und Lehenspflicht, scharten sich zusammen und fanden, ihrer sechshundert zu Schutz und Trutz vereint, einen Führer in Hans Müller von Vulgenbach.¹⁾ Dieser, ein vielerfahrener Kriegsmann, der die Feldzüge wider König Franz von Frankreich mitgemacht hatte, verstand das Kriegshandwerk gründlich und war überdies durch natürliche Beredsamkeit, Wit und Schlaubeit ein tüchtiges demagogisches Talent. Er verstärkte zunächst seine Schar mit Hilfe von ausgedienten Boten, welche überall den offenen Aufruhr gegen alle „Schloß- und Klosterherren“ predigen mußten, organisierte dann den ungeordneten Haufen militärisch und sammelte Geld, Waffen und Lebensmittel. Nachdem er aber in Zeit von wenigen Wochen seine Schar auf Zwölfhundert gebracht hatte, beschloß er einen Hauptstreich auszuführen und mit seinem ganzen Bauernhaufen unter dem Schein des Kirchweihbesuches nach Waldshut zu ziehen, um hier mit einem Schlage die von überallher zusammenkommenden Bauern zum Beitritt in den großen Bund zu bewegen. Diese seine Absicht hatte er vorher thunlichst verbreiten lassen, und darum strömte heute, an dem erwähnten 24. August, alles aus den Dörfern ringsumher nach Waldshut zusammen, um Hans Müller, den Retter und Befreier von so vielen Zwang und Glend, zu begrüßen.

Unter den vielen Hunderten von Bauern, welche der Ankunft des Vulgenbachers harzten, war besonders einer auffallend, ein Mann von athletischem Körperbau, der alle andern auf der Straße Stehenden reichlich um Haupteslänge überragte. Seine schönen, fast edel zu nennenden Gesichtszüge, das bis zur Schulter reichende pechschwarze Haar und der lange, auf die Brust herabwallende Vollbart, ferner die großen dunkeln Augen, die lange gerade Nase und die gebräunte Haut hätten ihn als echten Abkömmling des alemannisch-burgundischen Volksstammes der Hauensteiner erkennen lassen, auch wenn er nicht deren malerische Tracht — das Nutschenhemd, mit ausgelegter Krause um den entblößten Hals, das lange rote, unten mit einer breiten Goldborte eingefasste Bruststück, die faltenreichen Hosen und die weißen Strümpfe samt den mit roten Bändern zusammengehaltene Lederschuhen — getragen hätte. Diese Tracht, zu welcher sich noch eine mit Nittergold besetzte Pelzmütze und eine lange, heute übrigens der herrschenden Hige wegen über den Arm gehängte schwarze Tuchjacke gesellen, kennzeichnete ihn mit zweifelloser Sicherheit als „Hosen“, denn nur diese trugen dieselbe, während sich die Kleidung der benachbarten Gegenden wesentlich von ihr unterschied.

Der schöne riesige Mann war übrigens nicht allein.

¹⁾ Ein kleines, unweit Stühlingen gelegenes, der Abtei St. Blasien gehöriges Dorf.

An seiner Seite befanden sich zwei Frauen, welche sich durch ihre Tracht gleichfalls als Hauensteinerinnen bekundeten. Die ältere von ihnen, durchweg schwarz gekleidet — mit Ausnahme der roten Strümpfe, welche unter dem kurzen, bis zur Hälfte der Wade reichenden, goldbortierten Rock hervorliefen — verriet sich hierdurch als Frau oder Witwe, während die bunte Tracht der Jüngeren — das rote, mit schwarzen Sammetbändern und einem gestifteten Brustlatz gezielte Leibchen, der grüne „Tschopen“ (eine kurze ärmellose Jacke), der dunkelblaue Rock, die roten Latschenschuhe und die schwarze „Blunderkappe“ mit goldgesticktem Boden — sie als Mädchen, und der breite Gürtel von getriebenem Silber als wohlhabendes Mädchen kennzeichnete. In der That auch war dies der Fall, denn die etwa zwanzigjährige Hauensteinerin war die Tochter der älteren und diese selbst die Witwe des Joseph Tröndle zu Schlageten²⁾, der sich allen Lockungen der sanktblässigen geistlichen Herren zum Trost als freier Mann auf seinem freien Eigentum erhalten hatte und ihnen weder zinsbar noch leibeigen geworden war. Dies hatte freilich seinen besondern Grund. Während sich im Laufe der letztvergangenen hundert Jahre viele ehemals freie Grundbesitzer, um der den „Gotteshausleuten“ zustehenden Befreiung von mancherlei Lasten, insbesondere vom Kriegsdienste, teilhaftig zu werden, sich freiwillig dem Kloster zins- und lebenspflichtig gemacht hatten, war Tröndle weder selbst noch sein Vater und Großvater, die vor ihm auf der Mühle saßen, zu diesem Schritte genötigt gewesen. Alle drei hatten nämlich das gleiche körperliche Gebrechen, das sie zum Kriegsdienst untauglich machte, sie waren „buckelig“. Da aber der Kriegsdienst dem besitzenden Bauern oder Gewerbetreibenden die größte Last war, so zogen „die Buckelmüller“ vor, freie Leute zu bleiben, und der letzte Besitzer der schönen und großen Mühle besonders weigerte sich standhaft, in ein Höriigenverhältnis zur Abtei zu treten und dafür — wie dies z. B. sein Freund und Nachbar Hans Jehlin von Niedermühle³⁾ gethan hatte — seine Mühle als Erblehen für sein Geschlecht in Empfang zu nehmen. Der schlaue Buckelige, der damals gerade im Begriff war, mit Margarete Benz, einer gleichfalls freien Müllers-tochter von Immeneich, in die Ehe zu treten, hielt nämlich nicht für unmöglich, daß ihm entweder gar keine oder nur weibliche Kinder geboren würden. In beiden Fällen aber hätte die Abtei nach seinem Tode seine schöne Mühle als verfallenes Mannslehen zu Eigentum eingezogen und — „den Pfaffen“ gönnte er sie nicht. Die Folge zeigte auch, wie recht er gehabt hatte, denn es ward ihm in der Ehe wirklich nur diese einzige Tochter geboren, die wir in Begleitung ihrer Mutter als Gefährtin des riesigen Hauensteiners, ihres Verlobten, in Waldshut gesehen haben. Dieser selbst aber war kein anderer als Kunz³⁾, der Sohn des obengenannten Hans Jehlin, der gegenwärtige Besitzer oder vielmehr Erblehensträger der sanktblässigen Mühle zu Niedermühle.

Veronika Tröndle — die „Buckelmüller-Beri“, wie sie allgemein genannt wurde — war ein bildschönes Mädchen und paßte in jeder Beziehung zu ihrem stattlichen Bräutigam. Auch sie war von mehr als gewöhnlicher Größe und bei vollen, fast üppigen Formen von schlankem aber kräftigem Wuchs. Ihr Antlitz mit

¹⁾ Kleines, nur aus wenigen Häusern bestehendes Dörfchen oberhalb Immeneich, im Albthal.

²⁾ Ebenfalls kleines Dorf, unterhalb Immeneich.

³⁾ Abkürzung für Konrad.

den sanften, weichen Zügen hatte etwas „madonnenhaftes“ und verriet, wie auch ihre schönen lichtblauen Augen und ihr dichtes hellblondes Haar, das sie in zwei gewaltige, mit schwarzen Seidenbändern umwundene und über den Rücken hängende Zöpfe geflochten trug, ihre rein-alemannische Abstammung. Seit zwei Jahren schon war sie die Braut des Kunz. Ihr damals noch lebender Vater hatte auf ihre Bitten hin — denn sie liebte den prächtigen Burschen leidenschaftlich — in die Verlobung gewilligt, aber die Bedingung daran geknüpft, daß es Kunz gelinge — wenngleich durch erhebliche Geldopfer — seine volle persönliche Freiheit zurückzuerhalten und seine Mühle von der Lebenshoheit St. Blasien wieder abzulösen. Daraufhin hatte Kunz Jehlin alsbald sich persönlich in das Gotteshaus begeben, um den von seinem Vater abgeschlossenen Vertrag rückgängig zu machen. Aber alle seine Anerbietungen, die er unter Angabe der ihn bestimmenden Gründe machte, wurden ebenso wie seine Bitten von dem stolzen, herrschsüchtigen Abte Johann zurückgewiesen. „Er solle nur des Buckelmüllers Tochter heiraten“ — erwiderte er ihm mit rohem Hohne —, „dies wäre ihm ganz recht, denn es wäre der beste und sicherste Weg, endlich auch die Schläger Mühle in die schon lange angestrebte Lehensherrschaft des Klosters zu bringen — von allem andern aber, namentlich einer Aufhebung seines eigenen Lebensverhältnisses, könne nicht die Rede sein.“ Dabei blieb der berzlose Abt, und als Kunz traurig mit diesem trostlosen Bescheid heimkehrte, blieb auch der Buckelmüller fest bei seinem Worte stehen und ließ sogar bei seinem bald nachher erfolgenden Tode sein Weib schwören, daß sie nicht eher in die eheliche Verbindung der beiden willigen wolle, bis seine Bedingung erfüllt, bis Kunz ein in jeder Beziehung freier unabhängiger Mann geworden wäre.

Seither — seit Tröndles Tode nämlich — waren anderthalb Jahre vergangen und die Vereinigung der beiden Liebenden war noch immer nicht möglich geworden, denn einen wiederholten Versuch Kunz Jehlins, seine Mühle abzulösen, hatte der Abt ebenso schroff abgewiesen wie den ersten, und Frau Margarete hatte hierauf in gewissenhafter Erfüllung des ihrem verstorbenen Gatten geleisteten Eides hartnäckig ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung des Paares verweigert. Da hatte Kunz vor wenigen Wochen erst, als das Vorgehen der Stühlinger gegen ihren Zwingherrn anfang bekannt zu werden, es unternommen, nochmals vor den Abt zu treten, fest entschlossen, wenn es seinen Bitten nicht gelingen sollte, seinen Wünschen geneigtes Gehör zu verschaffen, die Erfüllung derselben nach dem von den Bauern der Nachbar-Grafschaft gegebenen Beispiel zu erreichen. Als daher Abt Johann, der ihn im Refektorium ¹⁾ im Kreise seiner beim Mahle versammelten Mönche empfing, seiner nun zum drittenmal vorge-

brachten Bitte gegenüber abermals unzugänglich blieb und ihm sogar in barscher Weise verbot, ihn jemals wieder in dieser Angelegenheit zu behelligen, da übermannte den wackeren Hauensteiner sein gerechter Zorn. Er schlug mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch, daß der fromme Prälat und die übrigen Gottesmänner erschrocken aufsprangen, und rief laut, daß es durchs ganze Refektorium schallte: „Wohlan, Herr Abt, ich habe — Gott sei mein Zeuge — alles gethan, was möglich war, um in Frieden eine Einigung mit Euch zu erlangen, doch Ihr habt alle meine Anerbietungen und Vorschläge zurückgewiesen. Auf Euer Haupt komme darum, was ich nunmehr zu thun gezwungen bin. Höret deshalb: Hiernit künde ich Euch die Lehenspflicht, verweigere alle Steuern, Zinsen und Abgaben an Euer Kloster und erkläre mich für frei, vollkommen frei und unabhängig von Euch! — Lebt wohl, Herr Abt, — Ihr habt es so gewollt!“

Mit diesen Worten wandte sich Kunz, um zu gehen. Aber der vor Schreck und Staunen anfänglich sprachlose Abt hatte sich inzwischen erholt. „Ha, frecher Bauer,“ schrie er wütend, „das sollst du büßen! Ergreift ihn, Brüder, und macht ihn dinafest!“



Zwei von ihnen saßte er und schleuderte sie unter den Tisch.

Sechs Mönche stürzten sich, dem Gebote ihres Oberhauptes gehorchend, auf den kühnen Müller. Aber der Kiese schüttelte sie von sich ab wie Fliegen. Zwei von ihnen jedoch, die sich ihm nochmals entgegenzustellen wagten, saßte er und schleuderte sie unter den Tisch, daß sie vermeinten, den Gesang der Engel im Himmel zu vernehmen, und stöhnend um Hilfe riefen. Da verging den andern die Luft, den gewaltigen Mann bändigen zu wollen. So gewanner den Ausgang,

und ehe die feisten Gottesmänner in'stande waren, ihm nachzusetzen oder die Klostersknechte zu seiner Verfolgung herbeizurufen, war er hinweggeißelt.

Ungefährdet kam Kunz Jehlin auf seiner Mühle an, und jetzt war es sein erstes, daß er vor die Bauern seiner Heimat trat und — wie dies die Emissäre des Bulgenbachers gethan hatten — von Dorf zu Dorf zog, überall erzählend, was er gethan, und seine Landsleute zu gleichem Abschütteln des verhassten drückenden Joches auffordernd. Und jubelnd hörten ihn überall die Bauern, und als der Abt von St. Blasien Reisige und Knechte sandte, um den fecken Müller zu greifen, da standen sie alle wie ein Mann für ihn auf, rissen die Mannen des verhassten Klosters von den Pferden und schidten sie braun und blau geschlagen wieder heim. Einige Tage später aber traten die Bauern der ganzen Einung Wolpadingen, zu welcher das Dorf Niedermühle, die Heimat Jehlins, gehörte, zusammen und wählten ihn zu ihrem Einigungsmeister. In den drei andern Einungen „ob der Alb“ ¹⁾ und sämtlichen „unter der Alb“ wurde

¹⁾ Die gesamte Einung zerfiel von Westen nach Osten in das Land „ob der Alb“ und „unter der Alb“, mit je vier einzelnen Unter-Einungen, welche nach deren Hauptorten be-

¹⁾ Diesen Namen hat der Speisesaal in den Klöstern

der kühne Müller sogar zum Redmann ausgerufen, und auf seinen Antrag sandten alle Gemeinden, welche St. Blasien zins- und lebenspflichtig waren, einen förmlichen Abjagebrief an das Kloster und erklärten sich gleich ihrem Redmann für frei und unabhängig.

Dies alles war, wie bereits erwähnt, nur kurze Zeit vor dem Waldshuter Kirchweihfest geschehen. An diesem Tage aber, an welchem Hans Müller von Bulgenbach zur Verbrüderung mit der Hauensteiner Bauernschaft nach Waldshut kommen wollte, hatte sich Kunz Jehlin mit den Achtmannern und je drei Mann jeder Einung dahin aufgemacht, um als Vertreter dieser die Verbrüderung mit den Stühlingern zu vollziehen. Außerdem aber hatte Kunz seine Braut und deren Mutter nach der Waldstadt mitgenommen, denn gleich den meisten Albthalbewohnern hatten auch er und die beiden Frauen sich dem neuen, von Balthasar Hubmeier gelehrten Glauben zugewandt, und in diesem wollte er sich heute mit seiner geliebten Veri trauen lassen, denn jetzt endlich, nachdem Kunz „ein freier Mann“ und sogar Redmann geworden war, hatte Frau Margarete ihre Einwilligung zur Vermählung des glücklichen Paares gegeben. Darum sollte Kunz nur erst seine „Geschäfte“ mit dem Bulgenbacher erledigen, dann aber wollte die Buchelmüllerin ihrer Tochter die wirtengeschmückte „Braut-chapel“¹⁾ aufsetzen, um sie gemäß der Landessitte am Altare mit dem Geliebten zu vereinen.

Endlich, nach langem Warten, traf der Führer der Stühlinger Bauernschaft an der Spitze seiner zwölfhundert Mann starken Schar in Waldshut ein, denn zu den erstempörten Hörigen und Leibeigenen des Grafen von Puyren hatten sich inzwischen auch die Bauern des Grafen Rudolf von Sulz, ferner die des Freiherrn David von Landeck und die Hinterfassen²⁾ von St. Blasien aus den Gegenden zwischen dem Schluchsee und der oberen Butach hinzugesellt. Jubelnd wurde Hans Müller, der, in einen roten Mantel gehüllt, ein Barett der gleichen

Farbe auf dem Kopfe, die schwarz-rot-gelbe Reichsfahne in der Faust, auf dem mit Laubwerk, Blumen und bunten Bändern geschmückten „Zierwagen“ saß³⁾, als Retter und Befreier aus Not und Bedrängnis nicht allein von den Bauern begrüßt, sondern auch von der Einwohnerschaft der Waldstadt, welche als Anhänger der Reformation durch ihn von Oesterreichs Herrschaft loszukommen hoffte. Darum fiel es dem Bulgenbacher, der ebenfalls Befreier der neuen Lehre war, nicht schwer, sich Gehör zu verschaffen, als er, auf dem Marktplatz angelangt, seinen Wagen halten ließ und von ihm herab zu der nach Tausenden zählenden Menge sprach.

„Liebe Brüder,“ rief er, „wider göttliches und menschliches Recht ist dem gemeinen Mann in Städten und auf dem Lande von geistlichen und weltlichen Herren

großer Druck und Beschwerde auferlegt worden. Immer soll er zinsen und zahlen; des Schindens und Schabens an ihm ist kein Ende. Der Bauer besonders hat darunter zu leiden, denn als Höriger oder Leibeigener seines Herrn ist er um seine Freiheit betrogen und mit Lasten geradezu überladen. Ihrer Tausende und aber Tausende nagen mit Weib und Kind am Hungertuch, während die Adligen in ihren Schlössern und ebenso die Mönche in ihren Klöstern und Pfaffenstüpfende Irliche ihres Schweißes verprassen. Ginge es so fort, so müßte noch der ganze Bauernstand und überhaupt alle gemeinen Leute an den Bettelstab kommen, denn stets sinnen unsere sogenannten Herren auf neue Steuern, Abgaben und Lasten. Zu der Schatzung, den Zehnten, Quart, Grund- und Lebenszinsen, den Leibeigen-



Jubelnd wurde Hans Müller als Retter und Befreier begrüßt.

schaftsabgaben, Frondiensten und vielen andern Lasten, welche dem Bauern bisher schon auferlegt waren und ihn zwangen, so raubtes Brot zu essen, daß es nicht einmal seine Hunde anrühren, sind nunmehr auch noch der Wildbann, die Jagdfron und die Wildsteuer³⁾ hinzugekommen. Dazu verweigert man ihm die Benützung

¹⁾ Historisch.

²⁾ Unter dem Namen „Wildbann“ nahm man dem Bauern das Recht, selbst seine Felder gegen die Verwüstungen des Wildes zu schützen; unter der Bezeichnung „Jagdfron“ legte man ihm die Last auf, die Garne zum Jagen des Wildes beizuführen und letzteres den Jägern zuzutreiben; unter dem Namen „Wildsteuer“ endlich wurde ihm dafür, daß der Grundherr das Wild wirklich wegfinde und die Felder nicht mehr von ihm verwüsten lasse, noch eine besondere Abgabe auferlegt.

nannt waren. Die „ob der Alb“ hießen: 1) Dogern, 2) Birdorf, 3) Wolpadingen und 4) Höchenschwand. Die „unter der Alb“ hießen: 1) Gerweil, 2) Ridenbach, 3) Hochsal und 4) Murg.

¹⁾ Diesen Namen trägt im Hauensteiner-Land der eigentümliche Kopfschmuck der Bräute.

²⁾ Es bezeichnet dieser Ausdruck Leute, die ohne geschlossene Güter, nur mit einem Haus oder einzelnen Feldern angelesen sind.

der Zinswälder zu Bau-, Brenn- und Koblholz samt allen anderen früheren Gerechtigkeiten, denn der Bauer ist ja rechtlos gegenüber der Grundherrschaft, dem Adel und der Pfaffenheit. Dies kann und soll nicht länger mehr so fortgehen! Wir wollen jenen, die sich unsere Herren nennen — nicht weil sie es nach Gottes Willen sind, sondern weil sie sich selbst dazu gemacht haben — nicht länger mehr gehorchen. Keinen andern Herrn wollen wir mehr haben, als den Kaiser; ihm allein wollen wir unsern Tribut geben und außer ihm niemand! Wir sind es müde, den Herren vom Adel die Hunde zum Jagen zu machen und uns fernerhin von ihnen und den Pfaffen zu St. Blasien und andern Klöstern schänden und plagen zu lassen!"¹⁾

Jubelnder Beifall von allen Seiten folgte diesen aufreizenden Worten. „Recht so, Bruder Hans," rief einer ihm zu, „wir wollen selbst Jäger sein und die Adligen hegen!"

Lautes Lachen erscholl, das sich noch steigerte, als ein anderer rief: „Und den Pfaffen wollen wir statt der Kutte das eigene Fell über die Ohren ziehen!"

„Und den Rittern wie den Mönchen die Zinsen und Steuern nur mehr in vollwichtigen Hieben auszahlen!" schrie ein dritter unter nochmaligem jubelnden Beifall, der jedoch sofort verstummte, als Hans Müller die Hand erhebend kund that, daß er weiterprechen wolle.

„Liebe Brüder!" begann er wieder, als vollkommene Stille eingetreten war. „Ich sehe und höre zu meiner Freude, daß ihr alle gleich mir der Ansicht seid, es müsse anders werden. Höret denn, was für Gerechtigkeiten und Freiheiten wir meiner Meinung nach zu erlangen bestrebt sein müssen.

Wir müssen vor allem das Recht erhalten, uns künftig in den Gemeinden selber unsere Pfarrer zu wählen, Männer, die ein Herz für das arme Volk haben und ihm Gottes Wort lauter nach dem Evangelium verkünden! — Des ferneren muß die Leibeigenschaft abgeschafft werden, denn wir sind ebenfogut wie die Vornehmen nach Gottes Ebenbild als freie Menschen geschaffen und Christus hat uns alle ohne Unterschied durch sein kostbares Blut erlöst! — Der Vogel- und Fischfang muß für den Bauern frei sein, desgleichen auch die Jagd, denn es ist nur gerecht und billig, daß das Wild, welches sich auf seinen Feldern und Wiesen ernährt, ihm auch verfällt und ihm gehört, so er es zu erlegen vermag! Mit dieser Freigebung jeglicher Jagd wäre natürlich auch die Befreiung von Wildbann und Wildsteuer verbunden! — Die Gemeinden müssen wieder, wie früher, eigene Waldungen haben, die dem gemeinen Mann seinen Bedarf an allen Arten von Holz liefern! — Aller Frondienst muß aufhören! — Der Zins auf Lehngüter soll künftig nach Billigkeit geschätzt werden, damit wir nicht wie bisher den Grund und Boden nur zum Vorteil der Lehensherrschaft bebauen! — Endlich muß der Brauch aufhören, welcher »der Todfall« heißt, damit die Erben eines Verstorbenen nicht mehr wie seither einen Teil ihrer Erbschaft und das beste Stück Vieh aus ihrem Stall — »das Besthaupt« — an die Herrschaft abtreten müssen, wodurch Witwen und Waisen schändlich beraubt werden! — Dies und noch mehr, liebe Brüder, sollten wir, meiner Meinung nach, zu erlangen trachten. Seid auch ihr dieser Ansicht?"

„Ja, ja!" jubelte der Haufe. „Frei wollen wir sein — freie Männer auf freiem Eigentum — niemand hörig — niemand zins- und tributpflichtig als dem

Kaiser! So soll es sein — so soll es bleiben bis in alle Ewigkeit!"

So schrien die Bauern jubelnd und ihre eisenbeschlagenen Stöcke schwingend durcheinander. Hans Müller aber gebot abermals durch Erheben seiner Hand Stille und fuhr dann zu sprechen fort: „So soll es sein und bleiben bis in alle Ewigkeit — ja, liebe Brüder, aber um es zu erlangen, was wir erstreben, müssen wir alle fest zusammenstehen und zusammenhalten in Einigkeit und Treue. Darum wollen wir uns zusammen thun in eine christliche Vereinigung — eine evangelische Brüderschaft¹⁾ — und gemeinsam beraten, was Not thut. Dies wollen wir dann in eine Schrift zusammenfassen, welche überallhin an unsere seitherigen weltlichen und geistlichen Bedrücker versendet werden muß, mit der Aufforderung, freiwillig zu geben, was wir als unser Recht verlangen. Thun sie dies, so ist's gut und sie mögen unbehelligt bleiben; thun sie es aber nicht," — fügte er dann mit erhobener Stimme und drohender Gebärde bei — „so werden wir mit gewaffneter Hand wider sie ziehen, ihre Schlösser und Klöster brechen und sie zerstören von Grund aus, denn von ihnen ist uns aller Zwang und alles Verderben ausgegangen und erwachsen!"²⁾

Da erbrauste abermals nicht enden wollender Beifall ringsum. Alles erklärte seinen Beitritt zu der „evangelischen Brüderschaft".

Als der ersten einer trat Kunz Jehlin zu Hans Müller heran und verlobte sich ihm mit Wort und Handschlag für seine Verlon und im Namen sämtlicher Hauensteiner Einungen als deren Redmann.

Wohlgefällig ruhten des Vulgenbachers Blicke auf der riesigen Gestalt Jehlins. „So bist du der Müller von Niedermühle, der zu St. Blasien die Pfaffen unter den Tisch geschleudert?" sprach er. „Sei mir gegrüßt, Bruder! Mir scheint, du bist der rechte Mann und hast die rechte Art, mit Widerspenstigen zu reden. Holla, es wird noch mehr solcher Arbeit, wie du sie gemacht, für dich geben: ich bin dir gut dafür!"

Lachend erwiderte Kunz den Händedruck des Oberanführers der Bauernschar und tauschte mit ihm den Bruderkuß. Dann aber wandte er sich zu Frau Margarete und Peri mit den Worten: „Nun kommt zur Kirche, der Pfarrer wartet!"

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Vorgehen der Stühlinger und Hauensteiner Bauern, und wo sie bekannt wurde, in näherer und fernerer Umgebung, am Rhein und am Bodensee, im Hegau und Breisgau, im Sundgau und Elsaß, im Odenwald und in ganz Schwaben, erhoben die Bauern gleichfalls die Fahne des Aufbruchs, um sich von dem auf ihnen lastenden Joch zu befreien.

Erschreckt über die Ausdehnung, welche die Empörung des sonst so friedlich und geduldig gewesenen „Bauernvolkes" angenommen hatte, kamen jetzt die Fürsten, Bischöfe und die 22 Städte, welche zusammen den schwäbischen Bund bildeten, überein, zunächst — da es ihnen an Macht gebrach, die riesige Masse der Aufbrüher zu bekämpfen — den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, einen wegen seiner Feilseligkeit und Milde bei den Bauern allgemein beliebten Herrn, an sie zu entsenden, um sie durch gütliche Worte zu beruhigen. Diese Sendung hatte auch wirklich den gehofften Erfolg, wenigstens in soweit, daß sich die Bauern durch seine Versprechungen

¹⁾ Unter diesem Namen wurde der Bauernbund gegründet.

²⁾ Eigene Worte Hans Müllers.

¹⁾ Die eigenen Worte Hans Müllers.

vorerst von allen Gewaltmaßregeln abhalten ließen. Unter den Waffen aber blieben sie und in einer öffentlichen Versammlung stellten sie nun die unter dem Namen der „Stühlinger Bauernartikel“ ¹⁾ bekannte Zusammenstellung ihrer Forderungen auf, von deren bedingungsloser Annahme seitens der weltlichen und geistlichen Herren sie das Niederlegen der Waffen abhängig machen wollten. Diese Artikel lauteten folgendermaßen:

„Zum ersten wollen wir den Herren weder hagen (hegen) noch jagen; alles Gewild, Wasser und Vogel sollen frei sein.

Zum zweiten wollen wir das Recht haben, unsere Hunde frei laufen zu lassen, ohne ihnen Bengel anhängen zu müssen.

Zum dritten wollen wir berechtigt sein, Büchsen und Armbrust frei tragen zu dürfen.

Zum vierten sollen Jäger und Forstmeister keine Gewalt mehr über uns haben und uns nicht mehr strafen dürfen. Zum fünften wollen wir den Herren nicht mehr Mist führen.

Zum sechsten ihnen nicht mehr mähen, schneiden, hauen, Heu machen oder Getreide und Holz fahren.

Zum siebenten wollen wir der schweren Märkte und Handwerke entbunden sein.

Zum achten soll kein eines Frevels Beschuldigter mehr gefürmt oder geblockt werden dürfen, wenn er verbürgen kann, daß er sich zu Recht stellen werde.

Zum neunten soll man fortan weder Steuer, Schätzung noch Umgeld von uns fordern dürfen, es wäre denn zu Recht erkannt.

Zum zehnten wollen wir kein Bauhorn mehr geben, auch nicht mehr zur Fron zu Acker geben.

Zum elften soll künftig niemand mehr gestraft werden dürfen, wenn er ohne Erlaubnis des Gutsheeren heiratet.

Zum zwölften soll kein Herr das Gut eines Selbstmörders nehmen dürfen.

Zum dreizehnten überhaupt keinen beerben, so lange noch Verwandte vorhanden sind.

Zum vierzehnten muß Abzug und Vogtrecht abgeschafft werden.

Zum fünfzehnten soll jedermann, der Wein im Hause hat, ihn ungestraft ausschenken dürfen.

Zum sechzehnten soll ein Vogt, wenn er einen eines Frevels wegen belangt, ihn ohne gute Beweise und Zeugen nicht strafen dürfen.“

Diese in ihren Forderungen sehr mild gehaltenen Artikel wurden — trotz des Widerspruchs des Vulgenbachers, der nebst einer Anzahl kampflustiger Schreier viel schärfere Forderungen gestellt wissen wollte — von der Mehrheit der Bauern angenommen, denn im allgemeinen begien sie den Wunsch und die Hoffnung, auf dem Wege des Vergleichs mit den Herren zu ihrem Rechte zu gelangen. Auch Kunz Zehlin machte sich zum Vertreter dieser Ansicht, denn er war ein rechtlich denkender Mann und glaubte zuversichtlich, daß allzu scharfe Forderungen keine Aussicht auf Genehmigung seitens der Herren hätten und der Sache der Bauern eher schädlich als nützlich sein würden. Er für seine Person hätte zwar gerne als erste aller Forderungen die Aufhebung der Leibeigenschaft ²⁾ und die vollständige persönliche Frei-

heit der Hörigen; und Zinsbauern aufgestellt gesehen, aber er drang merkwürdigerweise mit seiner warmen Bestürmung dieses Verlangens nicht durch; der großen Masse war es eben weniger um die persönliche Freiheit, die sie nicht zu schätzen wußte, zu thun, als um den Verschluß ihres Säckels, um das Nichtmehrzahlen-

missen. Die in ihrem Besitzstand und „ihren Rechten“ schwer bedrohten Adligen und Herren machten etwas bedenkliche Gesichter, als ihnen obige Forderungen der Bauern zuzingen. Aber sie dachten nicht daran, ihnen ihre Genehmigung zu erteilen. Ihre scheinbare Nachgiebigkeit entsprang einzig ihrer augenblicklichen Verlegenheit, denn obwohl sie sich alsbald nach Ausbruch der Unruhen an ihre verschiedenen Schirmherren, insbesondere an den Erzherzog Ferdinand von Osterreich ¹⁾ um Hilfe gewendet hatten, wußten sie doch recht gut, daß sie auf eine solche zunächst nicht rechnen durften. Der deutsche Kaiser Karl V. befand sich damals in Deutschland aufgebrachte Kriegsvolk befand sich in Italien, wo man einer entscheidenden Schlacht entgegen sah. Gegen die auf rührerischen Bauern waren also für den Augenblick so gut wie gar keine Truppen verfügbar. Die einzige Taktik der gefährdeten Herren bestand daher darin, daß sie suchten, Zeit zu gewinnen und die Bauern durch Versprechungen hinzuhalten, bis der entscheidende Schlag in Italien gefallen und ein Heer zu ihrer Bekämpfung frei geworden wäre. Und es gelang ihnen wirklich, die treuerzigen Bauern — wir sprechen hier natürlich nur von jenen des Schwarzwaldes und der Grafschaft Sauerstein — von Feindseligkeiten während des ganzen Winters abzuhalten, obwohl sie ungestört die Herren des Landes waren ²⁾. Nach dem Winter aber, im nächstfolgenden Frühjahr, ward dies anders. Die Besiegung und Gefangennahme des französischen Königs Franz I. in der Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525 hatte endlich Truppen verfügbar gemacht, und der Erzherzog und ebenso der schwäbische Bund rüsteten jetzt mit Macht gegen die Bauern. Diese Thatsache und der Umstand, daß der Aufstand inzwischen immer größere Dimensionen angenommen und sich nunmehr auch über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis Steiermark und Ungarn hin verbreitet hatte, machte der anfänglichen Zurückhaltung der Schwarzwälder Bauern ein Ende. Jetzt, als sie merkten, daß sie mit Wassengewalt ins alte Loch zurückgetrieben werden sollten, gerieten sie in wilde Wut und äusberten diese in Mord, Brand, Zerstörung und Grausamkeit aller Art. Kirchen, Klöster, Schlösser und Herrenhäuser in großer Zahl wurden gebrochen, geplündert oder den Flammen preisgegeben, und wer

¹⁾ Es ist dies der jüngere Bruder Kaiser Karls V. und nachmalige Kaiser Ferdinand I. Ihm war für die Dauer der Abwesenheit seines Bruders die Leitung der deutschen Angelegenheiten übertragen.

²⁾ Die Chroniken jener Zeit berichten uns nur von Zügen einzelner Abteilungen des von Hans Müller von Vulgenbach geleiteten Bauernheeres nach dem innern Schwarzwald, nach Vachheim, Kößlingen, Lenzkirch, Neustadt, Böhrenbach, ins Brigach- und Bregthal, nach Bräunlingen und Donaueschingen. Ebenso sprechen sie von solchen an den Bodensee. Aber sie hatten nur den Zweck, die Bauern jener Gegenden zum Beitritt in die „evangelische Brüderchaft“ und zum Anschluß an ihr Heer zu bewegen. Gewaltthätigkeiten fanden in dieser Zeit nicht statt; die Bauern wurden überall gut aufgenommen und bewirtet. Nur die Stadt Balingen schloß ihre Thore und wies sie mutig ab.

¹⁾ Sie wurden den später von der gesamten empörten Bauernschaft aufgestellten „zwölf Artikeln“ zu Grunde gelegt.

²⁾ Diese Forderung wurde als dritte in die späteren „Zwölf Artikel“ aufgenommen. Es hieß dort: „Die Leibeigenschaft hört ganz auf, denn sie widerspricht der Erlösung der Menschen durch Christum. Doch hebt diese christliche Freiheit den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit nicht auf.“

immer von ihren feitherigen Bedrückern den Bauern in die Hände fiel, der war verloren.

Aber noch vermochten sich die Truppen des Erzherzogs, wie das vom schwäbischen Bund unter dem Befehl des Georg Truchseß von Waldburg aufgestellte Heer nicht gegen die Schwarzwälder zu wenden. Es gab anderwärts Wichtigeres zu thun. Der Oberfeldherr des schwäbischen Bundes, „der Bauernjörg“, — wie der Truchseß wegen seiner Siege über die Bauern später genannt wurde — mußte sich zunächst gegen die schwäbischen Aufständischen wenden. Er schlug diese im Monat März bei Etchingen, Leibheim und Wurzach und stellte durch diese Siege die Ruhe im Allgäu und am Bodensee rasch wieder her. Dann aber mußte er nach Nordschwaben ziehen, wo die Bauern Weinsberg erklümt und den Grafen von Helfenstein grausam gemordet hatten. Ihn zu rächen, sah der Truchseß daher als seine nächste Aufgabe an.

Über diesen Abmarsch des gefürchteten Feldherrn und seines Heeres schwoll dem Oberanführer der Schwarzwälder Bauernhaufen der Kamm. Hans Müller hatte mit Bestimmtheit erwartet, der Truchseß werde sich nach seinen Siegen im Schwabenlande nunmehr gegen ihn wenden. Da dies nicht geschah, so beschloß er, die ihm gedönnnte Frist zu einem Zuge in den Breisgau zu benutzen, um Rache an „den Herren“ zu nehmen, sich mit den Aufständischen jener Gegenden und den aus der „oberen Markgrafschaft“¹⁾ wie auch von der Ortenau her anrückenden Bauernhaufen zu vereinigen und gemeinschaftlich mit ihnen vor die feste Stadt Freiburg, die als „besonders heftig gegen die Bauern“ verschrien war, zu ziehen. Von Bonndorf, wo am 9. April die Hegauer unter ihrem Hauptmann Hans Venker zu ihm stießen, marschierte er über Hüfingen, Bräunlingen und Donaueschingen nach Wolterdingen und Böhrenbach, wandte sich von hier über St. Georgen und Triberg nach Furtwangen und gelangte endlich über St. Peter und St. Märgen ins Dreisamthal. Überall auf seinem Wege zwang er die Bauern, sich ihm anzuschließen, überall erklümt, plünderte und verbrannte er die Burgen und Schlösser der Adligen, so namentlich Zindelstein, Neufürstenberg, das Triberger Schloß und die Burg Wisneck.

Kunz Zehlin, welchen inzwischen die Hauensteiner zu ihrem Führer und Hauptmann gewählt hatten, beteiligte sich mit seinen Bauern nicht an diesem von Hans Müller unternommenen Zuge. Er schämte sich solcher Unternehmungen, deren Hauptzweck ihm das Sengen und Brennen, Rauben und Morden zu sein schien. Er hatte dies auch dem Vulgenbacher offen erklärt und sich infolge davon vollständig mit diesem Oberanführer entzweit. Um sich zu rächen, befahl Hans Müller ihm daraufhin, einen selbständigen Zug nach St. Blasien zur Bestrafung und Brandschatzung der Mönche zu unternehmen, weil ihr Abt gewagt hatte, in einem aufgefangenen Briefe an den Truchseß um dessen schleimige Hilfe gegen „das Schwarzwälder Viehvolk“ zu bitten. Dieses Ansuchen konnte der wadere Kunz um so weniger zurückweisen, als der Oberanführer ihm gedroht hatte, ihm im Weigerungsfalle einen Pfahl vor die Thüre schlagen²⁾ und ihn selbst als Feind der

Bauern behandeln zu lassen. Er erklärte sich darum zu dem Zuge bereit, aber im Herzen schwor er sich zu, dessen Folgen für das Kloster nach Kräften zu mildern und besonders zu verhüten, daß ebenfalls ein „Raubzug“ daraus werde.

Bei sich erwägend, wie er dies am besten bewerkstelligen könne, saß er an einem der letzten Apriltage nach eingenommenem Mittagmahl vor der Thüre seines Hauses und schaute in die Wellen der spiegelklaren Alb, welche schäumend und brausend mit gewaltiger Kraft das große Schaufelrad seiner Mühle in stetige, gleichmäßige Umdrehung und das Werk selbst in Gang brachten. Aber der Müller sah weder das Drehen des Rades, noch hörte er das lustige Klappern der Mahlgänge; den Kopf in die Hand gestützt, sah er nachdenklich vor sich hin und grübelte, wie er seiner beschworenen „Bundes-Bruderspflicht“ nachkommen und doch dabei das der schönen Abtei drohende Unheil abwenden könne. Da trat leise sein junges Weib zu ihm heran, schlang sanft den Arm um seinen Nacken, und scherzend mit der Hand über seine gefurchte Stirn streichend, fragte sie nach der Ursache seiner Sorgen.

Und Kunz blickte auf in das liebeliche Antlitz und die treuen Augen seiner Veri und — wie eine Eingebung des Himmels kam ihm der Gedanke, sie, sein mit innigster Liebe an ihm hängendes waderes Weib, als Werkzeug zur Rettung des Klosters und der Mönche zu benutzen. Sanft zog er sie an seine Seite auf die Bank und erzählte ihr von dem ihm gewordenen Auftrag, den er widerwillig, seines ihm gebundenen Eid wegen auszuführen gezwungen sei. „Aber, bei Gott, — schloß er — ich will nicht zum Räuber und Mordbrenner werden, wie der Vulgenbacher. Du, liebes Weib, kannst mir beistehen, daß ich's nicht gegen meinen Willen werden muß. Gehe hin nach St. Blasien, teile dem Abt in heimlicher Unterredung mit, was dem Kloster droht, und fordere ihn auf, auf die Rettung der Mönche und des Klosterichthes bedacht zu sein!“

Und das schöne junge Weib schmiegte sich, strahlend vor Glück, an die gewaltige Brust ihres Gatten, küßte ihn und sprach: „Braver, reblicher Mann, gern will ich thun, was du wünschst — und Gott führe es für die Mönche, für dich und uns alle zu einem glücklichen Ende!“

Rasch eilte sie nach diesen Worten ins Haus, und nach wenigen Augenblicken kam sie, in ein Tuch gehüllt, die Minderkappe auf dem Kopfe, zum Marsche gerüstet, zurück, denn augenblicklich, ohne eine Minute zu zögern, wollte sie thun, wie ihr Gatte ihr aufgetragen hatte.

Kunz schloß sie in die Arme und küßte sie. „Geh mit Gott,“ sprach er zu ihr. „Er wird's dereinst vergelten, was du jetzt thust, an dir und — an unserem noch ungeborenen Kinde!“

Glücklich lächelnd blickte ihm Veri ins Antlitz. „Und an dir selbst,“ entgegnete sie, „an dir, dem besten aller Männer! Leb wohl, Kunz — und auf frohes Wiedersehen!“

Abt Johann von St. Blasien saß gerade bei seinem gewohnten Vespertunke, als ihm gemeldet wurde, daß ihn das Weib Kunz Zehlins zu sprechen wünsche. Unwirsch — er war zu solcher Zeit und bei der ihm obliegenden Beschäftigung nicht gerne gestört — verweigerte der Abt die nachgesuchte Audienz mit dem Bedenken, er kenne kein „Weib“ seines Lebensmüllers, denn die von einem keiserlichen Priester ohne seine Erlaubnis ihm verbundene Person lebe nicht in rechtmäßiger Ehe, sondern im Konkubinat mit ihm.

¹⁾ So wurden die dem Markgrafen Ernst von Baden gehörigen Herrschaften Röteln, Sausenberg und Badenweiler genannt.

²⁾ Es war dies das Zeichen, daß der Bewohner mit dem „weltlichen Bann“ belegt sei. Er durfte bei Todesstrafe die Grenze dieses Pfahles nicht überschreiten.

Das wackere Weib verschluckte die ihr zugefügte Beleidigung und trug dem Laienbruder ¹⁾, der sich zum Überbringer derselben gemacht hatte, auf, dem Abte zu sagen, sie komme nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern in solchen des Klosters, und zwar hänge die Wohlfahrt der ganzen Abtei und das Leben aller ihrer Bewohner davon ab, ob sie gehört werde oder nicht. Da stante der stolze Abt und befahl, das Weib vorzuführen.

Und wie froh war er später, daß er sich hiezu herbeigelassen und seinen Bespertrunk unterbrochen hatte! Die Mitteilungen der wackeren jungen Frau waren so ernster Art, daß er sogar versäumte, zu letzterem zurückzukehren, sondern alsbald nach der „gnädigen“ Entlassung Beris die Brüder versammelte und sie von der drohenden Gefahr unterrichtete. Da war der Schrecken groß und des Jammerns kein Ende. Die verzagten Mönche schlugen sogleich vor, zur Kirche zu gehen und in gemeinsamem Gebete Gott um Abwendung der Not und Gefahr zu bitten. Aber Abt Johann war ein ebenso praktischer als energischer Mann und deshalb der Ansicht, man dürfe jest keine Zeit mit „unnützen Dingen“ verlieren, sondern müsse den ganzen Kirchenschatz und was die Abtei sonst an Wert besitze in Fässer verpacken und vor den Bauern in Sicherheit bringen. Dies leuchtete den frommen Vätern auch ein, und mit Aufopferung ihres gesunden Schlafes unterzogen sie sich dem schwierigen, mühsamen Werke der Verpackung ihrer Reichthümer und schafften und hämmerten die ganze Nacht über. Und der Heilige, dessen Namen die Abtei trug, stand ihnen bei: mit anbrechendem Morgen war das letzte Faß geschlossen und zu den andern auf einen Wagen geladen, der, gleich einem Weinwagen mit Sträußlein und bunten Bändern aufgeputzt, alsbald seine Fahrt nach der bischöflich Konstanziſchen Burg Klingnau in der Schweiz antreten sollte. Nur so lange mußte die Abfahrt noch verzögert werden, bis der Vogt von Guttensburg ²⁾ und der Propst von Berau ³⁾, die beide die kostbare Fracht geleiten sollten, eingetroffen wären. Abt Johann hatte wohlweislich diese Herren hiezu anzuordnen, denn dem eigenen Kloster angehörige Mönche

oder Laienbrüder wollte er als allzu bekannt in der Gegend mit der Leitung des Wagens nicht betrauen, doch aber konnte er andererseits dies Geschäft nur durchaus zuverlässigen, der Abtei nahestehenden Männern überantworten. Deshalb waren der Vogt und der Propst die richtigen Leute hiesfür. Vielleicht hatte der schlaue Abt auch noch den Nebengedanken dabei, daß der Berauer Propst seiner roten Nase wegen recht gut für einen Weinhändler und der Guttensburger, weil er so gewoltig trinten und fluchen konnte, für einen Fuhrmann gelten konnte. Mochte nun der Abt hieran gedacht haben oder nicht, jedenfalls hatte er Voten nach den beiden gesendet, und sie kamen auch nach kaum bedekten Packereigeſchäften, in passender Bekleidung, frühmorgens an. Der Abt erteilte ihnen ihre Instruktion und seinen Segen, machte auch sorglich, um alle bösen Geister — worunter er auch die Bauern rechnete — fern-



Durch den gewaltigen Stoß wurde der hochwürdige Herr Propst von seinem Sitze herab mitten zwischen die Ochsen auf die Straße geschleudert.

zubalten, auf jedes Faß drei Kreuzlein, besprengete sie zum Überfluß mit Weihwasser und — fort ging der mit vier kräftigen Ochsen bespannte Wagen, aus dem Klosterhof hinaus, Höchenschwand zu. Der als Fuhrmann verkleidete Vogt ging, hin und wieder mit der Peitsche knallend und seinen Ochsen ein ermunterndes „Hüſcht!“ zurufend, nebenher, während der Propst, welchem das Gehen seiner Wohlbeleibtheit wegen etwas beschwerlich gefallen wäre, auf dem Wagen mit an das vorderste Faß gelehntem Rücken Platz genommen hatte.

Glücklich und unangefochten gelangte der vermeintliche Weinwagen über Tiefenbäuern und Bannholz nach Waldkirch und wandte sich von hier durchs Schmitzgerthal ⁴⁾ die steile Straße hinab nach Waldshut. Hier aber begegnete ihm ein eigentümliches Mißgeschick.

Es war um die Mittagzeit und die Sonne schien heiß hernieder. Dies, noch mehr aber der tiefe Trunk, den der Propst sowohl wie der Vogt zuvor in Waldkirch gethan, mochte Ursache gewesen sein, daß der erstere bei der Ankunft in Waldshut ein sanftes Schläflein machte. Als aber der Wagen das Thor passierte, geschah es, daß er dank der Unerfahrenheit des Pseudo-Fuhrmanns wider den Eckstein fuhr. Durch den hierdurch verursachten gewaltigen Stoß wurde der hochwürdige Herr Propst von seinem Sitze herab mitten zwischen die Ochsen auf die Straße geschleudert, und da er im

eines Adelsgeschlechtes und kam auf ähnliche Weise, wie die Guttensburg an St. Blasien, indem der letzte Sprosse des Geschlechtes als Mönch in das Kloster eintrat und ihn Hab und Gut vermachte. St. Blasien errichtete hier ein Filial-Nonnenkloster mit einer Propstei.

⁴⁾ Die direkt von Waldkirch nach Waldshut durch den „Spitalwald“ führende Straße war damals noch nicht gebaut,

¹⁾ Die seit dem 11. Jahrhundert in den Klöstern vorkommenden Laienbrüder und Laienschwestern legten nur die sogenannten „einfachen“, d. h. für unbestimmte Zeit geltenden Gelübde ab. Sie unterschieden sich von den eigentlichen Ordensgliedern durch die Kleidung und verrichteten die niedrigen Handarbeiten.

²⁾ Die Guttensburg, auf einem steilen Felsen in der Nähe von Gurtweil im Schlächthal gelegen, war einst der Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, dessen Gitter an St. Blasien gelangten. Hier war die von einem Vogt geleitete Münzstätte der Abtei.

³⁾ Berau, auf dem zwischen dem Schlacht- und Schwarzthalen liegenden Berauerberge gelegen, war ebenfalls Sitz

Traume gerade zu Berau ein feierliches Hochamt celebrirt hatte, so vermeinte er in seiner Schlaftrunkenheit noch immer in der Kirche zu sein, und fing, auf der Erde liegend, mit lauter Stimme zu singen an: „Dominus vobiscum!“ Dieser für einen Weinbändler nicht recht passende Gesang kam der Thorwache und den übrigen in der Nähe Befindlichen etwas seltsam vor. Sie betrachteten sich den Sänger genauer und einer von ihnen rief plötzlich: „Si, dies ist ja der Herr Propst von Berau! Wie kommt es, daß er statt unter seinen Schäflein hier zwischen den Ochsen liegt?“ Diesen vielbeachteten Ausruf vernahm ein zufällig in der Nähe befindliches Mitglied des Magistrats, und dieses schöpfte daraufhin alsbald Verdacht, daß es mit der „Weinsubre“ nicht ganz richtig sein könne. Eine schleunigst an den blumengeschmückten Spundlöchern vorgenommene Untersuchung führte zur Entdeckung des kostbaren Inhalts der Fässer, und die Folge davon war, daß der Wagen arretirt und „der Weinbändler“ samt „dem Fuhrmann“ in den Turm gefest wurde.¹⁾

So war der Plan des Abtes von St. Blasien, die Reichthümer seines Klosters in Sicherheit zu bringen, gescheitert, denn sie waren — wie der Prälat auf die Kunde des Vorfalles hin sich weklagend ausdrückte — „statt in die Scylla, in die Charybdis geraten“. Und doch war es ein Glück zu nennen, daß es also und nicht umgekehrt geschah, denn die „Bauern-Scylla“ hätte die Gelder und Kostbarkeiten jedenfalls auf Nimmerwiedersehen verschlungen, während die „Waldshuter Charybdis“ die Reichthümer bis zur Beendigung des Krieges in ihren Mauern verwahrte und sie dann an das Kloster zurückgab.²⁾

Am Tage nach diesem Vorkommnis aber, am 1. Mai, geschah, was Kunz Jeshin durch sein Weib dem Abte hatte mittheilen lassen. Durch Boten und durch überall aufgestellte Feuerzeichen hatte der Hauptmann der Hauensteiner die seiner Führung unterstellten Bauern aufgeboten, und nachdem er in einer Ansprache sie von dem Zweck ihrer Zusammenberufung unterrichtet und gleichzeitig die Erwartung ausgesprochen hatte, daß sie sich mit der Wegnahme der Klosterschätze begnügen und keine sonstigen Gewaltthatigkeiten begehen würden, zog er mit dem etwa 800 Mann starken Haufen nach St. Blasien. Aber wie groß auch die Autorität war, die der wackere Hedmann unter seiner Schar genoß, seine wohlmeinenden Absichten vermochte er nicht in allen Stücken durchzuführen. Das, was er zum Heile des Gotteshauses gethan zu haben glaubte, die Warnung des Abtes, welche die Flucht der Reichthümer der Abtei zur Folge hatte, dies drohte jetzt deren Verderben herbeizuführen. Während darüber, daß weder Geld noch Kostbarkeiten noch die geflüchteten Mönche selbst zu finden waren, drangen die Bauern in die Vorratskammern und die Kellerräume, aßen, was sie fanden, und tranken, was sie konnten. Dann aber, von den trefflichen Weinen erhist, singen sie an zu zer schlagen und zu zerstören, was im Bereich ihrer Hände war, vor allem die riesigen Fässer, deren Inhalt sich in die großen Keller ergoß, „daß man“ — wie die Billinger Chronik erzählt — „bis an die Knie im Wein waten konnte“. Hierauf drangen sie in die Kirchen, ins alte und neue Münster, zerstörten die prächtigen Altäre, zer schlugen die schönen Fenstergemälde und die kunstvollen Schnitzereien, raubten die Messgewänder und kirchlichen Ornamente, zerrissen und zerstreuten die reiche

Büchersammlung, warfen die Reliquien der Heiligen aus ihren Särgen, und was sie an diesen an Edelsteinen, Gold und Silber oder Elfenbein voranden, brachen sie heraus und verpackten es als gute Beute in Säcke. Ebenso ward die kostbare, neue Orgel zertrümmert — sie war als Kunstwert ersten Ranges weit und breit berühmt —, und endlich wurden sämtliche Glocken, mit Ausnahme der zwei größten, allzu schweren, von den Thürmen herabgestürzt und das Metall zu Kugeln umgegossen.

Vergeblich suchte Kunz Jeshin der Zerstörungswut der betrunkenen Bauern zu steuern; er stand dem entsetztesten Vandalismus machtlos gegenüber. Alle seine Bitten und selbst Drohungen wurden nicht gehört; er mußte mit Ingrimm im Herzen geschehen lassen, was er nicht verhindern konnte. Als aber schließlich die Wüthendsten der ganzen Bande Stroh und Holz herbeischleppten und Miene machten, die ausgedehnten Gebäulichkeiten in Brand zu stecken, da übermannte den redlichen Hedmann gerechter Zorn. Mit Faustschlägen schmetterte er einige derselben nieder und zwang die übrigen, von ihrem Beginnen abzulassen, indem er sich „bei Gott“ verschwor, daß er jeden, der einen Feuerbrand ins Kloster zu werfen wage, mit eigener Hand in die Flammen schleudern werde. Das wirkte; eingeschüchtern durch die mächtigen Streiche der Riesenfaust, verzichteten die Bauern auf die Befriedigung ihrer Mordbrenneregelüste, um so mehr, als jetzt endlich auch die Besonnensten aus der Schar sich um ihren Führer sammelten und drohten, seinen Befehlen mit den Waffen Gehorsam verschaffen zu wollen. Knurrend, wie Hunde, welche die Beutische ihres Herrn gefühlt haben, zogen sich die trunkenen Bauern zurück, und das Kloster, wenn auch nur dessen ausgeraubte, kahle Gebäude, war gerettet.

Sechs volle Tage verblieben und lagerten die zügellosen Bauern in St. Blasien, dann endlich rühten sie sich zum Abzug. Aber noch wollten sie nicht wieder heimziehen: „der Löwe hatte Blut geleckt und dürstete nach mehr“. Darum verlangte die Bande, auch nach dem St. Blasischen Haus zu Todmoos geführt zu werden und — der Hedmann mußte darin willigen. Das Klosterhaus wurde nebst allen umliegenden, der Abtei gehörigen Höfen vollständig ausgeraubt, insbesondere das Vieh — nahezu tausend Kühe, Ochsen und Rinder — zusammengetrieben und ungeachtet der Abmahnungen Jeshins verteilt. Hiernach erst und als die Mundvorräte, besonders der Wein zu Ende gegangen war, erklärte sich ein Teil der Bauern zum Heimmar sch bereit. Kunz sammelte sie und führte sie wieder zurück in die Heimat, wo sie vorerst in ihre Dörfer und Höfe entlassen wurden, mit der Weisung, beim ersten Ruf oder Signal sich wieder zum Waffendienst unter den Befehl ihres Hauptmanns in Niedermühle zu stellen.

Es war dies der kleinere Teil des Haufens. Der größere, etwa 500 Mann, brach auf und zog den Scharen zu, die unter Hans Müller auf dem Marsch ins Dreisamthal begriffen waren und zu dieser Zeit gerade bei Böhrenbach lagerten. Jedoch erst am fünften Tage nachher gelang es den Hauensteinern, den inzwischen weitermarschirten „Obersten des Schwarzwaldhaufens“ — wie sich der Bulgenbacher von jetzt ab nannte und unterzeichnete — bei St. Märgen an der „Wagensteig“¹⁾ zu erreichen. Jubelnd wurden sie empfangen und „gleich Helden“ begrüßt. Unter dem direkten Befehl Hans

¹⁾ Das Abfassen des Wagens ist historisch.

²⁾ Gleichfalls historisch.

¹⁾ Diesen Namen trägt noch heutzutage die aus dem Dreisamthale nach St. Märgen führende uralte (römische) Straße. Die „Höllenthalstraße“ wurde erst im vorigen Jahrhundert gebaut.

Müllers machten sie sodann den Zug gegen Freiburg mit, das, aufs härteste bedrängt, am 24. Mai 1525 die Bedingungen der Bauern annehmen und in die Bruderschaft derselben eintreten mußte.

Es war der einzige und letzte größere Waffenerfolg, welchen die Bauern dieser Gegenden und Hans Müller zu verzeichnen hatten, denn unmittelbar nachher nahm die Sache eine für sie höchst schlimme Wendung.

Wenige Tage nach der Unterzeichnung des zwischen den Bauern und der Stadt Freiburg abgeschlossenen Vertrages traf die Kunde ein, daß im Elsaß die Aufrihrer von dem Herzog Anton von Lothringen in einer blutigen Schlacht bei Zabern schon am 17. Mai überwunden und ihrer 10 000 getödtet worden seien. Fast gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß die Bauern in Schwaben bei Sindelfingen dem furchtbaren „Bauernjörg“ unterlegen und der Aufstand in diesem Landstrich ebenso wie im Elsaß vollständig gebrochen sei. Dazu kam noch, daß es dem Markgrafen von Baden um diese Zeit gelang, seine Bauern durch Zugeständnisse zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, so daß die vereinigten Stühlinger-, Hegauer- und Schwarzwälder haufen sich bald den von allen Seiten drohenden Feinden allein gegenüber sahen. Da zog sich Hans Müller von Bulgenbach, der Oberst dieses gefamten Haufens, obwohl er seine und seiner Scharen unabwendbare Niederlage voraussah, trotzig und ungebrochenen Mutes in den Schwarzwald und von da in den Hegau zurück, um das einzige zu thun, was ihm noch übrig blieb: den Angriff seiner Feinde abzuwarten und mannhaft kämpfend zu fallen.

Er hatte nicht allzu lange hierauf zu warten. Nachdem auch am Bodensee und in den angrenzenden Gegenden der Aufstand unterdrückt war, rückte der Graf von Werdenberg mit einem Teil der schwäbischen Bundes-truppen gegen das sogenannte „Stühlinger Moos“, wo die Bauern sich festgesetzt hatten, griff sie hier an und warf sie nach Hilsingen zurück. Hier an der Steige verchanzten sich die letzten Reste der Schwarzwälder und Stühlinger, wurden am 16. Juli abermals angegriffen und nach zweistündigem Kampfe vollständig geschlagen.

Hans Müller von Bulgenbach war es nicht vergönnt, einen ehrlichen Soldatentod in der Schlacht zu finden. Er wurde gefangen und tags darauf mit einigen andern Hauptleuten zu Kaufenburg enthauptet.

So waren die Bauernscharen überall unterlegen und gezwungen, sich wieder unter ihr altes Joch zu beugen. Sie nahmen die ihnen unter der Bedingung vollständiger Unterwerfung angebotene Gnade an und kehrten in ihre Dörfer zu friedlicher Arbeit zurück.

Nur die mit ihrem Redmann Kunz Jehlin von St. Blasien heimgekehrten Hauensteiner hatten sich noch nicht unterworfen. Entschlossen, eher zu sterben, als sich wieder ins frühere Abhängigkeitsverhältnis zu der Abtei zurückzwingen zu lassen, hielt Kunz mit seinem kleinen Häuflein die Fahne des Auftrubes selbst dann noch fest, als die acht Einungen der Grafschaft Hauenstein unter dem Schlosse Guttenburg die Waffen niedergelegt und dem Hause Osterreich neuerdings gehuldigt hatten. Er warf sich mit seiner Schar in die feste Stadt Waldshut, die als die Wiege der Bewegung ebenfalls noch im Aufstand begriffen war, und leistete hier den wiederholten Angriffen des österrreichischen Waldvogtes Philipp von Tegernau tapferen und energischen Widerstand, so daß die sonst von allen verlassene Stadt bis zu Anfang des Dezember sich zu halten vermochte.

Da rückte auch der österrreichische Ritter Fuchs von Fuchsberg mit 1500 Mann vor die Stadt, und jetzt saamen ihre eigenen Bürger, an der Möglichkeit ferneren Widerstandes verzweifelnd, auf Verrat. Ihrer sechzig entwicken heimlich ins feindliche Lager und kehrten in der Nacht des 5. Dezember mit 200 feindlichen Kriegsknechten wieder. Einzelu von Gleichgesinnten am Kaufenburger Thor eingelassen, verbargen sie sich in den nächstgelegenen Häusern, überwältigten sodann mit Tagesgrauen die Wachen am Rhein- und am Thengener-Thore und ließen die außen harrenden Feinde in die Stadt.

Überrascht griffen die aus dem Schlaf emporgeschreckten Bürger zu den Waffen. Aber an geordneten Widerstand war nicht mehr zu denken; einzeln wurden die Bürger beim Verlassen ihrer Häuser abgefangen und entwaffnet. Der ganze untere Stadtteil ward, ohne daß es einen Tropfen Blutes gekostet hätte, überwältigt. Nur der obere Teil der Stadt mit seinem Thore war von Feinden noch frei. Hier standen die schleunigst unter die Waffen getretenen Hauensteiner, und aus diesem weitgedehnten Thore suchte nun ein großer Teil der Einwohner, unter ihnen ihr allberehrteter Prediger Balthasar Hubmeier¹⁾, sein Heil in der Flucht. Viele entlamen auch glücklich; endlich aber, von der Uebermacht bedrängt und durch eine außerhalb der Stadtmauer angerückte Abteilung umgangen, mußte auch Kunz daran denken, sich und den Seinigen einen Weg zur Flucht zu bahnen. Seinem Häuflein voran stürmte der Kiese plötzlich aus dem Thore heraus in die eben zum Angriff sich rüstenden Feinde. Mit furchtbarer Wucht schmetterte sein gewaltiger zweihändiger Flamberg rechts und links in die bestürzte Söldnerschar, und wie ein Schmitter unter ihnen mähdend, drang er vorwärts. Ihn nach mit wildem Geschrei stürzten die Bauern in die von ihrem Hauptmann gebahnte Gasse, durchbrachen die Reihen der von Ritter Fuchs von Fuchsberg persönlich geführten Schar, und ehe diese Zeit hatte, sich wieder zu ordnen, waren die kühnen Hauensteiner im benachbarten Walde des Hapfelberges verschwunden.

Aufatmend hielt Kunz hinter dem Waldesraume an, um zunächst das kleine, stark zusammengeschmolzene Häuflein seiner Getreuen zu sammeln. Es waren im ganzen noch 26 Mann; die übrigen waren in der Stadt im Kampfe gefallen oder beim Ausfall abgegeschnitten worden. Wortlos, in stummem Schmerze, führte der Redmann diesen kleinen Rest seiner Schar weiter zurück durch den dicht bewachsenen Wald und stieg endlich auf einem ihm wohlbekannten schmalen Pfade den steilen Hang zu der Hochebene des Hapfelberges empor. Hier erst, bei einer im Walde gelegenen Riesgrube, machte er Halt, denn jetzt war er gegen Verfolgung gesichert. Nur des Weges genau kundige vermochten ihm hierher nachzufolgen, und im schlimmsten Falle hatte er einen tüchtigen Vorsprung vor ihnen. Hier also konnte er unbesorgt rasten und sich mit seinen Fluchtgenossen beraten, was nun weiter zu geschehen habe.

Bezüglich seines eigenen Verhaltens war Kunz nicht im geringsten im Zweifel. Er wußte, daß er verloren war, wenn er seinen Feinden in die Hände fiel, denn die Anführer der Bauern waren bisher überall von der großen Masse gebotenen Gnade ausgenommen gewesen; das Ende ihres kurzen Prozesses war stets der

¹⁾ Mit vierundvierzig seiner Getreuesten entkam er in die Schweiz. In Zürich gefangen genommen, entran er mit Zwinglis Hilfe, geriet aber später in österrreichische Gefangenschaft und starb 1528 zu Wien auf dem Scheiterhaufen.

Tod — überall an der Landstraße waren ihre Leichname ganz oder gebierelt zu erblicken. Darum, um diesem gräßlichen Schicksal zu entgehen, mußte Kunz fliehen, so weit ihn seine Füße trugen, fort in die Schweiz, denn nur diese konnte ihm Sicherheit und Rettung bieten. Dahin also wollte er sich wenden, aber nicht ohne vorher noch einmal sein geliebtes Weib, seine Beni, gesehen und seinen erst vier Wochen zuvor geborenen kleinen Sohn auf den Armen gewiegt zu haben. Dies war sein Plan, und er beschloß, ihn thunlichst rasch auszuführen. Für seine Gefährten aber war die Flucht in gleicher Weise nicht geboten. „Ihr“ — so sprach er zu ihnen bei Beginn der Beratung — „mögt ruhig in eure Heimat gehen; euch droht dafelbst kein allzugroßes Ungemach. Es wird euch weiter nichts geschehen außer dem, was allen andern auch geschah: man wird euch zwingen, euren Herren neu zu huldigen, euch sodann ins alte Joch spannen und ärger schinden und plagen als zuvor. Dies wird euch geschehen, und da ihr's nicht ändern könnt, so füget euch in Gottes Namen still, und traget es in Ruhe und Geduld. Anders aber ist's mit mir. Mich, als euren Anführer, trifft der Tod, wie er Hans Müller und viele andere getroffen hat, wenn es den vornehmen Schlächtern gelingt, mich zu greifen. Darum, damit dies nicht geschehe, muß ich fort, die Heimat, Angehörige, Freunde und Eigentum verlassen, um mit Gottes Hilfe und Beistand zu versuchen, in fremdem Lande einen neuen Herd zu bauen. Deshalb, Brüder, reichet mir zum letzten Lebewohl die Hand und dann — laßt uns scheiden!“

Stumm, mit ernsten Mienen, vernahmen die Männer die Worte ihres seitherigen Führers, und jeder von ihnen sagte sich im stillen, daß sein Rat der einzig gute sei. Keiner hatte darum eine Einwendung zu machen. Als der Redemann ihnen sodann aber die Hand zum Abschied bot, da traten den rauhen Männern, die so lange Not und Gefahr miteinander geteilt hatten, die Thränen in die Augen, und „Gott sei mit dir, Kunz,“ — riefen sie ihm zu — „er führe dich glücklich hinüber ins gastliche Nachbarland und lasse dich dort finden, was dein Herz begehrt: die Freiheit und das Glück!“

Tiefbewegt schüttelten sich die Männer die Hände, dann trennten sie sich und gingen — der eine hier, der andere dorthin — ihren heimatlichen Dörfern zu.

Kunz Zehlin verblieb allein noch eine kleine Weile an der einsamen Stelle im Walde — so lange noch, bis er sein mächtiges Schwert am Fuße einer riesigen Eiche vergraben hatte. Dann aber wandte auch er sich auf einem längs des Waldrandes nach dem Dorfe Waldkirch führenden Wege weiter aufwärts, stets darauf bedacht, dabei seine Person hinter den Bäumen soviel wie möglich zu verbergen und gleichzeitig Umschau über die zu seiner linken sich hinziehende Wiesenfläche zu halten, denn mit dem Vorschreiten des Tages mußte er gewärtig sein, auf Reiter-Streifwachen zu stoßen, welche in der näheren und ferneren Umgebung Waldsbuts nach Flüchtlingen suchten. Ihnen galt es also aus dem Wege zu gehen, um so mehr, als seine Körpergröße, die — wie er wohl wußte — kein anderer Hauensteiner mit ihm gemein hatte, ihn für seine Feinde nur allzu leicht als den gesuchten Hauptmann kenntlich machte. Er beschloß darum, äußerste Vorsicht anzuwenden, sich so viel wie möglich in den Wäldern zu halten und, wenn nötig, erst am Abend mit hereinbrechender Dunkelheit heimzuzuwandern.

Und wirklich hatte er — wie er bald erfahren sollte — Grund zu solch weiser Vorsicht, denn nach etwa halb-

stündigem Marsche am Ende des Waldes, nahe beim höchsten Punkte des Haspelberges und der ganzen Umgebung, angelangt, erschauete er plötzlich rechts unten im sogenannten Kapellengrund einen solchen Reitertrupp gegen Waldkirch rücken, und inmitten desselben gewahrte er zwei gefesselte Bauern — wahrscheinlich zwei seiner seitherigen Gefährten —, die mit um den Hals gelegtem Strick an den Sattel zweier Rosse gebunden waren. Eine ähnliche Streifwache sah er links von dem Dorfe Gais aus nach Oberalpfen marschieren. Es war dies der Weg, den er selbst einzuschlagen gesinnt war, denn das letztgenannte Dorf war nur mehr eine Wegstunde von Niedermühle, seiner Heimat, entfernt. Darauf aber, auf diesem Wege heimzugelangen, mußte Kunz jetzt — wie er rasch erkannte — verzichten, denn die von beiden Abteilungen eingeschlagene Richtung machte ihm nur allzu wahrscheinlich, daß ihre Streife ganz speziell seiner Person gelte und daß man ihn in Niedermühle zu fangen hoffe. Gleichwohl beschloß er, seinen Plan, Weib und Kind dafelbst zu sehen, nicht aufzugeben; nur einen andern, wenngleich beträchtlich weiteren Weg nach seiner Heimat mußte er wählen. Doch welchen? Welcher nach Niedermühle führende Weg war jetzt minder gefährlich als der direkte?

Kunz sann eine kleine Weile nach und beschloß dann, kühnen Mutes der Abteilung zu folgen, die mit ihren beiden Gefangenen auf Waldkirch zu marschierte. Er glaubte mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die Reiter noch weiter, wahrscheinlich über die Dörfer Bannholz und Kemmschwil ebenfalls nach Niedermühle marschieren würden und daß ihnen auf dem gleichen Wege vorerst keine zweite Streifwache nachfolgen werde. Unmittelbar hinter ihnen, in einem Abstände, daß er sie gerade noch sehen und ihr Thun beobachten konnte, war er also am besten gesichert. Von diesem klugen Gedanken geleitet, machte Kunz sich darum sofort auf und folgte den Reitern, doch nicht auf der Straße, sondern querfeldein durch die in dieser Jahreszeit stets menschenleeren Acker und Wiesen, stets über die höchstgelegenen Punkte, um überallhin die Aussicht frei zu haben. So gelangte er glücklich zur Seite der fortwährend ansteigenden Straße über Waldkirch hinaus bis in die Nähe von Bannholz. Hier aber, von dem Gipfel einer das Dorf und die ganze Umgegend beherrschenden Höhe sah er die Reiter — nicht wie er erwartet hatte, sich links wenden — sondern zu seiner Verwunderung den Weg weiter nach Tiefenhäusern verfolgen.

Kunz war unangenehm überrascht hievon. Er hatte sicher darauf gerechnet, daß die Reiter nach Niedermühle marschieren und nach Durchsuchung des Dörfchens auf anderem Wege nach Waldsbüt zurückkehren würden. In diesem Falle hätte er getrost den beabsichtigten Versuch bei den Einigen wagen können. Jetzt aber, da seine Annahme sich als falsch erwies, war derselbe mit großer Gefahr verbunden. Die Streifwache marschierte möglicherweise noch bis St. Blasien, kehrte dann auf der Altbthalstraße zurück und nahm dann erst die Durchsuchung seines Dorfes und Hauses vor. Wann aber geschah dies wohl und wann eröffnete sich ihm sonach die Möglichkeit, ungefährdet sein Haus zu erreichen?

Wieder überlegte Kunz. In den umliegenden Dörfern hörte er „die Mittagsglocke“ läuten; es war somit zwölf Uhr und zu dieser Jahreszeit noch fast fünf Stunden lang Tag. In dieser Zeit konnten die Reiter gerade St. Blasien erreichen. Was aber thaten sie voraussichtlich nachher? Blieben sie die Nacht über in dem Gotteshause oder marschierten sie sofort zurück,

um zu nächtllicher Zeit in seiner Mühle nach ihm zu suchen?

Das letztere schien ihm nicht sehr wahrscheinlich. Der Marsch von Waldshut nach St. Blasien beanspruchte mit Einrechnung der zum Durchsuchen des Geländes, der Dörfer und Gehöfte notwendigen Zeit mindestens sieben bis acht Stunden. Dies war eine für Menschen und Pferde — besonders aber für die letzteren — gleich erschöpfende Anstrengung, so daß man ihnen den sofortigen Rückmarsch, zumal zur Nachtzeit, nicht zumuten konnte. Kunz nahm darum mit Bestimmtheit an, daß die Reiter in St. Blasien nächtigen und keinesfalls vor acht Uhr am nächsten Morgen, da es um diese Zeit erst genügend hell wurde, den Rückmarsch antreten würden. Demnach hatte er, wenn er sich sofort nach Niedermühle aufmachte, daselbst von dieser Streifwache zunächst keinen Überfall zu gewärtigen. Von dem anderen Reitertrupp aber, den er von Gais nach Oberalpen hatte marschieren sehen, nahm er an, daß er inzwischen längst Niedermühle erreicht, durchsucht und sodann den Weitermarsch — wahrscheinlich gleichfalls nach St. Blasien — fortgesetzt habe. Er war darum für die nächste Zeit gleichfalls nicht mehr zu fürchten. Deshalb beschloß er, nicht länger mehr zu zögern, sondern schleunigst heimwärts zu den Seinigen zu eilen — jede Sekunde des längeren Zuwartens bedeutete einen Verlust an der karg bemessenen Zeit des Zusammenseins mit ihnen. Rasch wandte er sich deshalb seiner nur etwas über eine Stunde entfernten Heimat zu, tüchtig ausschreitend, denn eben fielen einige schwere Flocken vom Himmel herab, dessen bleigraues Aussehen auf den Ausbruch eines tüchtigen Schneegestöbers schließen ließ.

Es war der erste Schnee jenes ungewöhnlich milden Winters. Er und die Vertrauensseligkeit des Flüchtlings in die Richtigkeit seiner Annahmen wurden für ihn verhängnisvoll. Kaum war Kunz zu Hause angekommen, kaum hatte er sein jauchzendes Weib in die Arme geschlossen und sein Kind geküßt, so rückte unhörbar auf dem schneebedeckten Boden, vom Rheinthal her, ein starker Reitertrupp in das Dörfchen. Es war der Ritter Fuchs von Fuchsberg selbst, der unter starker Bedeckung nach St. Blasien ritt, um das Kloster gegen etwa noch mögliche abermalige Gewaltthätigkeiten des unter Kunz Zehlin entronnenen Bauernhäufens zu schützen. Aus diesem Grunde und um dieser gefährdeten Möglichkeit zu begegnen, hatte der Ritter unmittelbar nach der Einnahme Waldshuts auf sämtlichen Straßen Streifwachen gegen St. Blasien entsendet, mit der Weisung, unterwegs nach der Marschrichtung des entronnenen Häufens — der für stärker galt, als er in Wahrheit war — zu forschen und sodann nach der Abtei selbst zu marschieren, um hier das Eintreffen einer stärkeren, zum Schutze derselben bestimmten Abtheilung abzuwarten. Zwei dieser Reiter-Abtheilungen hatte Kunz — wie wir gesehen haben — auf seiner Wanderung erblickt. Da er aber ihren eigentlichen Zweck nicht kannte, vielmehr sich der Meinung hingab, daß sie nur zu seiner eigenen Verfolgung und Habhaftwerdung entsendet seien, so gab er sich nach ihrer Entfernung einem allzu großen Sicherheitsgefühl hin, das nimmehr in Verbindung mit dem frischgefallenen Schnee, der seine nach der Mühle führenden Fußspuren zeigte, ihm zum Verderben gereichte. Kaum hatte nämlich der an der Spitze der etwa 100 Pferde starken Abtheilung reitende Ritter diese Spuren entdeckt, als er lachend seiner Umgebung zurief: „Soho, was zeigt sich hier? Mich dünkt, solchen Riesenschuh kann mir ein Riese haben — der Riese, den wir verfolgen: was gilt's, wir treffen den Bären in seiner Höhle!“

Seine Begleiter stimmten ihm bei. Zwei Augenblicke später war die Mühle umstellt und der Ritter selbst mit einigen Knappen drang ins Haus. Bald war der Gesuchte, der zu spät die ihm drohende Gefahr erkannt und sich nicht mehr zu flüchten vermocht hatte, gefunden und gebunden.

Ausschreitend warf sich die unglückliche Veri dem Ritter zu Füßen. „Gnade, Herr!“ rief sie verzweifelt und die gerungenen Hände zu ihm erhebend. „Bei Christi Blut, erbarmet Euch! Laßt mir den Gatten — meinem Kinde den Vater!“

Der Ritter stieß sie mit dem Fuße zurück. „Hinweg, Weib!“ schrie er. „Gnade giebt es nicht für den Anführer der Hunde, die St. Blasien ausraubten!“ „Aber für den Ketter von St. Blasien!“ rief Veri, indem sie versuchte, die Knie des unbarmherzigen Ritters zu umschlingen. „Denn dies ist er, Herr — er allein hat verhütet, daß die Abtei in Flammen aufloberte!“

Doch der Fuchsberger stieß sie abermals von sich. „Zurück von mir!“ schrie er wütend. „Wenn man auf euch Weiber hört, ist die gesamte Empörerbrut unschuldig! — Das Kriegsgericht wird Recht sprechen!“

Kunz zerrte zähneknirschend an seinen Banden, als er sehen mußte, wie der ritterliche Fuß sein geliebtes Weib traf. „Zieh auf, Veri!“ — rief er ihr zu — „verschwende deinen Atem nicht umsonst! Eile zum Abt — er erinnert sich vielleicht dessen, was ich für das Kloster und die Mönche gethan: er möge statt deiner für mich bitten — ihn wird der Ritter nicht wie dich mit dem Fuße wegstoßen!“

Veri raffte sich auf, und ehe es die Schergen des Fuchsbergers verhindern konnten, lag sie an ihres Gatten Brust. „Ja,“ rief sie hoffnungsfreudig, „dies hat Gott dir eingegeben: der Abt soll mich hören — er soll dich befreien!“

„Fort mit ihm!“ rief der Ritter jetzt befehlend, und die Reifigen rissen das treue Weib mit roher Gewalt von des Gefesselten Brust und trieben diesen selbst mit Stößen und Püffen aus der Stube und dem Hause. Da eilte Veri in die Nebenstube, wo ihr Säugling unter der Obhut einer Magd in seiner Wiege lag. Weinend entnahm sie das lächelnde Kind seinem Bettchen und küßte es wieder und wieder. Dann aber legte sie es in die Arme der treuen alten Dienerin, welche einst schon ihre eigene Hüterin gewesen, und sprach haßig: „Hüte ihn gut bis zu meiner Rückkehr, Martha — und wenn ich — nicht wieder heimkommen sollte, so — so bringe ihn meiner Mutter, der Budelmüllerin — sie möge dann seine Mutter sein! Leb wohl, Martha — leb wohl, mein geliebtes, teures Kind!“

Ohne Marthas Antwort abzuwarten, eilte sie hinweg, dem Zuge nach, der sich St. Blasien zu bewegte. Es schneite wieder dicht, aber Veri achtete es nicht: Vorwärts drang sie durch den vom eisigen Wind auf der Straße bereits fußtief zusammengewehten Schnee, bis sie sich an der Seite ihres Gatten befand, der mit auf den Rücken gebundenen Händen und um den Hals gelegtem Strick finster neben dem letzten Pferde schritt, an dessen Sattel dieser befestigt war. Und mitleidiger als der ritterliche Anführer des Zuges, ließ der Reiter, dessen Gut Kunz anvertraut war, das unglückliche junge Weib gewähren; ja, er duldete sogar, daß Veri mit dem Gefangenen sich besprach, und ließ sein Pferd etwas kürzer treten, damit dies ungehört von den übrigen Reifigen geschehen konnte.

So gelangte der Zug durch die Ortschaften und Dörfer des herrlichen Albthales. Es fing zu dunkeln an, und

mehr und mehr beschwerlich wurde das Gehen im wachsenden Schnee. Aber Veri wich nicht von der Seite des Gefangenen. Sie fühlte keine Ermüdung; die Aufregung und die Angst um den Geliebten verliehen ihr Riesenkraft. Endlich jedoch, nach fast dreistündigem Marsche, schimmerten die hellerleuchteten Fenster der Abtei durch die noch immer dicht fallenden Schneeflocken, und bald darauf zogen die Reiter durch das weitgeöffnete Thor in den Klosterhof. Auch Veri wollte folgen, aber der Pförtner verwehrt ihr den Eintritt. „Kein Weib dürfe nach der Klosterregel in den Gebäuden der Abtei nächtigen,“ jagte er. Kein Bitten half, der Pförtner wich nicht ab von dem, was er seine Pflicht nannte, und als Veri den Abt zu sprechen verlangte, erklärte er dies für „unstatthaft nach Sonnenuntergang“ und vertröstete sie auf den nächsten Morgen.

Da schlang die treue Frau noch einmal die Arme um den Nacken ihres Gatten, küßte ihn und hieß ihn guten Mutes sein, denn mit dem frühesten wolle sie beim Abte vorsprechen und der werde — wie sie zuversichtlich hoffe — seine Bande lösen. Aber Kunz schüttelte traurig den Kopf. „Küße mich nochmals, Veri,“ sprach er, „eine innere Stimme sagt mir, daß — es zum letztenmale geschieht: ich werde dich nicht wiedersehen!“

Weinend, im bittersten Abschiedschmerz preßte da Veri ihre Lippen auf die ihres Gatten, dann — schloß sich das Thor zwischen ihm und ihr.

Oberhalb der Abtei, auf dem Kalvarienberge, stand eine kleine Kapelle. Dahin wandte Veri, um daselbst die endlos lange Nacht zu verbringen. Aber kein Schlaf kam in ihre Augen. Auf ihren Knien lag sie vor dem matt durch die ewige Lampe erleuchteten Altare und betete zum Allerbarmer um die Rettung des Geliebten.

Endlich grante der Morgen und Veri raffte sich auf, um jetzt endlich vor den Abt zu treten und seine Hilfe anzusuchen. Aber wiederum vermochte sie nicht zu ihm zu gelangen. Der Pförtner ließ sie zwar ein, aber der Abt war auch jetzt nicht sichtbar. „Der hochwürdigste Herr begehle mit den ehrwürdigen Vätern die »Hora prima.«¹⁾“ hieß es. „Dann werde er mit seinen ritterlichen Gästen das Frühstück einnehmen, um unmittelbar nachher die »Tertia« abzuhalten; erst nach dieser werde er vielleicht zu sprechen sein.“

Veri beschwor den Laienbruder, der ihr diesen Bescheid gegeben, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen, ihr Zutritt beim Abt zu verschaffen, bevor er zum Frühstück gehe. „Es handelt sich um ein Menschenleben,“ rief sie verzweifelt, „um das Leben des Mannes, der den Abt und die Mönche vor Mord, das Kloster vor Brand bewahrte — sagt ihm das, guter Bruder, ich bitte, ich beschwöre Euch!“

Gutmütig nickte der Mann mit dem Kopfe und führte sie in das Gemach, in welchem der Abt seine Audienzen zu erteilen pflegte. Er wolle thun, was möglich sei, sagte er, aber versprechen könne er nichts. Damit ging er, aber nach einer Weile kam er wieder und

meinte, es sei schon zu spät, das Frühstück habe bereits begonnen; nach Beendigung desselben wolle er sehen, was sich thun ließe.

Die trostlose Frau mußte sich damit zufrieden geben; sie setzte sich auf die Ofenbank und wartete. Aber eine Stunde und mehr verging und noch immer ward sie nicht zum Abt beschieden. Da hielt sie es nicht länger aus im einsamen Gemach. Sie erhob sich und stürzte hinaus, um den Abt zu suchen und ihn zu zwingen, sie anzuhören, stünde er auch am Altare.

Und das Glück war ihr günstig. Im Kreuzgange erfas er ihn, im Begriff, mit den Mönchen abermals zum Gebet in die Kirche zu gehen. Entschlossen warf sie sich dem Zuge in den Weg und hob, vor dem Abt in die Knie sinkend, die bittend gefalteten Hände zu ihm empor. „Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ rief sie aus, „höret mich, hochwürdigster Herr!“

Der Abt stand still. „Was willst du, Mädchen?“ fragte er unwirsch.

„Eure Hilfe, Herr, für meinen Mann, den Müller von Niedermühle!“ rief Veri flehend.

Abt Johann erhob abwehrend die Hand. „Jetzt nicht, Mädchen,“ erwiderte er, Veri konsequent den Frauentitel verweigern. „Jetzt muß ich zur Kirche, in einer Stunde magst du zu mir kommen!“

„Herr, ich beschwöre Euch,“ rief Veri, fast wahnwitzig vor Angst und Schmerz, „höret mich — jetzt, jetzt gleich!“

„Unmöglich, — die Hora beginnt!“

„Herr, es gilt sein Leben!“

„Es gilt den Dienst und die Ehre Gottes!“ sprach der Abt feierlich. — „Gieb Raum!“

Und ohne den Verzweiflungsschrei zu beachten, der sich aus Veris Herzen losrang, schritt er an ihr vorüber. Paarweise folgten ihm die Mönche zum Chor der Kirche, wo sie sich in den notdürftig wiederhergestellten Stühlen zur Andacht niederließen.

Veri erhob sich. Halb sinnlos wandte sie den Mönchen nach in die Kirche — sie wollte wenigstens in der Nähe desjenigen sein, von dem sie die Rettung ihres Gatten erhoffte, ihn nicht aus den Augen lassen und nach Eröffnung des trennend zwischen ihm und ihr gelegenen Chorgitters sich ihm abermals in den Weg werfen. So verging wiederum eine Stunde, eine entsetzlich lange, qualvolle Stunde, da endlich erhob sich der Abt, und gefolgt von seinen Ordensbrüdern verließ er die Kirche.

Das arme Weib raffte sich auf und wandte ihm entgegen. Aber sie kam nicht weit. Erschöpft durch die gehabten Anstrengungen, die Schlaflosigkeit, den Mangel jeglicher Nahrung seit vierundzwanzig Stunden, noch mehr aber durch die entsetzliche, nervenzerrüttende Angst fühlte Veri plötzlich ihre Kräfte schwinden. Der Kopf schwindelte ihr — alles drehte sich rundum im Kreise mit ihr — nur die Arme vermochte sie noch flehend gegen den Abt auszustrecken, dann schlug sie bewußtlos schwer auf den Steinboden der Kirche nieder.

Der Abt sah sie niederstürzen und gab im Weiterstreiten einigen der nächstbefindlichen Mönche ein Zeichen, ihr beizustehen. Aber ehe dies geschehen konnte, hatten ein paar zufällig in der Kirche anwesende Frauen sie aufgehoben und hinhin getragen ins Freie. Ihren Bemühungen gelang es, das arme Weib, freilich erst nach geraumer Zeit und nach Einflößen von etwas Nahrung, welche ein mitleidiger Laienbruder aus der Klosterküche herbeigeht hat, wieder zu sich zu bringen. Veris erster Gedanke nach ihrem Erwachen war Kunz und die Gefahr, in der er schwebte. Schleunigst erhob

¹⁾ Die sogenannten Horae canonicae sind die auch jetzt noch in den Klöstern zum Gebet bestimmten Tagesstunden. Es giebt deren sieben: 1) Die Matutina, die Frühmesse, die eigentlich um 3 Uhr morgens beginnen sollte, aber selten zu dieser Zeit stattfindet. 2) Die Prima, von morgens 5 oder 6 Uhr an. 3) Die Tertia, von 8 oder 9 Uhr an. 4) Die Sexta, von 11 oder 12 Uhr an. 5) Die Nona, von 2 oder 3 Uhr an. 6) Die Vespera, von 4 oder 5 Uhr an. 7) Das Completorium oder hora completa, gleich nach Sonnenuntergang.

sie sich und eilte wieder nach der Klosterpforte, um jetzt endlich zum Abt zu gelangen. Da fiel ihr Blick auf eine unweit dieser Pforte um eine mächtige Eiche gescharte Menschenmenge. Speere und gezückte Schwerter ragten aus derselben empor, und in ihrer Mitte hielt hoch zu Ross der Ritter Fuchs von Fuchsberg und einige seiner adeligen Genossen. Alle hatten die Blicke aufwärts gerichtet nach einem im Laubwerk halb verborgenen Gegenstande. Unwillkürlich richtete sich auch Veris Auge dahin und — mit einem markerschütternden, gellend durch das Thal schallenden Schrei sank die Unglückliche abermals bewußtlos zu Boden.

Sie hatte die Leiche ihres Gatten erblickt, die an einem Strick aus dem Gezweige herabhing.

Als Veri wiederum zum Leben erwachte, befand sie sich in einer bei St. Blasien, am Windbergbühl gelegenen Kbhlerhütte, wohin sie von dem barmherzigen Eigentümer und dessen Weib gebracht worden war. Sie schien sich jedoch des entsetzlichen Ereignisses, dessen Anblick sie in so furchtbarer Weise erschüttert hatte, nicht mehr zu erinnern. Still und regungslos lag sie auf dem Laublager, das die mitleidige Hand des Kbhlerweibes ihr in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet hatte, und stierte mit weitauferissenen Augen vor sich hin, in dumpfer Gefühlslosigkeit. Zwei volle Tage vergingen so, ohne daß sich in ihrem Zustande etwas geändert hätte. Sie schien ebensowohl die Gebrauchsfähigkeit ihrer Glieder wie ihrer Sinne verloren zu haben. Gleichwohl unterlag es keinem Zweifel, daß sie sah und hörte, denn auf wiederholte freundliche Ansprachen der Kbhlerin richtete sie ihr stieres Auge jeweils ins Antlitz der Sprechenden, ohne aber — wie deutlich zu erkennen war — Bewußtsein hiervon zu haben.

Endlich, am Abend des zweiten Tages, trat eine Änderung dieses Zustandes ein. Sie richtete sich plötzlich von ihrem Lager auf und schaute — wie es schien — erstaunt in dem ihr völlig fremden Raume umher. Aber kein fragendes Wort kam dabei von ihren Lippen, auch der starre Ausdruck ihrer Züge und ihres Auges verlor sich nicht: ihre Körperkräfte waren zurückgekehrt, aber ihrer geistigen — dies war unverkennbar — war sie beraubt, wenigstens für den Augenblick.

Gleichwohl begrüßte die wadere Kbhlerfrau die vor sich gegangene Veränderung mit herzlicher Freude. Sie hoffte auf den mildernenden Einfluß der Zeit für die Kranke und hierdurch auf eine, wenn auch nicht vollständige, doch teilweise Rückkehr ihrer Geisteskräfte. Und wirklich begann es, als ob sich dies bewahrheiten sollte, denn Veri schied am unnehme — obgleich noch immer wortlos — in der Kbhlerhütte emsig nach irgend einem Gegenstande zu suchen, ohne sich natürlich klar zu sein, was es sei, das sie vermisse. In jeden Winkel troch sie

und kehrte das unterste zu oberst, um endlich, sichtlich enttäuscht, von ihren Bemühungen abzustehen und sodann, nach einiger Zeit, ihr Suchen von neuem zu beginnen.

Die Kbhlerin ließ sie ruhig gewähren. Während der Nacht jedoch hörte sie plötzlich die Kranke auf ihrem Lager bitterlich weinen und schluchzen. Sie störte sie auch hierin nicht, denn sie hielt dies für ein Zeichen des wiederkehrenden Gedächtnisses. Als sie aber frühmorgens an ihre Lagerstätte trat, um nach ihr zu schauen, da — war die Laubschicht leer, Veri selbst verschwunden.

Die gute Frau kümmerte sich darum nicht wenig. Sie fürchtete, daß das arme Geschöpf sich ein Leid angethan haben könne, und suchte deshalb vor ihrer Hütte nach etwa im Schnee sichtbaren, zur rauschenden Abführenden Fußspuren. Aber zu ihrer Befriedigung fand sie keine solchen, und mit einem „Der lieb' Gott b' huet je!“ ging sie endlich in ihr Häuschen zurück, ihrer Arbeit nach.

Inzwischen war Veri, einem instinktiven Triebe folgend, auf dem vom vollen Mondeslicht bestrahlten Pfade hinabgeeilt nach St. Blasien; ihr war, als ob sie dort finden müsse, was sie bisher vergeblich gesucht hatte. Ihr Weg führte sie an dem entsetzlichen Baume vorüber, und jetzt — mit einemmale kam ihr die Erinnerung wieder an den fürchterlichen Anblick, den sie hier gehabt, jetzt wußte sie, welchen schrecklichen, unerfesslichen Verlust sie erlitten hatte. Mit unsäglichem Weh im Herzen lebte sie sich an den mächtigen Baumstamm und blickte mit überströmenden Augen hinauf nach der Stelle, wo ihr Kruz gestorben war, aber sie fand auch jetzt nicht, was sie suchte: die Leiche des geliebten Mannes war nicht mehr da — sie war abgenommen und an einem ihr unbekanntem Orte, wahrscheinlich in ungeweihter Erde verscharrt worden. Aber wo war dieser Ort? Wo war der teure Leichnam zur ewigen Ruhe gebettet? Sie wollte hingehen und dem Platz mit ihren Thränen eine bessere Weibe geben, als irgend ein Priester mit Weihwasser und Rauchfaß ihm hätte verleihen können.

Sie machte sich auf, um die Stätte zu suchen. Da fiel ihr Blick auf einen nur wenige Schritte unterhalb des Baumes errichteten Pfahl, an dessen oberem Ende über einer auf ein Bretchen geschriebenen Inschrift ein bleicher Gegenstand sich befand. Veri trat näher und — entsetzt erkannte sie in dem Gegenstande eine menschliche Hand — die Riesenhand ihres Gatten. Auf dem Bretchen aber stand mit großer, im Mondlichte deutlich lesbarer Schrift: „Dy Hand, dy St. Blasien usraupt, zum warnend exemplum hyr usgericht.“

Eine wilde Wut überkam Veri bei diesem grauenhaften Anblick. Also so groß war der Haß der Menschen gegen den geliebten Mann gewesen, daß sie nicht einmal seiner Leiche die ewige Ruhe gönnten — daß sie



Sie ergriff einen an der StraÙe liegenden Stein und trieb damit den durch die geraubte Hand gehenden Nagel tief in das Holz der Klosterpforte.

Teile seines Körpers zwischen Himmel und Erde aufhingen — den Raubvögeln zum Fraße — ein Anblick des Schreckens und des Ekels! — Nein, bei Gott, dies sollte nicht geschehen, diese teure Reliquie wenigstens sollte nicht zum Abscheu der Vorübergehenden dienen!

Mit fast übermenschlicher, dem Wahnsinn innewohnender Kraft riß sie den Pfahl aus der Erde, und im nächsten Augenblick zog sie den Nagel, der die geliebte Hand festhielt, aus dem Holze. Hastig enteilt sie mit ihrer Beute und gelangte an das große, noch verschlossene Portal des Klosters, in welchem sie vor drei Tagen vergeblich Hilfe und Rettung für den Geliebten gesucht hatte. Alle ihre Qualen, alle Angst und Verzweiflung, die sie hinter dieser Pforte gefühlt hatte, erwachten da aufs neue in ihr, zugleich mit dem Verlangen nach Rache an dem Abt und den Mönchen, die kaltberzig ihren Jammer sehen und ihr dennoch Hilfe versagen konnten. Ja, Rache wollte sie haben, sie brauchte sie zur Sühnung des an ihrem Kunz verübten Verbrechens, ebenso wie zur Strafe des an ihr selbst von dem Abt begangenen Undanks! Sie mußte Rache haben und — die Hand des Gemordeten selbst sollte sie dem Kloster verfallen!

So dachte Veri, und hellauflachend in plötzlich wiedererwachtem Wahnsinn ergriff sie einen an der Strafe liegenden Stein und trieb damit den durch die geraubte Hand gehenden Nagel tief in das Holz der Klosterpforte. Dann zog sie ein Stückchen Kreide, das sie, als des Schreibens kundig, in der Mühle für geschäftliche Zwecke stets bei sich zu tragen pflegte, aus der Tasche und schrieb mit großen Buchstaben darunter:

„Diese Hand wird sich rächen!“

Etwas zurücktretend prüfte sie ihr Werk, dann, nochmals grell auflachend, verschwand sie im angrenzenden Walde.

Nicht ohne geheimes Grauen vernahm der Abt am Morgen den Bericht des Pförtners über die von ihm beim Öffnen der Pforte gemachte grauenhafte Entdeckung. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er ungeachtet seiner hohen geistlichen Würde nicht frei von Aberglauben und deshalb geneigt, das unheimliche nächtliche Vorkommnis mit übernatürlichen Kräften in Verbindung zu bringen. Aber glücklicherweise gab es, seiner Meinung nach, ja Mittel und Wege, die ohne Zweifel von höllischen Mächten herrührende Drohung unschädlich zu machen. Er ließ die Totenhand an den wieder aufgerichteten Pfahl befestigen, verlöschte sodann eigenhändig mittelst eines in Weihwasser getauchten Schwammes die gespenstige Schrift am Portale und machte, nachdem er die Stelle gehörig beräuchert hatte, drei Kreuzlein darüber.

So glaubte Abt Johann die dem Gotteshause durch die Totenhand drohende Gefahr abgewendet zu haben. Aber er täuschte sich. Drei Tage nachher, in früher Morgenstunde, als ein gewaltiger Sturmwind durch das Thal brauste, brach im östlichen Flügel des Klosters Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit über sämtliche Gebäulichkeiten verbreitete und sie binnen wenigen Stunden in Asche und Schutt legte.

Niemand vermochte sich die Ursache des Brandes zu erklären. Man sah ihn allgemein als von der „rächenden Hand“ gestiftet an. Diese Meinung fand um so mehr Glauben, als einige Mönche, inmitten der zum Himmel lobenden Flammen, auf dem First des Daches eine teuflische Gestalt gesehen haben wollten, die unter gräßlichem Lachen einen Gegenstand, der wie eine menschliche Hand ausfas, über dem Haupte schwang.

Der Pförtner zwar behauptete, in der Gestalt das wahnstinnig gewordene Weib des hingerichteten Redmanns Kunz Fehlin erkannt zu haben, aber es gab keinerlei Beweise hiefür. Thatsächlich jedoch war Veri von jenem Tage an verschwunden und mit ihr die abermals von dem Pfahle losgerissene „rächende Hand“.

Die Glückshäube.

Eine abergläubische Geschichte, worin die Frauen Recht behalten.

Von Otto Wilfert.

In Waldenbromm — so wollen wir die württembergische Oberamtsstadt nennen, in der unsre Geschichte spielt — war Rekrutentag, der 1. Februar 1852. Im ganzen Schwabenland, so auch im Bezirk Waldenbromm, mußten an diesem Tage sämtliche militärpflichtig gewordenen jungen Leute in der Bezirksstadt erscheinen, um zu „spielen“, d. h. um zu lösen, wer Soldat werden müsse und wer nicht. Schon am frühen Morgen fuhrn betränzte Leiterwagen von allen Seiten her durch die Stadtthore und sausten im Galopp durch die Straßen. Die Burschen johlten dazu aus Leibeskräften. Stundenlang ging das so fort; ja, den ganzen Vormittag sah man auf Straßen und Plätzen nichts als junge Burschen mit Sträußchen am Hute, Ketten bildend, johlend, schreiend, sich möglichst betrunken und fidel anstellend. Eine Polizei schien es nicht zu geben, die Buben waren heute die Herren der Stadt. In den Nachmittagsstunden zogen sie, heiser gebrüllt, aber immer noch brüllend, hinaus in die heimatischen Dörfer, um diesen auch etwas von dem Vergnügen zuzuwenden. Warum sollten sie auch nicht? Ziel es doch niemanden ein, ihnen etwas in den Weg zu legen! Im Gegenteil, das galt bei alt und jung als der höchste Ruhm, an diesem Tag der Tollste zu sein.

In Wahrheit waren freilich die Burschen in Waldenbromm keineswegs so lustig, als sie thaten. Es war vielmehr der reine Galgenhumor, der sie so schreien und großthun ließ. Die wenigsten zogen ja hohe Nummern, die „frei“ machten; die meisten mußten „her“, d. h. Soldat werden. Und in den Herzen derer, die heute ihr gefürchtetes Schicksal unweideruflich kommen fühlten, sah es, obgleich gerade diese am ärgsten trakeelten, meistens recht traurig aus.

So traurig, wie in dem Erkerstübchen in dem großen Haus am Marktplatz, wo eine Familie um den Frühstückstisch versammelt war! Das war der Herr Gerichtsnotar Kurzenberger, seine Frau und zwei erwachsene Töchter, Marie und Emilie.

Offenbar hatte es Streit gegeben. Der Herr Notar schaute ingrimmig in eine Zeitung hinein; die beiden Töchter wagten nicht aufzublicken; die Mutter hatte sich im Sofa zurückgelehnt, ließ den Kaffeelöffel zwischen den Fingern tanzen und betrachtete angelegentlich die Verzierung an der Zimmerdecke.

Das dauerte so eine Weile. Die bekommenne Stille im Zimmer bildete einen eigentümlichen Gegenatz zu dem lauten Treiben der johlenden Jugend auf dem Marktplatz drunten. Endlich brach die Frau Notar das peinliche Schweigen und sagte: „Ich sehe nicht ein, warum du's nicht thun willst, Vater. Mein Onkel Fritz ist auch mit einer Glückshäube geboren worden, und ich weiß noch ganz gut — ich war damals auf Besuch bei meinen Großeltern und schon ein großes Schulmädchen —, wie der Großvater die Glückshäube einschob und der Onkel Fritz frei wurde.“

„Jetzt geh mir zum Kuckuck mit dem albernen Geschwätz, Pauline!“ sagte der Herr Notar ganz erbozt. „Ich will einmal nichts wissen von dem dummen Aberglauben! Laßt mich in Ruh' damit! Eine Glückshaubel! Sabaha! Es ist zum Tottlachen, nein, zum Tollwerden! Aus der Haut möcht' man fahren und sich daneben setzen! Ein für allemal, ich verbitt' mir's, und es wird nichts drauß! Wie kann man einem vernünftigen Menschen so was zumuten!“

Der alte Herr warf die Zeitung auf den Tisch und stand auf. Noch ganz grimmig fuhr er fort: „Daß ihr mir nur immer das Frühstück so verderben müßt! Seit acht Tagen alle Morgen den Krimskrans, den einfältigen! Ich gehe jetzt auf die Kanzlei. Das sag' ich dir aber, Frau, wenn ihr mir beim Mittagessen noch einmal mit dem dummen Zeug daher kommt, so geh' ich auf der Stell' ins Lamm und ess' dort zu Mittag!“

Damit war er schon an der Thüre.

„So trink doch deinen Kaffee vollends aus, Mann, er ist ohnehin schon ganz kalt geworden!“ mahnte die Frau Notar.

„Nichts! Ich will nichts mehr wissen!“ rief der Erbozte, schlug die Thüre gewaltig zu und ging mit schweren Schritten über den Gang. Draußen hörte man noch einige Thüren wettern, dann polternde Tritte die Treppe hinab.

Drinnen räumten die Mädchen den Frühstückstisch ab.

„O Kinder!“ sagte die Frau Notar seufzend, „seid mir nicht so dumm, und meint nicht, ihr müßtet Männer haben! Da seht ihr, was man mit ihnen ausstehen muß.“

„Ja, du hast aber eben auch immer wieder davon angefangen, Mutter!“ sagte Marie, die Älteste. Sie war die Vertraute der Mutter und durfte sich schon etwas erlauben.

„Dramm ist mir's eben um euren armen Bruder!“ seufzte die Frau Notar.

„Ja, uns auch!“ gab Marie zurück. „Aber wenn's eben einmal nicht geht, so geht's nicht! Der Vater ist nicht mehr heranzubringen, soviel ist klar!“

„Ich kann wenigstens nichts mehr thun,“ sagte die Frau Notar. „Aber wenn's euch zwei Ernst ist, daß ihr eurem Bruder helfen wollet, so giebt's immer noch ein Mittel.“

„Sag's, Mutter, wir thun alles!“ riefen die Schwestern wie aus einem Munde.

„So setzt euch her zu mir an den Nähtisch und höret, was ich sage!“

Die Mädchen setzten sich, jede mit einer Arbeit, der Mutter gegenüber. Diese ergriff das Wort und sprach: „Also sehet, Kinder, euer Bruder Karl ist mit einer

Glückshaubel geboren. Eine Glückshaubel, das ist ein Stück Haut, die das Kind nachher wieder verliert. Es ist eine große Seltenheit und bedeutet ein ganz besonderes Glück für das Kind. Nur darf man die Glückshaubel nicht aus dem Haus geben. So lang der Vater lebt, darf das Kind die Glückshaubel nicht sehen, niemals; der Vater muß sie aber an allen wichtigen Tagen bei sich tragen. Auch andern Personen, nicht bloß dem Kind selbst, kann eine Glückshaubel Glück bringen. Wenn z. B. zwei junge Leute sich die Hand reichen, während eines von ihnen die Glückshaubel bei sich trägt, so werden sie bald ein Brautpaar. Aber es darf keines von beiden wissen, daß die Glückshaubel um den Weg ist; überhaupt muß alles Derartige immer im geheimen und unbeschrieben vor sich gehen. Ich habe natürlich Karls Glückshaubel sogleich unbemerkt auf die Seite gebracht und aufgehoben bis heut. Da sehet ihr sie.“

Damit zog die Frau Notar das Wunderding aus der Tasche. Es war kunstreich zusammengefaltet und steckte in einem vergilbten Briefumschlag. Wer nicht wusste, was es war, hätte es für eine pergamentene Urkunde aus alten Zeiten halten können.

Die Frau Notar fuhr fort: „Wenn jetzt heut der Vater für euern Bruder das Los zieht und dabei die Glückshaubel bei sich trägt, so ist kein Zweifel, daß der Karl eine hohe Nummer bekommt, die ihn frei macht. Bedenket, müßte ja der Vater für einen »Einsteser« acht-hundert Gulden zahlen! Wie gesagt, bei meinem Onkel Fritz ist's so gewesen; der Großvater hat für ihn gezogen, mit der Glückshaubel in der Tasche. Und jetzt vollends bei unserem Karl! Der hat ja heut sogar seinen 21. Geburtstag; da kann's gar nicht fehlen. Deswegen muß



Den ganzen Vormittag sah man auf Straßen und Plätzen nichts als junge Burschen mit Sträußchen am Hute.

der Vater heut die Glückshaubel mit zur Ziehung nehmen, er mag wollen oder nicht. Das ist ja gerade so geschickt in unserem Gesetz, daß der Vater das Los ziehen darf, wenn der Sohn nicht im Bezirk wohnt. Wie froh bin ich, daß der Karl jetzt Student ist! Noch zweimal muß der Vater die Glückshaubel tragen: an Karls Examen und an seinem Hochzeitstag. Dann bekommt sie der Karl selbst, versiegelt in einem Papier; denn sehen darf er sie niemals. So war's beim Onkel Fritz und so muß es in unserer Familie gehalten werden, so oft es wieder vorkommt. Ja, merkt's euch nur, Kinder!“

Die Mädchen wurden rot.

„Jetzt aber noch eins!“ fuhr die Frau Notar fort. „Ich kann den Vater jetzt nicht mehr nötigen; er thut's nicht, und es gäbe die ärgsten Händel. Aber wenn's

die Kleine thut, verzeiht er's. Nur muß man's geistig angreifen. Komm, Emilie, ich will dir sagen, wie du's machen mußt."

Die Emilie, geschmeichelt durch das mütterliche Vertrauen, war ganz bei der Sache. Leider fing die Frau Notar jetzt so leise zu flüstern an, daß ich, lieber Leser, dein Berichterstatter, es nicht hören konnte. Aber erfahren sollst du's doch!

Um elf Uhr kam der Herr Notar nach Hause, immer noch verdrießlich. Er verlangte mürrisch nach seinen Sonntagskleidern, denn er müsse jetzt aufs Rathhaus zur Losziehung. Die Frau Notar ließ sich nicht blicken; Marie war in der Küche und hatte mehlige Hände; nur des Vaters Liebling, die flinke Emilie, war um den Weg und lief eifertig, dem bärbeißigen Papa zu dienen. So war's ihm gerade recht; das hatte er gern, wenn man recht sprang, wenn er etwas verlangte. Er wurde jetzt durch seines Töchterleins Dienstfertigkeit guter Laune und gab ihr sogar einen Abschiedskuß als Belohnung. Ganz vergnügt ging er die Treppe hinab.

Verstohlen blickten die Frau Notar und ihre beiden Töchter hinter den Fenstervorhängen im Erkerzimmer dem Vater nach, wie er über den Marktplatz ging. Auf der einen Seite des Platzes lag das Rathhaus, auf der andern standen Wohnhäuser, worunter das Haus des Kaufmanns Maier, wo sich des Herrn Notars Kanzlei im ersten Stock befand. Der Herr Notar ging auf das Rathhaus zu. Aber unmittelbar vor dem Rathhausthor griff er mit dem Finger an die Nase, wie jemand, dem plötzlich etwas Gutes eingefallen ist. Dann ging er mit raschen Schritten auf seine Kanzlei zu.

"Ach," rief die Emilie, „der Vater hat scheint's was vergessen auf der Kanzlei! Wenn er nur dort nicht in Gedanken seinen Sonntagserock auszieht! Wie oft ist er schon im Hausrock mit den Staubärmeln zum Essen gekommen; jetzt läuft er am End' so aufs Rathhaus!"

„Hervie, hervie!“ rief die Mutter. „Du hast recht, Kind! Mach schnell, daß du auf die Kanzlei kommst! Und sorg dafür, daß der Vater keine Sachen macht!“

Schleunigt machte sich das Töchterlein auf den Weg, und lief so schnell es ging die Treppe hinunter und über den Marktplatz.

Der Leser merkt etwas. Der schwarze Rock lag der Frau Notar und ihrer Tochter ungeheuer am Herzen, weil das junge Mädchen — die Glückshaube darin unter dem Futter eingenäht hatte, damit sie der Vater unter allen Umständen aufs Rathhaus sollte mitnehmen müssen, auch gegen seinen Willen und ohne sein Wissen.

Großer Volkskalender für 1893.

Indessen, die Angst war unnötig. Kaum war Emilie am Kaufmann Maier'schen Haus angelangt, als schon der Herr Notar in der ganzen Pracht seines Festgewandes unter der Hausthüre erschien, gefolgt von seinem Assistenten, Herrn Winterhalter, der ein großes versiegeltes Aktenbündel trug.

„Ei," sagte der Herr Notar zu seiner Tochter, „das ist ja ganz geschickt, daß du gerade kommst! Jetzt," fuhr er zu seinem Assistenten gewendet fort, „geben Sie mir meiner Tochter die Akten, die kann sie auch nach Haus tragen. Sie können jetzt abgehen, Herr Assistent. Du, Emilie, trägst das Paket auf mein Zimmer; aber paß auf, daß du die Decke nicht beschädigst, es sind wertvolle Erbschaftsdokumente darin, ich will die Sachen heute nachmittag zu Hause erledigen.“



Glückstrahlend preßte der junge Mann das zierliche Händchen ebenso kühn als zärtlich.

Eilig ging der Herr Notar dem Rathause zu. Fräulein Emilie Kurzenberger hatte aufgeatmet, als sie den Vater in dem erwünschten Anzug erblickte. Mit einem Gefühl großer Erleichterung trug sie nun den Aktenpad nach Hause und merkte gar nicht, wie schwer er war. Dies um so weniger, als der Herr Assistent, der Fräulein Emilien mit Freuden hundert noch viel schwerere Aktenpäckchen bis ans Ende der Welt nachgetragen hätte, ihr den schweren Pack nach wenigen Schritten abnahm und ins Haus trug. An der Treppe bedankte sich Emilie, die ohnehin ganz im Glück war, sehr freundlich bei ihm und reichte ihm zum Abschied die Hand, was noch nie geschehen war. Glückstrahlend preßte der junge Mann das zierliche Händchen ebenso kühn als zärtlich, und ging mit einem Blick von dammen, der der hübschen Tochter seines Vorgesetzten soviel zu denken gab, daß sie ganz rot wurde, als sie die Treppe hinaufstieg.

Nach einer halben Stunde kam der Herr Notar nach Hause, heiter, ja geradezu in übermüthiger Laune. Mutter und Töchter saßen in gespanntester Erwartung im Wohnzimmer um den bereits gedeckten Tisch.

„Bravo!“ rief der Herr Notar und riß die Stubenthüre weit auf. „Bravo! Viktoria! Numero 526 hab' ich! Der Karl ist frei! Es ist die höchste Nummer, die heut überhaupt gezogen worden ist! Bahaha! Siehst, Mutter, ich kann's auch ohne Glückshaube!“

Mutter und Töchter freuten sich ungemein und lachten von Herzensgrund. „Ja," sagte die Frau Notar, „wenn's nur gut gegangen ist; ich will gern nichts gewußt haben!“ Dabei lächelte sie und zwinkerte vergnügt mit den Augen gegen ihre Töchter hin, die sich Mühe geben mußten, nicht herauszulachen.

Man setzte sich zum Essen. Der Herr Notar wollte, wie es schien, jetzt seine barschen Worte von heute früh



Die Macht der Presse.

Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt.

Von C. Spielmann.

wieder gut machen. Er war sehr gesprächig, machte Witze, und war die Liebenswürdigkeit selbst. Er ruhte nicht, bis zum Nachtsich Champagner gebracht wurde; dann wurde angestoßen auf Karls, des abwesenden Geburtstagskundes, Wohl. Und nochmals meinte der Herr Notar lustig: „Ja, sehet ihr, da könnt ihr's jetzt doch auch einmal mit den Händen greifen, wie gar nichts es mit dem alten Aberglauben ist!“

„Um, ich weiß nicht, Alter,“ machte die Frau Notar, und blinzelte wieder geheimnisvoll, „ob du nicht am Ende doch die Glückshaube bei dir gehabt hast?“

„Ja, warum nicht gar!“ lachte der Notar. „Ich die Glückshaube? Woher denn? Meinst, ich hätte nicht vorher in allen Taschen nachgesehen? Ja, mich kriegt nimmer dran, Alte; die Taufe denk' mir noch!“

Der Herr Notar lachte profitlich. Dies war nämlich eine Anspielung auf Karls Taufe. Damals hatte die Frau Notar ihrem ahnungslosen Gemahl die Glückshaube unbemerkt in eine Rocktasche zu praxizieren gewußt.

„Ei, ei!“ sagte die Frau Notar lächelnd, „ei, ei, Alter! Meinst, siehst du geseht, und werdest mit uns fertig? Wie, trenn einmal dein Rockfutter da ein bißchen auf!“

Mit diesen Worten griff sie nach dem Rockschöß ihres Eheherrn. Aber wie erstaunte sie, als sie an dem ihr so wohlbekannten Platz die heute früh eingenähte Glückshaube nicht fand!

Jetzt war das Lachen an dem Herrn Notar. Er besorgte es auch in der ausgiebigsten Weise; ich muß sagen, er lachte ganz fürchterlich. „Ja, gelt, Alte!“ rief er dann triumphierend, „diesmal hab' ich dich gekriegt! Hast gemeint, wenn ihr das Ding zwischen dem Rockfutter einnäht, so merke unsereiner nichts! Hahaha, hab's doch gemerkt! Zwar sagt der weise Sirach: »Es ist keine List über Frauenlist« — aber wenn man eine Frau und zwei große Töchter hat, lernt man aufpassen. Na, geh einmal hinüber in meine Stube, Emilie, und bring mir die Erbschaftsakten herüber!“

Die Kleine beeilte sich dem Auftrag Folge zu leisten. „Hier, meine teure Gattin!“ rief Kurzenberger vergnügt, indem er den Pack aufschürte und oben das bewusste vergilbte Briefcouvert wegnahm. „Hier, meine teure Gattin, hast du das kostbarste dieser Dokumente wieder!“ Und er war boshaft genug, die Glückshaube mit einem tiefen, späßhaften Kompliment feierlich zu überreichen.

Für diesmal hatte also der Herr Notar gewonnen. Aber nach vierzehn Tagen brachte der „Waldenbronner Bezirksbote“, das Amtsblatt des Bezirks, eine Anzeige, die lautete:

Emilie Kurzenberger
Karl Winterhalter, Notariatsassistent
Verlobte.

Und bei der Hochzeit, die übers Jahr am Rekrutentag gehalten wurde, nachdem der Assistent glücklich Amtsnotar in Grünthal geworden war, trug der Papa Kurzenberger doch die Glückshaube noch einmal. Seine Frau hatte diesmal einen Geheimbund mit dem — Schuhmacher geschlossen: die Glückshaube steckte sicher und unentdeckt unter den Stiefelsohlen des glücklichen Brautvaters! Dort leistete sie auch während Karls Examen die erspriesslichsten Dienste, und erst als der Herr Notar die Stiefel durchaus nicht mehr anziehen wollte, weil man so unbequem darin gehe, entschloß sich die Frau Notar, ihren Familientalisman über Karls Hochzeit in des Gemahls Cylinderhut unterzubringen. Dort befindet sich die Glückshaube noch heute; und wenn dem Herrn Notar diese Zeilen zu Gesicht kommen, woran ich nicht zweifle, so bitte ich ihn freundlich, nachzusehen. Es geht eben doch keine List über Frauenlist!

Das Städtchen liegt in einem stillen Winkel, ist mit der Draußenvelt nur durch eine einzige Post verbunden, die täglich einmal geht und einmal kommt, und zählt knapp nur seine viertausend Seelen.

Um desto selbstverständlicher ist es deshalb, daß es keine drei geschlossenen Gesellschaften hat, die, noch selbstverständlicher, Benennungen führen, die drei fremde Sprachen hergeben mußten.

Das „Kasino“ ist die gesellschaftliche Vereinigung der Honoratioren, die „Concordia“ die des sogenannten bessern Bürgerstandes, und die „Ressource“ fast in sich, was an Bürgern nunmehr noch Rest bleibt.

Charakteristische Merkmale des Unterschiedes untereinander zeigen die drei Gesellschaften nur in geringem Maße. Dennoch aber schließen sie sich scharf gegeneinander ab, ziehen aufs engste ihre Grenzen.

Im Kasino spielen die Herren ihren Boston mit ein und denselben Karten so lange, bis sie kleben. Die Karten natürlich, nicht die Herren.

In der Concordia wird auch mit den klebendsten Karten noch sehr lange gespielt. In der Ressource noch länger.

In allen drei Gesellschaften die Klatschbahren in Unterrod und Hosen in althergebrachter, üblicher Weise den lieben Nächsten, ohne inbessern Vergeslichkeiten gegen Fernerstehende sich schuldig zu machen.

Im Kasino sind von den jungen Töchtern der dazu gehörigen Familien hübsch und wirklich jung ein Behtel, in der Concordia drei, in der Ressource sieben Behtel.

Im Kasino fehlt es auf den Bällen meist immer an flotten Tanzherren, in der Concordia selten, in der Ressource nie.

An der Spitze des Kasinos stand selbstredend das Haupt der Stadt, der Herr Bürgermeister.

Das war ein vortrefflicher Mann, ein sehr lieber und guter Herr. Dabei ein ebenso gelehrter Jurist wie unsichtiger und erfahrener Verwaltungsbeamter!

Lieb und gut freilich war er immer nur so lange, als alle Welt in seiner Stadt seine Ansichten und Willensmeinungen als die allein richtigen und maßgebenden anerkannte und respektierte, Ratsmänner und Stadtverordnete ihn im Stadregiment schalten und walten ließen, wie ihm gutdünkte. Fand er dagegen Widerspruch, so wurde er grob und ausfallend. Und, merkwürdig, je mißachtender und insolenter der Bürgermeister die Ratsmänner, achtbare Krämer, aber wenig schneidige Leute, und die Stadtverordneten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, behandelte, um desto demütiger nur waren diese, und je selbstherrlicher und willkürlicher er regierte, desto mehr nur suchten sich die Bürger. Und obgleich es eine allbekannte Thatsache war, daß der Herr Bürgermeister im Verlieren von Prozessen sich Meister nennen konnte, obgleich die Mißstände in seiner Stadtverwaltung überall aufs schreiendste zu Tage traten, so hatten doch bis jetzt die Bürger noch niemals gewagt, die Potenzen ihres Stadthauptes als eines ausgezeichneten Rechtskundigen und Verwalters laut in Zweifel zu ziehen, oder gar gegen sein Regiment offen sich aufzulehnen.

Der Bürgermeister, stadtverfassungsgemäß auf Lebenszeit angestellt, war eben im Laufe der Jahre in seiner Stadt zum allmächtigen Souverän, und die Bürger zu seinen gehorhamen Knechten geworden, sie wußten selbst nicht wie.

Daß die meisten Bürger ihr Stadthaupt im geheimen hundertmal zum Teufel wünschten, das zwar war auch dem Bürgermeister nicht verborgen. Aber da er wußte, daß es beim Wünschen werde bleiben müssen, machte ihm das wenig Kummer; Sorge gar nicht.

Im übrigen sonst pflegte der Herr Bürgermeister mit Zärtlichkeit seinen Bauch und seine Leber.

Er konnte das. Denn erstens hatte er ein nach den Verhältnissen eines kleinen Landstädtchens nicht farg bemessenes Gehalt und nur ein einziges Kind, eine Tochter. Zweitens war auch seine Frau das einzige Kind eines mehr als wohlhabenden Molkereibesitzers gewesen, die er drittens als mündige Waise, also bereits als in Besitz ihres Erbes Getretene, geheiratet hatte.

Die Frau Bürgermeisterin wog schon vor 25 Jahren als Braut ihre 2 Hüllzentner netto. Jetzt war sie unter Brüdern ihre 3 1/2 wert. Sie beschäftigte sich tagsüber mit Essen, Trinken und Nichtsthun, wovon sie nachts in gesundem Schlafe ausruhte.

Ihr ganzer Sprachschatz bestand aus der Interjektion: „Ach herrje!“ Für den Ausdruck ihrer geistigen Empfindungsbedürfnisse auch völlig genügend.

In den heißen Sommermonaten saß die würdige Frau, aus Angst vor dem Zerfließen, tagsüber ihren gewohnten Beschäftigungen obliegend, ausschließlich im Keller, nur mit ihrer Frauenwürde und einem Frisiermantel bekleidet. In das Kasino ging die Frau Bürgermeisterin nie.

Wenn von dessen Ballen in ihrer Gegenwart gesprochen wurde, schoben sich die Fettpolster ihres Gesichtes zu dem Versuch eines schreckhaften Lächelns auseinander; wie zu abwehrender Beschwörung streckte sie die quabblige Hand mit den fünf Knackwürsten, die als Finger daran saßen, von sich, schloß die Augen und murmelte: „Ach herrje!“

Sonst war sie eine liebe, gute Frau, eine brave Gattin und Mutter, soweit eben ihr Gewicht dem nicht widerstrebt.

Als Beweis, daß die Sprichwörter meist lügen, der Apfel oft gar weit vom Stamme fällt, war Pottchen, dieses bürgermeisterlichen Ehepaars einziges Kind, ein geistig und körperlich gleich wohl ausgestattetes und begabtes, frisches, herziges Mädchen mit blauen Augen und prächtigem blonden, durchaus angewachsenen, eigenen Haar. Leider war sie schon vierundzwanzig Jahre alt und noch immer blühte die Rose ihrer Jung-

fräulichkeit. Ein Mißstand, der ihrem von Natur fröhlichen und heitern Gemüt doch nicht selten schon etwas Unmut beimischte.

Da Pottchen bei allen ihren vorzüglichen Eigenschaften des Herzens, des Geistes und Körpers auch noch eine ausgezeichnete Wirtschaftlerin war, was ihr musterträchtig seit Jahren schon von ihr geführtes elterliches Hauswesen bewies, eine reiche Erbin obendrein, so mußte ihr noch Ledigsein eigentlich Wunder nehmen.

Indessen die Sache hatte ihren sehr natürlichen Grund. Es fehlte eben an passenden Freiern im Städtchen. Die paar Honoratiorensöhne, die da waren, verplümperten sich als junge Commis oder Studenten fast allemal auswärtig so fest, daß sie später nicht mehr los konnten, hätten sie's am Ende oft auch sehr gern

gesehen; die Bürgersöhne wagten sich an die Bürgermeisters-tochter natürlich nicht heran, im Städtchen wollten aber die Eltern ihre Tochter behalten — wo sollten da also die Freier herkommen?

So um den Herbst des laufenden Jahres herum hatte sich nun allerdings ein junger Buchdrucker, Herr Rubach, ein Berliner Kind und ein Mann von stattlicher Persönlichkeit, guter Bildung und besten gesellschaftlichen Manieren, im Städtchen, das bislang des Vorzuges einer Buchdruckerei noch entbehrt, niedergelassen.

Dieser junge Mann zeichnete auf den Tanzkränzchen der Kasino-gesellschaft, in die seine Aufnahme alle Mütter derselben ihrer Töchter wegen betrieben hatten, Bürgermeisters Pottchen in der sichtbarsten Weise aus. Seine freie und ungezwungene, dabei aber durchaus bescheiden seine Art, sich zu geben, verfehlte

denn auch des Eindruckes auf das Mädchen nicht, im Gegenteil, das sehnsuchtsvolle, liebebedürftige Herz desselben flog dem jungen Fremden in innigster Sympathie und Seelenfreude zu.

Zu einer offenen Erklärung zwischen beiden war es zwar bis jetzt noch nicht gekommen. Pottchen hatte aber die gegründetste Ursache, am zweiten Weihnachtsfeiertage, an welchem das Kasino einen solennen Ball hielt, die Werbung Herrn Rubachs zu erwarten und ebenso fest, wie dieser entschlossen war, sie zu machen, ebenso fest war das Bürgermeisterskind gewillt, sie anzunehmen.

Das Kasino hatte sein Gesellschaftslokal auf dem Ratskeller, in dessen Gastzimmer die Honoratioren auch sonst ihr Schöppchen tranken.



Se mißachtender der Bürgermeister die Ratsmänner behandelte, besto demütiger waren diese.

Der Herr Bürgermeister war hier natürlich der ge-
ehrteste, freilich auch der ständige Gast.

Auf seinem Stammsitz in der rechten Ecke des großen
Sofas thront er Abend für Abend in selbstbewusster
Majestät und Würde, einen großen Maßhumpen mit
angenehm duftendem Punsch vor sich, den er pro sessione
so an die vier- bis fünfmal leerte.

Es war ein Abend etwa vier Wochen vor Weih-
nachten.

Im Gastzimmer des Ratskellers befanden sich der
Herr Bürgermeister auf seinem Stammsitz, einige Hono-
ratioren, die um den großen runden Tisch vor dem
Sofa herumsaßen, der junge Buchdrucker und noch
ein Herr, Doktor Rühly. Dieser hatte als Sitzplatz
sich den großen Lehnstuhl gewählt, der zwischen Sofa
und Ofen stand und dessen breite Backenklappen den
Zufassen fast ganz den Blicken der Anwesenden entzogen.

Dr. Rühly war ein Junggesell in unbestimmten Jahren.
Ein heiterer Lebemann, seiner sarkastischen Zunge wegen
von allen alten Klatschweibern des Städtchens böse
gehaßt, von allen jungen Mädchen aber außerordentlich
gern gesehen.

In dem Städtchen
zwar geboren, war er
doch in keiner Weise
ein Kleinstädter.

Lange Jahre hatte
er auf Reisen in vieler
Herren Länder zuge-
bracht, was ihm ein
ansehnliches, von den
Eltern ererbtes Ver-
mögen erlaubte, ganz
nach Hang und Neig-
ung auszuführen. Da-
nach war er heimge-
kehrt in sein Geburts-
städtchen — es zieht
uns ja mit tausend
Fäden immer wieder
zurück nach der Stätte,
wo unsere Wiege
stand —, hatte sich
hier in einem reizend
gelegenen Garten ein
seltsam wunderliches
Häuschen gebaut, in

dem er nun in seiner Weise, die allerdings von der
seiner guten Mitbürger grundverschieden war, mit
einem alten Diener und einer Köchin, deren Alter das
kanonische noch um ein gutes Kustrum überstieg, seine
Tage dahinlebte. Mit der Draußenwelt, insbesondere
mit der großen Gelehrtenrepublik, stand er durch Korre-
spondenzen und Arbeiten in unausgesetzt regstem Verkehr.

Obgleich er seiner Geburt nach schon zu den Hono-
ratioren des Städtchens gehörte, war er doch Mitglied
aller drei Gesellschaften, und in allen dreien genoß er
bei den jungen Mädchen gleich große Gunst und Ge-
neigntheit, trotzdem er weder als Eheganditat gelten
konnte, noch auch für die ihm dargebrachte Gunst und
Geneigntheit besonders dankbar war, ja, kaum irgendwie
Wert darauf legte. Aber er hatte eine so eigene Manier
in seiner Unterhaltung mit den jungen Mädchen, er
verstand es, allemal bei jeder die rechte Saite anzu-
schlagen, er wußte passenden Ortes und entsprechender
Gelegenheit kleine, allerliebste Geschichten mit reizend
nettischen und mutwilligen Pointen ihnen in die Ohren
zu flüstern, über welche Händchen man so wunderhübsch

nerventribelnd hinter dem Fächer oder dem Taschentuche
erröten und verschämt sichern konnte. Seine kleinen
Amourchaften, die er zeitweise in allen drei Gesell-
schaften unterhielt, führte er so zart und diskret, wie
er sein sie knüpfte. Mußten sie gelöst werden, so
vollzog er das in einer so unwiderstehlich liebenswür-
digen Art, daß auch die verlassenen Ariadnen es niemals
zu einem rechtschaffenen Zorn gegen ihn brachten.

Auch Lottchen war dem Doktor von ganzem Herzen
zugezogen.

Auf dem Kasinostränzchen, wo der junge Druckherr
dem Bürgermeisterkinder so unverkennbar seine Huldigung
darbrachte, was dem scharf auf alles achtenden Blicke
des Doktors natürlich nicht entging und worüber er
herzliche Freude empfand, gab er dem Mädchen in seiner
schalkischen Weise eine so umständliche Beschreibung der
Schlange, die einst im Paradiese Eva verlockte, den
Apfel vom Baum der Erkenntnis zu kosten, daß ihr
gewaltig warm unterm Nieder wurde und der junge
Druckherr in Lottchens feucht glänzenden Augen die
süßeste Verheißung für sich lesen konnte, als er danach
den nächsten Walzer
wieder mit ihr tanzte.

Heiliger Taglioni!
und wie walzte dieser
famose Berliner.

So wenig auch Dr.
Rühly um die öffent-
lichen Angelegenheiten
des Städtchens sich
zu kümmern schien,
so innig vertraut war
er dennoch im geheimen
damit, und als treuer
Sohn seiner Geburts-
stätte empfand er mit
tiefem Bedauern, wie
die Mißregierung des
Bürgermeisters das
Gemeinwesen weiter
und weiter zurück-
brachte.

„Sie legen der Presse
doch wohl einen zu
geringen Wert bei,
Herr Bürgermeister,“
antwortete der Buch-

drucker an dem vorbemerkten Abend dem Stadthaupt-
eben in sehr bescheidener, wenn auch durchaus nicht
unterthäniger Weise auf eine wegwerfende Bemerkung,
die der Herr Konsul gegen die Zeitungen gemacht hatte.

Der Bürgermeister haßte bereits den Buchdrucker,
weil ihm instinktiv vor dessen Geberbe bangte.

„Bah!“ sagte der Herr Konsul und schnippte ver-
ächtlich mit den Fingern, „pah! so viel auf die ganze
Presse.“

„Ja ja!“ mischte sich da plötzlich Doktor Rühly, der
bisher schweigend dageessen hatte, ins Gespräch, „ja ja,
domine consul amplissime, bei Ihrer Wohlbeleibtheit
und Ihren sonstigen vortrefflichen Eigenschaften haben
Sie freilich alle Ursache, Druck und Presse zu ver-
meiden.“

„Was?“ fragte der Bürgermeister mißtrauisch und ver-
wundert. Er verstand zwar des Doktors ins Gespräch
geworfene Bemerkung nicht ganz, kannte aber dessen
beißende Zunge hinlänglich, um darin eine versteckte
Bosheit zu wittern.

„D, ich meine nur so!“ entgegnete in harmlosestem



Im Gastzimmer des Ratskellers befanden sich der Herr Bürgermeister auf seinem
Stammsitz.

Lone trocken Dr. Rühls. „Laßt fette Leute um mich sein, die wenig denken und die nachts gut schlafen! Das ist so Ihr Wahlpruch, Konsul, wie? Herr Rubach aber hat nicht Ihre Sympathie, weil ihm der Bauch fehlt, nicht wahr?“

„Verteh Sie der Teufel, Doktor, nicht ich!“ brummte geärgert der Bürgermeister.

„Du lieber Gott! Es giebt ja der dummen Teufel so viele! Aber, das beiseite. Also, Sie geben nichts auf die Presse, halten sie für keine Macht?“

„Ich wiederhole: so viel auf die ganze Presse und ihre vermeintliche Macht!“ Und der Bürgermeister schnippte abermals verächtlich mit den Fingern.

„Nun, das ist ja schön, eine Ansicht, Ihrer ebenso würdig, als Sie zu derselben zu beglückwünschen sind. Guten Abend!“

„Völlig verrückter Kerl, aber eine ganz infame Kanaille!“ murmelte der Bürgermeister wütend, als sich hinter dem Doktor die Thüre geschlossen hatte.

Am Morgen des vorletzten Sonntags vor Weihnachten war die gesamte Einwohnerschaft des Städtchens, soweit sie nicht mehr in Kinderschuhen umherlief, in nie dagewesener Aufregung. Selbst die berühmten ältesten Leute konnten sich einer ähnlichen nicht erinnern.

Die Ursache dieser Aufregung war aber die eben gratis ausgegebene Probenummer des Wochenblattes, das von Neujahr ab in der Buchdruckerei des Herrn Rubach erscheinen sollte.

In dieser Wochenblattprobenummer stand nämlich, deren beide ersten Seiten ganz einnehmend, ein Artikel, der mit genauester Sachkenntnis an der Hand unwiderlegbarer Thatsachen das Misregiment des Bürgermeisters aufdeckte, aufs klarste die vielen der Stadt daraus erwachsenen Schäden nachwies und schließlich mit erbarmungsloser Deutlichkeit dem Bürgermeister den Rat gab, je eher, desto lieber abzutreten, sonst — eine Reihe von Gedankenstrichen, deren Sinn keinem Leser verborgen blieb.

Als der Bürgermeister diesen Artikel gelesen hatte, lag er fast eine volle Stunde schreckgelähmt in seinem Lehnstuhl.

Dann tobte er los, Gift, Wut und Galle speiend, und lief mit dem Blatte auf grimmbeißeligen Sohlen zu dem fürstlichen Stadtrichter, der als Polizeichef heute morgen auch die Pflichtexemplare der Probenummer in Empfang genommen hatte.

Der Bürgermeister und der Stadtrichter standen zwar äußerlich auf dem Fuße kühler Freundschaft miteinander, haßten sich aber innerlich gegenseitig gründlich, da vielfältige geschäftliche Kompetenz- und mehr noch gesellschaftliche Rangstreitigkeiten, in denen bald der eine, bald der andere obgehegt, bezw. den kürzern gezogen, zwischen ihnen sich abgespielt hatten.

Der Stadtrichter gönnte dem hochmütigen Bürgermeister, der mit seiner Wohlhabenheit ihn, den vermögenslosen, aber kinderreichen, nur mäßig besoldeten Beamten, oftmals in demütigender Weise gesellschaftlich in den Schatten gestellt hatte, von ganzem Herzen die Aufdeckung seiner Regierungssünden und freute sich mit jener reinen Freude, die ja immer die Schadenfreude ist, des Artikels, der den Bürgermeister nunmehr unmöglich machte.

Der Stadtrichter setzte deshalb dem in zornschraubendem, polternden Redestrom gegen ihn erhobenen Vorwurf des Bürgermeisters, daß er, der Polizeichef, das Schandgeschreibsel nicht sofort konfisziert habe, unter Berufung auf das Gesetz nur das Achselzucken kalten Bedauerns entgegen.

„Das Blatt konfiszieren hätte ich müssen?“ sagte er mit eisiger Ruhe. „Ja, das meinen Sie wohl, Herr Bürgermeister, aber das Gesetz meint es nicht, und Sie werden selbst als Jurist und Beamter wissen, daß ich mich nur auf den Boden des Gesetzes zu stellen habe. Glauben Sie beleidigt zu sein, klagen Sie. Als Jurist widerrate ich Ihnen das aber wohlmeinend. Sie würden mit Ihrer Klage unfehlbar durchfallen, denn der Artikel ist zwar in stark gefächtigtem Farbenton gehalten, aber so wohl erwogen in jeder Redewendung, so fein bedacht in jedem Wort, daß auch nicht die leiseste Handhabe zu einer Beleidigungs- oder Verleumdungsklage darin geboten wird. Indessen, wozu sage ich das Ihnen?! Sie sind ja Jurist, so gut als ich und“ — er setzte das mit unverkennbarer Ironie hinzu — „die Stadt hat es ja oftmals erfahren, ein besserer am Ende, als ich!“

Der Bürgermeister schleuderte dem Stadtrichter einen menschenfresserischen Wutblick zu und empfahl sich.

Des Stadthauptes kurze Abwesenheit von Hause hatte inzwischen Doktor Rühls benutzt, um mit Lottchen und — wunderbar zu sagen — auch mit deren Mutter eine Viertelstunde Unterredung schwerwiegenden Inhaltes zu pflegen, in Folge welcher Mutter und Tochter des Gatten und Vaters Nachhausekommen in dessen eine Treppe hoch belegenen Arbeitszimmer erwarteten.

Trotz der Wut, in der, sehr begreiflich, der Bürgermeister immer noch sich befand, setzte ihn doch die Anwesenheit seiner Frau in seinem Arbeitszimmer in staunende Verwunderung. Es war das ein Ereignis, das auf ganz Außerordentliches schließen ließ, denn seit länger als zwanzig Jahren hatte die Frau Bürgermeisterin die obere Räume nicht mehr betreten.

Die Macht, die jetzt die Frau dazu trieb, die Treppe emporzuwachsen, war die Mutterliebe. So sieggewaltig brach sich diese durch den sonst alles Empfinden erstickenden Fleisch- und Fettpanzer Bahn, daß die Frau Bürgermeisterin sogar sprach.

„Doktor Rühls war eben hier,“ sagte sie.

„Doktor Rühls? Weißt du, ich bin überzeugt, kein anderer, als er, hat den Schandartikel gegen mich geschrieben. Wer sonst auch hier, außer ihm, hätte dazu noch die Fähigkeit und die Courage. Was wollte er?“

„Lottchen will heiraten.“

„Den Doktor Rühls?“

„Unföhl! Den Buchdrucker.“

„Was?! Was?! Den Kerl, der mit seinem infamen Blatt mich bis auf den Tod beleidigt hat? Nie! Niemals! Niemals!“

„Gleich nach Neujahr wird die Hochzeit und heute abend noch Verlobung sein!“ entgegnete mit größtem Phlegma, aber sehr bestimmt, die Frau.

Der Bürgermeister war starr und sprachlos.

Färtlich aber umschlang ihn da Lottchen mit ihren weichen Armen und sagte in bittendem Tone, aber doch mit einer gewissen energischen Präcision, in der auch jener Tropfen Bitterkeitsgefühl, den ihre vierundzwanzigjährige Jungfräulichkeit ihr bereits in die Seele geträufelt, scharf durchklang: „Adolf — — —“

„Also Adolf heißt die Kanaille? Ich dachte eher Aballino, oder Jaromir, oder Moor, Räuber Moor!“ murmelte ingrimmig der Bürgermeister.

Ohne sich beirren zu lassen, fuhr aber Lottchen ruhig fort: „Adolf liebt mich von Herzen und ich liebe ihn ebenso. Er ist ein honetter Mann, der sein gutes Auskommen haben wird. Hat er dich in seinem Blatte angegriffen als Beamten, deine Stadtverwaltung getadelt, gieb ihm dazu ferner keine Veranlassung, oder verteidige dich öffentlich oder mache, was du willst.“

Das alles geht nur den Bürgermeister an, nicht den Vater. Diefem aber fage ich, daß ich Kubach heiraten werde trotz alledem und alledem. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und somit ausgesprochen heiratsfähig, und habe nicht die geringste Lust, wegen Stadtangelegenheiten, die mich als Mädchen nichts angehen, mir den endlich gekommenen Freier zu verschlagen, um schließlich langsam zur alten Jungfer aufzutrodnen."

"Das Kind heiratet den Buchdrucker!" sagte die Frau Bürgermeisterin entschieden.

"Den Teufel soll sie heiraten!" schrie dagegen wieder der Bürgermeister.

"Nein, den nicht, aber den Buchdrucker. Ich, ihre Mutter, will es!"

"Als Bürgermeister ruiniert, als Vater blamiert! Was soll ich thun?" wimmerte der Mann, der im Grunde seiner Seele feig und hasenberzig war, wie alle brutalen und charakterlosen Geister.

"Danke ab von deinem Posten. Es ist das einzige, was dir bleibt, und wir haben ja Vermögen genug, auch so leben zu können. Und heiratet jetzt unser Kind den Buchdrucker, stopfen wir den Leuten die Mäuler auf die beste Art."

"Schrecklich! Schrecklich!" seufzte der geschlagene Konsul und sank vernichtet in seinen Lehnstuhl.

Da Klopffees, und auf das "Herein!" der Frau Bürgermeisterin traten Doktor Rühz und der junge Druchherr ein.

"Herr Bürgermeister, Frau Bürgermeisterin," sagte ein wenig befangen, aber doch mit selbstbewusster Zuversicht der letztere, "ich habe das hohe Glück gehabt, das Herz Ihrer Tochter zu gewinnen, werden Sie unseren Bund segnen?"

"Ja!" antwortete Pottchens Mutter einfach.

"Sagen Sie auch: Ja!" flüsterte Doktor Rühz dem Bürgermeister ins Ohr. "Pottchen muß heiraten, es ist die höchste Zeit, und der Buchdrucker ist ein prächtiger Kerl, der Ihr einzig Kind gewiß glücklich machen wird. Und wegen des Artikels in der Probnummer des Wochenblattes — seien Sie klug, spielen Sie noch scheinbar das Prävenire, danken Sie ex propriis ab. Unmöglich sind Sie nun doch einmal. Als Pflaster auf die Wunde garantiere ich Ihnen die Votierung eines silbernen Pokales seitens der Bürgerschaft. Segnen Sie also los!"

"Nehmen Sie meine Tochter und meinen Segen dazu!" brummte denn auch der Bürgermeister, klang's auch mehr wie: "Hol euch alle der Teufel!"

Pottchen empfing mit dem weltüblichen verschämten Karmün auf den Wangen den Brautkuß, wobei Doktor

Rühz sie mit einem Lächeln anblinzelte, das den Karmün noch flammender machte.

Abends war feierliche Verlobung zur großen Überraschung der guten Stadt, die aber noch mehr überrascht wurde, als nächsten Tages in einer Extrafitzung von Rat und Bürgerausschuß der Bürgermeister den Entschluß kundgab, "seiner vorgerückten Jahre wegen" sein Amt niederzulegen ohne Anspruch auf Pension zu erheben.

Rat und Bürgerausschuß nahmen die Demission des Bürgermeisters mit kaum verhehlter Freude an, wenn es auch bei ihnen an den üblichen Höflichkeitsredensarten des Bedauerns über diesen Entschluß nicht fehlte. Allerdings wurden diese Redensarten vorsichtigerweise erst dann gemacht, als die Abdankung fest, sicher und unwiderruflich zu Protokoll stand.

Unter kluger Benützung des ersten allgemeinen Freude- taumels, der sich der ganzen Einwohnerschaft des Städtchens bemächtigte bei der Gewißheitskunde, daß der Bürgermeister wirklich abgedankt habe, wurde es dem Doktor nicht schwer, die Mittel zur Widmung eines silbernen Pokals an den Abdankenden durch eine zum Zweck geeignete Mittelsperson sammeln zu lassen, zumal er mit bestem Beispiel in bar selbst voranging.

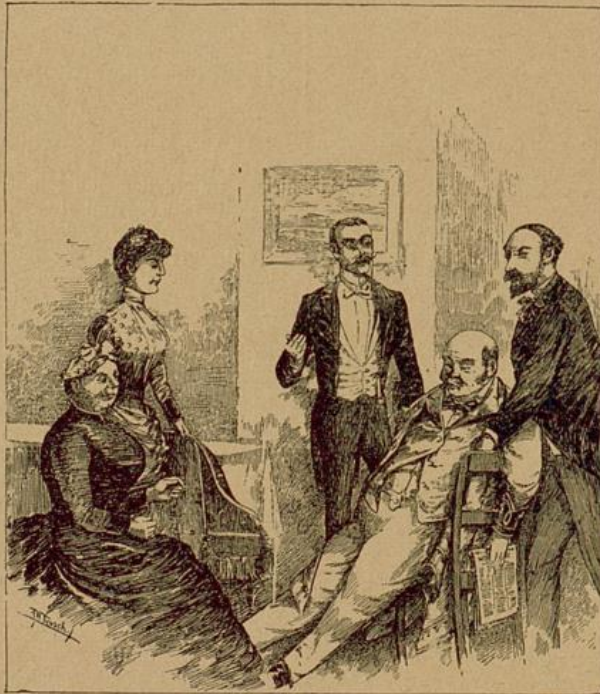
Am ersten Weihnachtsfeiertage, zur für solche Solemnitäten üblichen Stunde, überreichte denn auch eine Deputation der Einwohnerschaft dem Bürgermeister diesen Pokal, der die sinnschwere, wenn auch etwas sehr zweideutige Inschrift trug: "Ihrem abdankenden Bürgermeister die dankenden Bürger!" und der Sprecher der Deputation hielt dazu eine schöne Rede, wäh-

rend welcher der Stadtmusikant vom Rathhausturme "Nun danket alle Gott!" blies.

Der Bürgermeister empfing die Deputation, den Pokal und die Rede mit einem gewissen sauer süßen Lächeln, wenn natürlich auch mit der bekannten "sichtlichen Rührung", deren heldenmüthige Bekämpfung er sich aber mittels eines nagelneuen gelbseidenen Taschentuches erfolgreich angelegen sein ließ.

Pottchen ist mit dem Buchdrucker sehr glücklich geworden, das Wochenblatt prosperiert, der Bürgermeister hat sich allgemach in sein Schicksal gefunden und vor der Macht der Presse jetzt ebenso großen Respekt, wie er vordem glaubte, sie mißachten zu dürfen.

Die Zeit heilt alles, alles macht sie neu —
Allein die Menschen werden alt dabei.



"Schrecklich!" seufzte der geschlagene Konsul und sank vernichtet in seinen Lehnstuhl.

Was keinen Boden hat.



Was ist denn das für ein Kra-
keeler?" fragte der Stadtherr

den Herrn Pfarrer von Mundel-
fingen, bei dem er zu Besuch
ist, auf dem Sonntagmittagspa-
zierungsgang, nach der Vesper.

Aus den offenen Fenstern des
„Grünen Baums“ scholl jenes
lärmende Gewirr von Stimmen,
wie es eben aus einem Wirtshaus
zu kommen pflegt. Aber den
ganzen lauten Trubel überrönte
eine einzelne gröh-
lende, verjoffene Stimme.

„Das ist der Höldelebauer!“
versetzte feutzend der
Pfarrherr, „der Schlimmste in
der ganzen Pfarrei, der mir
und seinem armen Weibe gar
argen Kummer macht. Der Hof
dort oben, wo wir gerade
hinzuwollen, neben dem roten
Sandsteinbruch, ist sein. Er
hat ihn als blutarmer Knecht
erheiratet, die Bäurin ist vor
ihrem Vater auf den Knien
herumgerutscht, bis sie ihn
hat nehmen dürfen, und nun
bringt er sie um alles und
wohl noch unter den Boden! Ja,
so geht's hienieden!“

„Wer niemals einen Rausch
gehabt,

Der ist kein braver Mann!“

brüllte der Bauer gerade wieder.

Der fremde Herr wurde rot und
blaß im Gesicht. „Einen Stich
giebt es mir ins Herz, wenn ich
diesen Vers höre! O wenn ich
diesen Judas vor mir hätte, der
ihn erformen hat!“

„Ja, einen Mühlstein sollte man
ihm —“ wollte der Herr
Pfarrer sagen, aber der andere
schnitt ihm das Wort ab.

„Schade um den Mühlstein!“
rief er zornig, „ein Strick thäte
es auch, und der wäre noch zu
gut für ihn. — O mein Gott!
wie viel Verführungen zur
ersten Unmäßigkeit, welche aber
nur der erste Schritt, ach bei
so vielen, zum letzten ist, wie
viel Glend, wie viel Thränen
quellen aus diesem schändlichen
und obendrein so dummen
Worte! Man darf es nur
aussprechen, und man fühlt
auf den eignen Lippen das
patsige, dreckige Lachen des
schlechten Fremdes, der
tausendmal schlimmer ist,
als unser ärgster Feind. Denn
dem gehen wir ja ausweg,
dem andern aber folgen wir
blind und dumm und schwach,
wohin er uns führt, in die
Sünde. Unser ganzes
unglückseliges Volk ist durch
diesen einen Spruch und seine
Kinder und Bettern, was eine
saubere

Familie abgiebt, bis in Nieren
und Herz hinein vergiftet
worden!“

Seine Stimme stockte und
in seinem Auge schimmerte
etwas Feuchtes. Sie waren
weitergegangen.

Drinnen sagte ungefähr zu
gleicher Zeit die grüne
Baumwirtin — grün war sie
just nicht, sondern recht
appetitlich rosa —: „Jesses,
Höldelebauer,“ sagte sie,
„was für ein braver, kreuz-
braver Mann mühtet Ihr
sein, wenn's auf Eure
Räusch' ankommen thät! —
Aber das sag' ich Euch,
das ist der letzte Schoppen,
den Ihr heut von mir kriegt.“

Dem Hintenden würde es
noch besser an ihr gefallen
haben, wenn sie das »heut«
ausgelassen hätte. Ja, das
Wirten ist halt keine ganz
reine Siantierung.

„Macht nix, Bärbele,“
lallte der Bauer, „nach
gehn mer zum untern
Bierwirt. — Trinkt aus,
alla, Brüderle, trinkt aus.“

Damit reichte er sein
Kestle seinem Spezel,
einem alten verchnapften
Besenbinder mit grauem
wüsten Stoppelbart im
Gesicht und kleinen ge-
röteten Schweinsänglein.
Er wischte sich höflich
den Mund mit dem
Spiegelärmel, trank aus
und leckte sich schmatzend
die Lippen.

„Ihr verkauft noch Haus
und Hof,“ nahm nochmals
die Wirtin das Wort.

„Macht wieder nix! 'no
hab' ich no mei Wald!“
schrie der Trunkene und
schlug prozig auf den
Tisch, daß die Gläser
tanzen.

„Ja, aber wie lang,“
sagte die Wirtin, „wißt
Ihr ein Ding, was keinen
Boden hat?“

„Und wenn ich den Wald
verjoffen hab', so hab' ich
noch meinen Steinbruch,
und der hat keinen Boden,
der geht durch und durch,
durch die Hölle und bis zu
den Gegenfüßlern, und z'
Friburg baue sie wie wütig.“

„Jest pafst auf, Höldelebauer,
auch Euer Steinbruch
hat einen Boden, aber
etwas anderes hat keinen.“

„No, was denn?“

„Eure Gurgel, da geht
Haus und Hof, Wald und
Bruch hindurch. — Nur
Eure Kätter dauert nich!“

„Hohol!“ lachte der Bauer,
„komm, Nazi, wir wollen's
probieren. Heut wemmer
emol lustig sei, heirassala!“
Und die beiden edlen
Seelen torkelten
brüderlich davon, unter
dem Gelächter der Gäste
und dem Gespött der
Buben und Mädchen,
die draußen herumstanden.

Der Herr Pfarrer und sein
Freund standen jetzt auf
der Halde oben, trockneten
sich den Schweiß von der
Stirne und schauten hinaus
in die schöne sommerliche
Flur des Breisgans. Links,
etwas unter ihnen, lag der
verwahrloste Höldelehof.
Ein ältliches Weib saß auf
der Thürschwelle und
stopfte einen blauen
verschossenen Baumwoll-
strumpf. Rechts am
Waldrande klappte der
Steinbruch. An dessen
Eingang stand, die Hände
in den weiten Hosentaschen,
einen roten Gürtel um die
Lende, in farbig gestreiftem
Hemde und flatterndem
Halstuch, auf dem schwarzen
Kraustopf ein kleines,
mit bunten Federn
geschmücktes Hütchen,
ein langer sonnenverbraunter
Italiener, der Vorarbeiter
des Höldelebauern.

Als der Herr Pfarrer näher
kam, zog er sein Hütchen
und sagte: „Gelobst
Dschesu Christo!“

„In Ewigkeit, Amen! —
Guten Tag, Antonio!“

„Gelt, Bursche, du bist
nicht im Wirtshaus, wie
dein Herr,“ brummte
freundlich der fremde Herr.

„Was sollt thun imi Wirshaus, Signor? Vertrinkt nur Geld imi Wirshaus, kriegt Jammerikas, bleibi lieber heim, Signor,“ war die Antwort des Italieners. „Ist brav gebacht und gut gethan, mein Sohn, bleib nur so,“ sagte der Herr und wandte sich mit dem Herrn Pfarer zum Gehn.

„Sehn Sie nur,“ sagte er dabei, „wie gesund und drall der Mann ansieht, bei all’ der schweren Arbeit und dem Handvoll Essen, und vergleichen Sie einmal in Gedanken damit die saltigen, ausgemergelten Gesichter unserer Arbeiter. Aber da haben Sie’s: Schnaps zehrt und Brot nährt, und was vom Schnaps gilt, das gilt auch von Bier und Wein. Und zwar zehrt er doppelt, indem er uns nicht nur die Kraft frisst, sondern auch das Geld, mit dem wir uns wahre Kraft und rechten Saft kaufen könnten, nämlich Brot. Dann aber noch eins: Die Genügsamkeit und Spar-

samkeit dieser fremden Leute entzieht unsern Arbeitern die Arbeit und unserem Lande ein schweres Geld. Hinc illae lacrymae, daher der Jammer um die schlechten Zeiten.“ Sie bogen in den Tannenwald ein. Antonio sah ihnen nach, drehte sich dann nach dem hellroten Steinbruch um, über dessen Felswänden die heiße Luft zitterte, und betrachtete ihn zärtlich. Dann lächelte er pfiffig und summite: „Evviva Garibaldi“, und legte sich, so faul er konnte, ins Gras.

Ein Jahr drauf kam der fremde Herr wieder nach Mundelfingen.

Am Samstagmittag, während der Herr Pfarer die Predigt einstudierte, machte er einen Spaziergang so für sich allein. Er kam am „Grünen Baum“ vorbei, und der Hölderlebauer fiel ihm ein, weil es gerade so still war. Denn daß im hintern Stübtle ein paar Bauern zwickten, konnte er nicht hören. Notabene, die Frau Wirtin war in der Stadt auf dem Marktgang, sonst würde auch nicht gezwickt worden sein, denn das Karteln, und vor allem das Zwicken, hat sie noch mehr auf der Latte, als das viele Saufen, obwohl sie Wirtin ist.

„Nun, gehn wir einmal hinauf in den Hölderlehof. Auf dem Frauenselsen hat man doch die schönste Aussicht,“ dachte der Herr.

Er stieg hinauf und kam am Hof vorbei, der ihn noch ein gut Stück verlotterter dünnkte. Vom Steinbruch her klang ein emsiges Bickeln und Klopfen an sein Ohr. Aus der Hofthüre trat eben ein Mann mit einem Laib Brot unter dem Arme und einem Steinkrug in der Hand, den er am Brunnen füllte.

Der Mann war der Italiener Antonio, nur hatte

er eine neue graue Samthose an, ein bunteres Hemd und einen breiten Hut.

„Guten Tag, Signor Antonio!“ rief der Antömmeling. „Dag, Signor!“ erwiderte verwundert der andere, bis er den fremden Herrn erkannte.

„Wie geht’s denn dem Hölderlebauer, Antonio?“

„Gut, Signor,“ sagte Antonio mit sonderbarem Lachen.

„So, hat er sich denn gebessert?“ fragte erstaunt der Fremde. „Ei das freut mich,“ setzte er dann hinzu.

„Dank, Signor, dank schön,“ versetzte mit dem gleichen Lachen der Italiener.

Der fremde Herr merkte etwas. „Warum lachen Sie denn so?“ fragte er, „wo ist er denn?“

„Wer, Signor?“

„Nun, der Hölderlebauer!“

„Nuu i drum lachel! Hölderlebauer bin i, Signor.“

„Ja, aber —?“ wollte jener fragen. Antonio aber deutete einfach nach dem Steinbruch und sagte lebhaft: „Habi schafft tre — drei Joahr bei Hölderlebauer — habi spart tausig und siebenhundert Mark, habi kauft von Hölderlebauer, wo er wesen is rauschig, Wald und Steinbruch, sehr gute Steinbruch, seine Steinbruch, verdieni viel Geld — Hölderlebauer allis verlosse, bal is wesen tutti futsch! kaputti bankrutti — habi kauft in die Verteigerung Hölderlehof dazu — Lauslotterifall is es — un bin i jeh Hölderlebauer, Signor! Nunmi Sie, zeigi Sie ebbis!“

Er schritt voran und der Herr folgte ihm in den Steinbruch, wo ein halbes Duzend Männer arbeiteten, lauter Italianos, bis auf einen. Und der eine war ein herabgekommener, zerlumpter Bauersmann, mit blauem, wüsten, zerfallenen Gesicht, der eben einen Karren voll Abraum herauschob.

„Des is Hölderlebauer wesen, Signor.“

Er richtete sich stolz auf, während der Alte, sein früherer Herr, sich in wütender Scham tiefer über seinen Schubkarren beugte und mit seiner schweren Last eilig fortzukommen suchte.

„Schafft nimmi viel — vertrinkt Daglohn imi Schnaps — hilft nix, was i sag’, aber sagi nit viel, schick au nit furt, aufsi — aufsi — was heißt misericordia in deutsch?“

„Barmherzigkeit!“

„Jo, Barmherzigkeit! — Frau isch dod un Kinder furt, was willt mache?“

Erschüttert sah der fremde Herr der traurigen, dahinwankenden Gestalt des einstmaligen Hofbauern nach und schüttelte das Haupt.



„Des is Hölderlebauer wesen, Signor.“

San Niccolò.

Eine wahre Geschichte von B. Stell.



kleine, aber äppige Gestalt, trotzdem stinkt wie eine Eidechse, ein ausgezeichnetes Mundwerk, in jeder Beziehung komplett, Lippen „süß und feurig“, um mit dem Dichter zu reden, zweieinunddreißig weiße Zähne, in ständiger die härteste Nuß zu knacken, ein Zünglein scharf und spitzig, im Schwätzen natürlich, wie es ein Kind aus dem Volke im sonnigen Süden höchst notwendig hat, so lebt Angiolina, die Heldin unserer höchst wahrhaftigen Erzählung in meiner Erinnerung. Im ganzen ein sehr „amächeliges“ Persönchen.

Von Beruf war sie Sartorella, d. h. Schneidermädchen, und aus dem ergiebt sich von selbst, daß sie stets zierlich und geschmackvoll gekleidet ging, das hätte ihre gestrenge Padrona, die erste Kleidermacherin der Stadt, schon nicht anders geduldet. Waren die Stoffe ihres Anzugs auch sehr einfach, denn ihr Lohn war klein, so war dafür derselbe stets mit großer Sorgfalt gemacht, und sie wußte mit einem Restchen Band, einem Stückchen Abfall eines Seidenstoffs, mit ein paar Fäden denselben so hübsch zu garnieren, daß Anzug und Mädchen vorzüglich harmonierten. Die schwarzen Augen, das Stumpfnäschen, das kokette Kleid gaben ein schönes Ganze, das manchem jungen Manne in die Augen stach.

Ihre Mutter hatte sie verloren, als sie noch ein Kind war; ihr Vater gehörte der löblichen Schuhmacherzunft an, war aber außerdem äußerst thätiges Mitglied eines strebsamen Vereins „zur Vertilgung des Weines“, und er war leider oft genötigt, seinen Schusterschemel im Stich zu lassen, um sich den edlen Zwecken des Vereins zu widmen. Dieses schwere Opfer, das er lediglich aus angeborener Gutmütigkeit brachte, hinderte ihn, Schätze aufzuhäufen, aber was er zum Leben brauchte, schuferte er sich doch zusammen, und um seine Tochter

— obgleich er sie in seiner etwas brummigen Art recht gern hatte — kümmerte er sich nicht, er hielt dies für die beste Art der Erziehung. Diese Ansicht hätte freilich für Angiolina höchst betrübende Resultate haben können, wenn sich nicht ihre Tante, Schwester ihrer verstorbenen Mutter, des verwaisten Mädchens angenommen hätte.

Im übrigen durfte sie ihr Stumpfnäschen ganz getrost hoch tragen, denn ähnlich dem Schwabenmädchen, das da meinte:

— Die Mindest bin i net,

I han sußzig Gulde

Und an aufgmachts Bett!

konnte sie sich rühmen, Hausbesitzerin zu sein!

Freilich nicht ganz, denn die alte, immerhin dreistöckige Lotterfalle, in welcher sie mit ihrem Vater ebener Erde wohnte, hatte noch drei Mitbesitzer, alles Geschwister ihrer seligen Mutter. Aber item, sie war doch ein Viertel Hansherrin, und ihr Name stand im Grundbuche der Stadt — wie viele Mädchen konnten sich wohl des Gleichen rühmen? Und es war ein Glück, daß ihr Name dort stand, der ihres Vaters hätte nicht lange dem Buche zur Zierde gereicht, eingedenk der Flüchtigkeit aller irdischen Güter, hätte der edle Mann seinen Hausanteil jedenfalls schon längst den Be-

strebungen seines Vereins dahingegeben.

Und dennoch, trotz aller dieser Vorzüge — Angiolina war nicht glücklich! Sie war bald achtzehn Jahre alt und — hatte noch keinen Bräutigam!! War das nicht eine Schande, eine Ehrentränkung höchsten Grades für sie! Und doch hatte sie täglich seit zwei Jahren in der Kirche, die gerade auf dem Wege zur Kleiderhändlerin lag, eine ganze Viertelstunde in eifrigem Gebete zugebracht, an den Sonntagen in allen verschiedenen Kirchen der Stadt, um ja keinen der Heiligen zu erzürnen, ihre Wünsche in frommen Bitten kundzugeben, alles war vergebens gewesen, bald, in wenigen Wochen, war ihr Geburtstag, und keine Aussicht auf eine Heirat.

Nicht daß es ihr an Bewunderern gefehlt hätte, im Gegenteil, es gab deren mehr als ihr lieb war. Um die Mittags- und Abendstunde, wenn Angiolina heimkehrte, hummelten immer einige Bersaglieri dort herum, die sonst wenig Gefallen an der engen schmütigen Gasse gefunden hätten, sogar ein schmucker Polizeiergeant ließ sich herbei, um diese Zeit auf Ordnung und Sicherheit dieser Gegend zu achten, die ihn sonst blutwenig kümmerte — sie mochten sich dort nach Belieben prügeln und zanken. Vor dem Hause der Kleidermacherin lungerten stets einige Stutzer herum, um ihr im Vorbeigehen fade Liebesworte oder Schlimmeres zuzusüstern, die aber von Angiolina stets mit stiller Verachtung behandelt wurden.

Denn das stand bei ihr felsenfest, von einer Liebe ohne solide reelle Basis wollte sie ein für allemal nichts wissen, die guten Lehren ihrer Tante waren auf fruchtbaren Boden gefallen und hatten tief Wurzel geschlagen. Aber daß kein wirklicher, echter Freier kommen wollte, der ihr eine, wenn auch bescheidene, so doch gesicherte Existenz bieten konnte, das war ihr unbegreiflich! Hatte doch jüngere, minderschöne ärmere Mädchen das ersehnte Ziel erreicht. Da mußte Hexerei im Spiele sein, und um diese unschädlich zu machen, blieb eben nichts übrig als eifrig und eifrig zu beten.

Zwei junge Männer waren in der Gasse angesiedelt, der eine, Domenico, ein Gemüchändler, der andre, Beppo, ein Kohlenhändler, der erste schlant, braun-

haarig, ernst, der andere unterfest, mit roten, krausen Haaren. Beide gehörten zur Aristokratie der Gasse und waren wohl in der Lage, eine Frau und etwa ein halb Duzend Bambini*) zu ernähren, und beide spukten in den Träumen Angiolinas und erhielten am Tage die freundlichsten Grüße von ihr. Trotz dem Sprichworte, daß rote Haare und Erlen selten auf gutem Boden wachsen, hätte sie doch Beppo wegen seines immer heitern Humors vorgezogen, aber leider hatte noch keiner von beiden angeknüpft, es war stets bei harmlosen Gesprächen und lustigen Scherzen geblieben. Zudem war auch die Konkurrenz groß, heiratslustige Mädchen waren gar viele in der Gasse und deren Umgebung, um so seltener Männer, die imstande waren, einen eignen Haushalt zu begründen.

Da beschloß Angiolina, mit besonderem Eifer diese Sache in die Hand zu nehmen.

San Niccolo, unser guter, lieber San-Niklaus, ist nicht nur bei den Kindern weit und breit ein sehr beliebter Heiliger, dessen Tag voll Freude erwartet wird, nein, er genießt auch außerdem einen wohlbegründeten Ruf als Beschützer der Liebenden und als Ehevermittler. — Warum? — Das habe ich trotz mancher Nachforschungen und Fragen nicht ergründen können, auch ist mir sein Leben leider nicht genügend bekannt, daß ich es aus demselben zu erklären vermöchte, item, es ist einmal so. Und deshalb kaufte unsere Heiratslustige denn ein hübsches Gipsbild dieses frommen Heiligen und errichtete ihm in einem Kumpelkammerchen hoch oben unter dem Dache eine Art Altar, den sie mit Blumen, kleinen Medaillen aller möglichen Heiligen u. s. w. schmückte, und begann nun morgens und abends, wenn es die Zeit erlaubte sogar mittags, ihm ihr Anliegen und ihre Wünsche ans Herz zu legen, daß dies helfen müsse, daran zu zweifeln hätte sie als Todsünde betrachtet.

So vergingen einige Wochen in Hangen und Bängen, da fand Angiolina, als sie eines schönen Tages zum Essen heimging, die Gasse in ungewöhnlicher Aufregung. Überall standen Frauen und Mädchen in Gruppen beieinander, gestikulierten mit den Händen und lärmten und schrien, als gälte es ein Wettgebrüll; aus den Häusern fluchten die Männer und heulten die Kinder, nach dem Essen verlangend, kurz es war ein Toben-Wabohu ersten Ranges. Und warum dies alles? Domenico hatte der Teresina einen Heiratsantrag gemacht, der natürlich sofort angenommen worden. Diese Kunde schrie eine Freundin unsrer armen Angiolina zu, „und er hat gleich beim Meister Shecco einen Kasten und eine Kommode bestellt,“ eine zweite, — „und er läßt sein Haus neu weißeln,“ freischte die dritte, — „und im Flur werden zwei Täubchen gemalt,“ eine vierte, so daß dem armen Mädchen ganz schwindelig wurde.

Die Polenta schmeckte ihr gar nicht, obwohl sie sonst von vortrefflichem Appetit war, und sobald es anging, schlich sie sich in ihr Dachkammerlein, um in Thränenströmen ihrem armen gequälten Herzchen Luft zu schaffen.

Diese Teresina, diese lange, magere Hopfenstange, die, wenn sie auf eine Leiter stieg, auf Gottes Erdboden nichts mehr ihr eigen nannte, dieser erbärmliche Tropf schnappte ihr einen ihrer Chemänner in spe weg. War das nicht zum Haarausraufen. Wahrlich, diese Männer waren doch die allerdümmsten Geschöpfe von allen, die nur auf der Welt herumkriechen!

Nach und nach beruhigte sie sich und das Bild des roten Beppo trat immer heller in ihrem bekümmerten

*) Kinder.

Geiste hervor, er, der ewig Lustige, war ja eigentlich ihr Auserwählter. Wir sagen in unserem lieben Vaterlande, wer rote Haare trage, Männlein oder Fräulein, sei entweder „engelsüß“ oder „teufelsbö“, Angiolina hätte dem biedern Beppo jedenfalls das erste Prädikat gegönnt. Mochte sich Teresina mit ihrem mürrischen Menigo (Abkürzung für Domenico) herumzanken, ihr blieb das bessere Teil, dank dem guten San Niccolo. Noch ein inniges Gebet zu diesem, und gefaßt kletterte sie die Stiege herunter, um kaltblütig dem neuen Brautpaare gratulieren zu gehen.

Aber das Unglück wurde nicht müde, die Arme zu verfolgen, denn als sie am folgenden Tage in bester Zuversicht auf den Schutz San Niccolos den wadern Beppo besuchen wollte, um ein kleines Quantum Kohlen zu bestellen und zugleich die Macht ihrer Augen und ihres Bingleins ernstlich an ihm zu versuchen, mußte sie hören, er sei verreist, um einen alten Onkel irgendwo im Venetianischen zu besuchen, käme aber in einigen Tagen wieder, da sein Geschäft es dringend erfordere.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben,“ dachte sie beim Heimgehen, dennoch prickelte ihr die Ungeduld und der Ärger in allen Nerven. „Zinner und immer wieder Hindernisse, ach, San Niccolo, wie machst du mir das Heiraten sauer.“

Einige Tage darauf war das Fest von San Giacomo, wir heißen es Jakobi, und ist es für manchen Schuldner ein sehr unangenehmer Tag. Auch für Angiolina war er leider sehr unangenehm, obgleich, ohne daß sie es ahnte, epochemachend für ihr ganzes Leben. Nachdem sie am Morgen ihrem Vater, der den nicht ungewöhnlichen Namen Jakob trug, gebührend gratuliert, rutschte sie in sieben Kirchen herum, nicht im geringsten an ihren väterlichen Erzeuger, sondern beständig an den roten Beppo denkend, der bei ihr nachgerade zur fixen Idee geworden war. Und gerade als sie heimging, trat ihr beim Eintritt in die heute menschenleere Gasse — alles war in der Kirche oder beim Vergnügen — der Erschnte entgegen. Dies war eigentlich ein gutes Zeichen, ihre Gebete waren also erhört worden, aber daß er am Arme ein hübsches junges Mädchen führte, wollte ihr gar nicht gefallen.

„Ah, Angiolina, welches Glück, dich zu treffen. Sieh, hier stelle ich dir meine liebe Annetta vor, heute meine Braut, in drei Wochen mein herziges Fräulein. Ihr werdet gewiß gute Freundinnen werden. Ach, wird das ein lustiges Leben werden.“

Wäre vom sonnenklaren Himmel ein Blitzstrahl vor Angiolina niedergefahren und hätte die ganze Straße mit samt ihrem Viertelshause zerschmettert, ärger hätte sie nicht erschrecken können. Mit großer Mühe vermochte sie sich zu fassen, um eine Gratulation hervor-zustottern, zugleich auch eine Entschuldigung, sie müsse schleunigst heim, zum Namensfeste des Vaters einiges herzurichten; das verliebte Paar war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihre Verwirrung zu bemerken.

Schleunigst eilte sie nach Hause, türmte die alte, baufällige Treppe hinauf in die Mansarde und überließ sich dort ganz ihrem Borne, und wenig hätte gefehlt, sie wäre stracks umgekehrt, hätte den beiden die Augen ausgekratzt und sich dann auf irgend eine beliebige Art aus dem Leben gebracht. Sie raßte förmlich, und ohne zu bedenken, daß der gute Beppo eigentlich gar keine Schuld gegen sie hatte, verwünschte sie ihn doch auf die leidenschaftlichste Art und Weise, wie eben nur eine erzürnte Italienerin es imstande ist. Dieser elende Verräter, aus der Fremde irgend woher eine Braut herzuschleppen,

während sie sich für ihn härmte, für ihn betete. — Da fielen ihre Augen auf San Niccolo, der ernst und feierlich in seiner blumengeschmückten Ecke stand.

„Und auch du, Birbante, hast mich schmählich getäuscht. Habe ich dir nicht ein so herziges Wirtelchen hergerichtet, wie es kein Heiliger in der ganzen Stadt besitzt? Habe ich dir nicht immer die schönsten Blumen gebracht, dich mit den schönsten Amuletten geziert und dir eine Kerze versprochen, so dick wie mein Arm, wenn du mir hilfst? Und so hast du mir mitgespielt! Aber warte: kein Mädchen soll mehr an dich glauben, in den Straßen, auf den Plätzen will ich es verkünden, wie du bist. Geh, ich mag dich nicht mehr sehen!“

Und damit packte sie den armen Heiligen, d. h. die Gipsfigur, schüttelte sie wie ein Mattenpinscher eine gefangene Ratte, und schwubb! flog sie zur Dachluke hinaus, ein dumpfer Schrei ertönte, ein Klirren und Klappern, dann war alles still.

Vändlich, sittlich! Zürnen wir der zornigen Angiolina nicht, haben ja doch die Lazzaroni schon verschiedene Male den heiligen Januarius, den allerhöchsten Schutzpatron Neapels, ins Meer werfen wollen, wenn er sich nicht beeilte, ihre Wünsche zu erfüllen, und kann man es ja in unserem schönen Nachbarlande täglich erleben, daß irgend jemand seinen Schutzpatron mit den größten Schimpfworten überhäuft, um trotzdem am folgenden Tage reutig und zerknirscht vor seinem Bilde zu beten, es ist eben nicht böß gemeint.

Des Hornes Ende ist der Neue Anfang! Tief erschrocken, totenblaß, stand Angiolina in ihrer Kemenate. Was hatte sie gethan? Welch schredliche Folgen konnte eine solche That, beinahe ein Mord, nach sich ziehen? War es der Heilige, der so dumpf aufgeschrien?

Über das letztere wurde sie zwar durch einen Wortwechsel, welchen ihr Vater mit einem Fremden führte und den sie oben teilweise hörte, beruhigt. San Niccolo war, schien es, jemand an den Kopf geschlagen, allerdings schlimm, aber doch nicht so arg, als wenn er gejammert hätte.

Der alte Schuster hatte seinen Vormittag mit seinen Vereinsmitgliedern zugebracht. Zur Feier des Tages — es gab noch verschiedene Giacomo's im Vereine — hatte ein benachbarter Kneipwirt, der ebenfalls diesem Namen Ehre machte, ein neues Faß angestochen, und der Hauptparagraph der Vereinsstatuten bestimmte, daß bei solcher Veranlassung kein Mitglied fehlen dürfe, und es waren

auch alle vollzählig erschienen. Es wurde darüber verhandelt, welcher Wein der bessere sei, der vom letzten oder der vom neuen Faße, die Meinungen waren geteilt, die Debatten ernst und eingehend, da aber eine Einigung nicht erzielt werden konnte, so wurde beschlossen, vorläufig zum Essen zu gehen und dann nachmittags mit erneuten Kräften die Frage wieder aufs Tapet zu bringen und gründlich zu prüfen. So saß er denn in Nachdenken versunken über den wichtigen Fall und den Risotto erwartend, als plötzlich ein fremder Mann den Kopf, an dem er heftig herumtrieb, zum Fenster hereinsteckte und zornig frug: wer ihm eine Gipsfigur angeworfen hätte?

Eine solche Störung war gewiß unangenehm, und man kann es dem Schuster nicht übelnehmen, wenn

seine Antwort nicht gelinde ausfiel, im Gegenteil, so grob als nur irgend möglich, die darauffolgende Gegenrede war in der gleichen Tonart, und so hätte sich beinahe zwischen Gasse und Zimmer ein gemüthlicher Faustkampf entwickelt, wenn nicht Angiolina in dem Momente zur Hausthüre hinausgehuscht wäre. Sie raffte schleunigst die Bruchstücke des San Niccolo zusammen und war im Nu im Hause verschwunden.

Der Fremdling, der sie kaum recht gesehen, frug den Vater: „Ist das Cure Frau?“

„Da sieht man, wie betrunken (die höchste Beleidigung, die der Verein kannte, da sämtliche Mitglieder diesen Zustand als entehrend betrachteten und nie zugeben, daß irgend ein Mitglied betrunken sei) Ihr sein müßt, ein solches Kind für meine Frau anzusehen. Geh zum T“ *fiol d'un can.*)*

Und damit schlug er das Fenster zu, der andre ging, immer den Kopf reibend, von dannen, indem er ihm noch zurief, er werde von ihm hören.

Solche Zwistigkeiten waren nichts Ungewöhnliches, und als seine Schwägerin den Risotto brachte, war alles wieder vergessen, nur die arme Angiolina war und blieb traurig.

Aber wenige Tage waren verflossen, da kam eine Vorladung, die den Giacomo Calcagno und seine Tochter vor den Polizeirichter citierte.

Der Alte geriet in gewaltigen Zorn, es war das erstemal in seinem Leben, daß er mit der Polizei zu thun hatte, denn die vielen Streitigkeiten, die in der

*) Hundesohn, beliebtes Schimpfwort.



Ein dumpfer Schrei ertönte, ein Klirren und Klappern, dann war alles still.

Gasse vorkamen, wurden stets nach dem alten Faustrecht geschlichtet, ohne die Polizei unnötig zu stören, und diese selbst kümmerte sich im allgemeinen nicht viel um das Thun und Treiben dortselbst, sie wußte, daß zwar arme, aber ehrliche Leute dort wohnten, die keine Spitzbuben u. s. w. unter sich geduldet hätten. Und nun mußte ein Fremder kommen und ihn verklagen. An Angiolina konnte er seinen Born nicht auslassen, sie dauerte ihn viel zu sehr, wie sie im Hause herumtschlich, totenblaß, mit verweinten Augen, kaum ein Wort sprechend.

Ach, die Arme war tief betrübt! Sie hatte natürlich ihren Unfall der Tante und den Nachbarinnen erzählt, freilich ihre Absichten auf Beppo wohlweislich verschweigend, nur im allgemeinen ihren Zornanfall schildernd, darüber, daß alles heirate und nur sie trotz aller ihrer Aufmerksamkeit gegen San Niccolo eine alte Jungfer werden müsse. Das begriffen nun alle teilnehmenden Seelen, obgleich sie über das gewaltthätige Verfahren gegen den heiligen Gestirter den Kopf schüttelten, daß aber bei der Gelegenheit ein Mann verwundet worden, erschien eben sehr bedenklich.

Über die in Aussicht stehende Strafe waren die Meinungen sehr geteilt, sie schwankten zwischen vier Wochen und einem Jahre schweren Kerkers bei Brot und Wasser. Ja, eine ältere Matrone prophezeite noch mehr, ein Bettler von ihr habe einem guten Freunde einen Messerfisch, einen ganz kleinen Messerfisch zwischen die Rippen gegeben — der dumme Kerl sei an der Bagatelle gestorben — und habe dafür zehn Jahre bekommen. So schäme sie für diesen Fall zwei Jahre. Eine andere behauptete ferner, die Verurteilten würden bei Antritt der Strafe als Willkomm und nach Verbüßung derselben als Abschied fünf und zwanzigmal mit einem zarten, biegsamen Meerröhrchen auf unangenehme Weise gekittelt, und was der Sachen mehr waren.

Kein Wunder, daß Angiolina schier verzweifelte, als sie am Tage, den die Vorladung nannte, an der Seite ihres Vaters vor den Gerichtshranken erschien. Im schwarzen Anzuge, das blasse Gesicht von einem schwarzen Schleier unwallt, war sie ein ergreifend schönes Modell zu einem Bilde der Trauer oder der Melancholie, und ihre Anmut zeigte sich noch vorteilhafter als in ihren heitern Tagen, und sowohl der Richter wie der Gerichtschreiber konnten sich eines beifälligen Schmunkelns nicht erwehren, als sie die schöne Verbrecherin dort sahen, wo sie gewöhnlich nur schäbige Haltungen erblickten. Auch der Kläger, ein hübscher junger Mann mit kühn geschwungenem braunen Schnauzbart und gutmütigem Gesicht, war sehr verblüfft; er hatte eine keifende Megäre erwartet und sich auf einen tüchtigen Wortkampf gefaßt gemacht und sah nun dies holde kummervolle Antlitz, dem das borstige Gesicht des Vaters mit der feuerroten Nase (Chrenzzeichen des Vereins) als gute Folie diente.

Auf Befragen des Richters erklärte der Kläger, er heiße Luigi Brunetto, sei 25 Jahre alt, ledig und Eisenbahnangestellter. Am Jakobstage sei er harmlos und an nichts Böses denkend durch die K-Gasse gewandelt, als er plötzlich einen Schlag auf den Kopf erhalten, daß er alle Engeln im Himmel pfeifen hörte, dann sei eine Gipsfigur vor seinen Füßen zerschellt. Auf seine Frage bei dem hier amwesenden Herrn Calcagno habe er nur grobe Antwort erhalten, dann sei ein Frauenzimmer blitzschnell, er habe sie kaum recht gesehen — hier schaute der Kläger die weinende Angeklagte betrübt an —, aus dem Hause gekommen, um die Scherben zusammenzuraffen und ebenso schnell zu

verschwinden. Da vom Meister Calcagno nichts als Grobheiten, höchstens noch Schläge zu erhalten gewesen wären, so sei er gegangen und habe geklagt. Das sei die ganze Geschichte.

Ob er nun Strafantrag stelle?

„Ja,“ meinte Brunetto, „dem groben Schuster könnten ein paar Tage Arrest nichts schaden.“ Dabei kratzte er sich aber bedenklich hinter den Ohren.

„Um den handelt es sich vorläufig nicht,“ sagte der Richter. „Erzählen Sie uns die Sache, Signorina.“

Im Anfang ängstlich stotternd, von häufigem Schluchzen unterbrochen, begann Angiolina ihren Bericht. Sie meldete, daß sie nun demnächst achtzehn Jahre alt werde, keinen Liebhaber, keinen Bräutigam besitze, also nur die trostlose Aussicht habe, entweder in ein Kloster zu gehen oder eine alte Jungfer zu werden, eines so schlimm wie das andere. So habe sie sich oft bittere Gedanken gemacht, und als ihr gerade an dem Tage wieder ein junges Brautpaar begegnet, da sei sie ganz außer sich geraten, ein böser Dämon müsse ihre Sinne verwirrt haben, daß sie schließlich den San Niccolo zum Fenster hinaus und gerade dem Herrn an den Kopf geworfen habe. Es thue ihr das bitterlich leid, erstens des lieben Heiligen willen, zweitens der dem Herrn verursachten Schmerzen halber. Sie gestehe alles ein und müsse eben die Strafe hinnehmen.

„So, so!“ brummte stillvergäugelt der Richter. „Sie haben es nun gehört, Herr Brunetto, halten Sie die Klage aufrecht?“

„Ganz gewiß nicht, Herr Richter! Hätte ich dies alles gewußt oder nur an dem Tage die Signorina gesehen, es wäre mir nicht im Traume eingefallen, Klage zu erheben. Ich ziehe meinen Antrag zurück und bedaure nur, ihr so viele Unannehmlichkeiten verursacht zu haben.“

Der Richter erklärte nun den Fall für erledigt, immerhin empfahl er dem Mädchen, wenn sie je wieder einen Heiligen zum Fenster hinauswerfe, sich vorher zu überzeugen, ob die Strafe auch menschenleer sei, ein anderes Mal könne die Sache doch schlimmer ausfallen.

Mit Freundentränen in den Augen und mit beiden Händen gestikulierend, erklärte die nun ganz glückselige Angiolina, daß ihr so etwas im Leben nicht wieder passieren werde, sie habe am ersten Mal und an der ausgestandenen Angst genug, und sah dabei so liebreizend aus, daß der gute Brunetto gar nicht mehr bedauerte, die Klage erhoben zu haben, bloß dieses prächtigen Anblicks halber.

Vor der Thür redete der alte Giacomo seinen Gegner an: „Scior*) Brunetto, Sie sind ein Galantuomo, und um Sie zu überzeugen, daß ich nicht so grob bin, wie sie meinen, lade ich Sie zu einem Gerichte Maccaroni ein, die meine Angiolina trefflich zu bereiten versteht, und mein Gevatter in der Osteria an der Ecke soll uns ein Weinchen liefern, wie man es im Duirinal nicht besser trinkt; ich verstehe mich darauf.“

„Ach ja, Herr Brunetto, kommen Sie mit uns,“ bat auch Angiolina.

Dieser erklärte sich bereit, falls er durch Einkauf einer Salamiwurst und einiger Pfund Schinken das Festmahl verschönern dürfe, wogegen keine Einsprache erhoben wurde.

Großer Jubel ertönte in der Gasse, als Kläger und Geflagte in fröhlicher Eintracht daher kamen und Angiolina statt auf verschimmeltes Brot und fauliges Wasser, ganz abgesehen von dem vielbesprochenen Meerröhrchen,

*) Scior, Dialekt für Signore.

nun Aussicht auf ein vortreffliches Mahl hatte; da wurden Hände geschüttelt und Mützen geschwenkt, als ob ein Triumphator käme.

Bald saßen die vier mitamt der Tante am Tische und hoben die Hände zum festlich bereiteten Mahle. Es schmeckte ihnen vortrefflich, und Luigi erwies sich als ausgezeichnete Gesellschafter, das Lachen wollte kein Ende nehmen.

Waren es nun die guten Maccaroni und der gerühmte Wein, oder war es der Anblick der holden Angiolina, der er unbewußt so viel Kummer bereitet — wir wollen zur Ehre Luigis annehmen, daß mehr sein Herz als sein Ma-

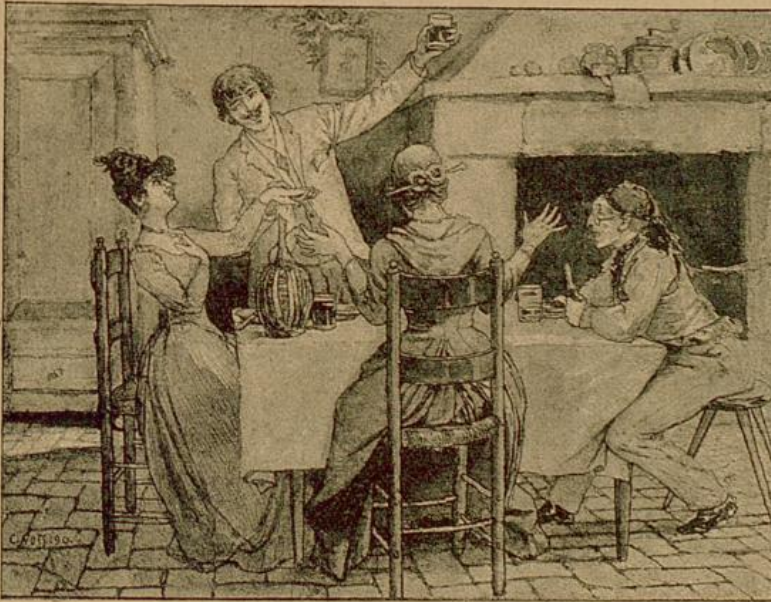
gen sprach —, kurz, er fühlte, daß er von Minute zu Minute verliebter in seine Nachbarin wurde, und da er ein Mann von reichen Entschlüssen war, so frug er kurzweg, ob sie, um allen Versuchungen wieder Gipsfiguren aus dem Fenster zu werfen zu entgehen, ihn zum Manne nehmen wolle. Er habe sein gutes Auskommen und hoffe, sie glücklich zu machen und selbst glücklich zu werden.

Die alte Tante ließ vor Staunen Messer und Gabel fallen, der Papa Giacomo riß seine schon etwas verschwommenen Augen weit auf, Angiolina schoß das Wasser in die Augen, und zitternd streckte sie dem jungen Mann ihre Hand entgegen, der dieselbe erfaßte und an sein Herz drückte, ein zwar etwas nach Salami und Barmesankäse duftender Kuß besiegelte den geschlossenen Bund.

Der Spektakel, der aber nunmehr in der ganzen Gasse losging, als die Tante draußen die Verlobung verkündete, läßt sich einfach nicht beschreiben. Im Nu war das Zimmer voll von Gratulanten, und immer

wieder mußten Krüge voll Wein herbeigeschleppt werden, um alle in den Stand zu setzen, auf das Wohl des neuen Brautpaares zu trinken. Das war doch einmal ein „ungewöhnlicher Weg“, unter die Haube zu kommen; die Geschichte konnte man noch den Kindern und Kindeskindern erzählen.

Im höchsten Ansehen stand aber nunmehr San Niccolo. Ohne sein Mitwirken wäre jedenfalls Brunetto am Hause vorbeigelaufen und die beiden so trefflich zusammenpassenden Leuten hätten sich niemals gesehen. In edler Selbstverleugnung gab er Angiolinen den Gedanken ein, in dem Augenblicke sein Ebenbild aus dem Fenster zu werfen, und lenkte dasselbe so, daß es dem jungen Manne an den Kopf flog, ihm so einen deutlichen Wink gebend, daß hier eine Brautfür ihn sei. Darum: Evviva San Niccolo, der treue, unermüdete Schutzpatron aller Ehebedürftigen! Am gleichen Abend war in sämtlichen Gipsfigurenhandlungen der Stadt kein einziger San Niccolo zu finden, alle waren ver-



Zitternd streckte sie dem jungen Manne ihre Hand entgegen.

kaufte, und zwar nicht an alte Frauen. Aber der alte, der mit Brunettos Kopf so unliebsam tarantoliert hatte, wurde sorgsam geflickt und konnte später, blumengeschmückt und mit großer Ehrfurcht behandelt, das Glück des jungen Ehepaars betrachten.

Und nun, verehrte Leserin, solltest du vielleicht auch einmal dieses Rezept erproben wollen, so bitte, sieh genau zu, wer auf der Straße wandelt, nicht daß am Ende mir, dem bald silbernen Hochzeiter, zur Strafe für diese Erzählung eine Gipsfigur an den Kopf fliegt, mein Haar ist im Laufe der Zeit sehr licht geworden, und so könnte es mir Schaden thun.

Frühlingsstrophen.

1.

Warum so kalt, warum so trübe?
O Frühling, schenk uns deine Huld!
Das Herz sehnt sich vor Ungeduld
Nach jungem Laub und junger Liebe.

2.

Was Wolkendüster, wider Sturm und Regen!
Die töten uns den holden Frühling nicht.
Das böse Wetter wird sich sicher legen,
Sobald die erste Blütenknospe bricht.

3.

Da ist die liebe Sonne wieder!
Es jauchzt mein Herz zu ihr hinauf:
Jedweder Strahl, der stammt hernieder,
Weckt uns ein Kind des Frühlings auf.

4.

O Wonnezeit! In wenig Tagen
Wird alles, alles Blüten tragen,
Und wenn die meisten auch verderben,
Wie schön ist's doch im Leiz zu sterben!

Adolf Bartels.



Ein glücklicher Tag.

Repomuk Süßholz wachte heute schon sehr zeitig auf, eigentlich ganz gegen seine Gewohnheit; denn sonst träumte er bis in den Vormittag hinein und stieg nie vor 10 Uhr aus den Federn.

Und heute war es erst sechs. So eben hatte eine alte, heißere Wanduhr, welche sein möbliertes Junggesellenstübchen zierte, diese Thatfache mit einem halben Duzend Schläge eingehend bekräftigt. Heute war ein wichtiger Tag in dem

Leben des Herrn Repomuk Süßholz, heute war sein vierundzwanzigster Geburtstag.

Aber dieser Umstand an sich wäre nicht dazu geeignet gewesen, die Träume des Geburtstagskinds abzukürzen und ihn zu so früher Stunde die Augen aufschlagen zu lassen, sondern ein anderer Umstand, der weniger freudig war. Repomuk Süßholz nämlich hatte schreckliche Zahnschmerzen.

Das war das einzige, dessen er sich bewußt wurde, als die Uhr schlug!

Er richtete sich ein wenig im Bett empor und griff mit leisem Wimmern nach seiner Vacke. Dann, von einer schrecklichen Ahnung durchzuckt, langte er nach einem kleinen Toiletenspiegel, der auf einem Tischchen neben seiner Lagerstatt stand. Er hielt ihn vor das Gesicht, aber kaum hatte er sein Antlitz betrachtet, als er stöhnend in die Kissen zurücksauf.

Wie sah er aus! Die rechte Vacke war unförmlich aufgeschwollen, hing wie ein dicker Sack über der einen Gesichtshälfte und verwandelte den sonst schön geschwungenen Mund in eine jämmerliche Karikatur.

„Und das muß mir heute passieren,“ murmelte er, „heute, wo ich die junge Witwe so gut wie in der Tasche habe?“

Zur Erklärung dieser verheißungsvollen Perspektive sei folgendes gesagt. Repomuk Süßholz war ein Dichter und hatte als solcher — ein Fall, der öfter im menschlichen Leben eintritt — häufig mit irdischem Mangel zu kämpfen. Aus dem Grunde fand er es für passend, auf eine Annonce im Tageblatt, worin sich „eine junge Witwe mit disponiblen Vermögen“ zu verheirathen

wünschte, seine in anmutigen Versen abgefaßte Djferte einzusenden. Dieselbe fand Erhörung; heute sollte in der „Seufzerallee“ das erste Rendezvous vor sich gehen.

„Entsetzlich,“ stöhnte der geschlagene Dichter, „ich sehe keinem Menschen mehr ähnlich, sondern einem Ungeheuer! Meine schöne Hoffnung ist zum Teufel!“

Und in ohnmächtiger Wut redete er die Arme, da — ein furchtbares Klirren und Poltern, — das kleine Tischchen war umgefallen und die schön geschliffene Wasserflasche mitsamt den zwei Gläsern lag in jämmerlichen Scherben am Boden.

Repomuk Süßholz sprang aus dem Bett. Er kleidete sich flüchtig an, klopfte an die Stubenthür und bat seine Wirtin, hereinzukommen.

„Liebe Frau Neumann,“ sagte er zu der ältlichen Frau, die sprachlos auf die Glassplitter starrete, „heute ist ein Unglückstag! Ich bin krank, ich habe Schmerzen, o, es geht mir nicht gut! Besorgen Sie, bitte, warme Kamillen, ich werde Umschläge machen. Ja, und was ich noch sagen wollte, ich kann nicht ausgehen, — lassen Sie mich heute einmal bei Ihnen speisen!“

Die gute Neumann verschwand, erschien aber sogleich wieder, um einen Brief bereinzureichen. Sollte das eine Geburtstagsgratulation sein?

Repomuk öffnete, las und sank auf den nächsten Stuhl. Sein Gönner, der Kommerzienrat, beehrte ihn für heute mit einer Einladung zum Diner.

Der junge Dichter griff nach dem letzten Strohhalm. Noch einmal ließ er seine Züge an der Spiegelfläche zurückschauen, aber, was er sah, war vollständig hoffnungslos.

„Es ist alles aus,“ stöhnte er und hielt sich die schmerzende Vacke.

„So kann ich doch unmöglich in Gesellschaft gehen, ich, den ein stuchwürdiges Geschick zum Scherzsal umformte! Jetzt, da ich nicht komme, wird mein Gönner das Interesse an mir verlieren, und mit Recht! Die erste Einladung

auszuschlagen, ist immer ein mißliches Ding! Man wird mich für rücksichtslos halten, denn ein dickes Gesicht und ein Dichter, das klingt gar zu lächerlich! O, ihr Götter, was hätte ich heute für schönes Essen gehabt! Ich bin zwar in diesem delikaten Punkte nicht allzu wählerisch, mit Ausnahme von Bohnen und Hammelfleisch esse ich alles, aber der Mensch will doch auch mal wissen, was gut schmeckt!“

Repomuk Süßholz verank in weltschmerzliche Betrachtungen. Sein armer Kopf war wüß, seine Lippen brannten und qualvoll langsam schlichen die Stunden dahin, nur unterbrochen von regelmäßigen Kamillenumschlägen.

Endlich schlägt es eins, — die Stunde, wo auch ein Dichter zu speisen pflegt.



Das kleine Tischchen war umgefallen und die Wasserflasche mitsamt den Gläsern lag am Boden.

Die Wirtin erscheint mit dem Mittagsbrot; es besteht in — Bohnen und Hammelfleisch.

Neponuk will nichts mehr sehen und hören. Wie ein wütender Föwe schreiet er im Zimmer auf und ab, um schließlich sein schmerzendes Haupt und seine ohnmächtige Wut in den Polstern des Sofas zu vergraben. So liegt er in Fieberschauern eine lange Weile, da klingelt es draußen.

Wieder naht die Wirtin und überreicht diesmal eine Kiste. Aber Neponuk Süßholz wirft nur einen verächtlichen Blick auf die wohlbekannte Sendung. Sie kommt von einer alten Tante, die ihm alle Jahr zum Geburtstag einen Napftuchen und drei Paar wollene Strümpfe schickt.

Bornig schleudert er mit dem Fuß das Postpaket in die Ecke. Was soll ihm jetzt Kuchen, vielleicht sogar Kuchen mit Rosinen, bei diesen nichtswürdigen Zahnschmerzen!

„Geld brauche ich,“ ruft der unglückliche Dichter, „Geld, denn mein Barvermögen besteht aus ganzen fünfzig Reichspfennigen!“

Und weiter dehnt sich der Tag und größer werden die Schmerzen und dicker wird die Backe! Es geht stark auf den Abend zu.

Plötzlich klopft es. „Herein!“

Vor Neponuk steht eine bekannte Gestalt — der Gerichtsvollzieher. Mit entsetzten Blicken starrt er ihn an.

„Was wünschen Sie?“

„Dreißig Mark inklusive der Gerichtskosten, andernfalls hat Ihr Gläubiger, der Schneider Bügelmeier, Pfändung beantragt!“

Da durchzuckt den vom Schicksal verfolgten Dichter ein freundiger Gedanke.

„Bitte,“ sagte er höflich, „pfänden Sie!“

Der Beamte sucht, aber er vergehwiffert sich bald, daß die Geschichte ungeheuer fruchtlos ausfällt. Abgesehen von einer alten Zahnbürste, einem Stiefelknecht und zwei Papiertragen gehörte Herr Süßholz in diesen Pfählen nichts.

Neponuk lächelt, das erste Lächeln an seinem Geburtstag.

„Was ist denn hier drin?“ Der Gerichtsmann ist an die Kiste geraten.

„Ein Napftuchen und drei Paar wollene Strümpfe, falls Ihnen damit gedient ist!“

„Dienen Sie, bitte!“

Der Deckel wird abgehoben, die Hand des Gesetzes fährt ins Innere und faßt gleich oben ein sorgfältig zusammengewickeltes Papier. Der Beamte wickelt es auseinander und — dreißig blanke Mark leuchten ihm entgegen.

„So,“ sagte er schmunzelnd, „das hätten wir also! Na, nun unterschreiben Sie noch das Pfändungsprotokoll und dann entschuldigen Sie, wenn ich gestört haben sollte!“

Neponuk Süßholz unterschreibt. Er thut es vollkommen mechanisch, absolut geistesabwesend. Die Tante mit ihrem unvermuteten Dreißig-Mark-Geschenk hat ihn den Rest gegeben. Wenn ihn jetzt einer langsam zu Tode massakrierte, wäre ihm das auch egal. Durchaus erschöpft und total zerbrochen legt sich der Bejammernswerte zu Bett. Er hat Glück, das erste an seinem Geburtstag, er schläft.

Mit einemmal wird er aufgeschreckt. Seine Wirtin steht mit einem Licht vor ihm und hält ihm eine Tasse Tee entgegen: „Herzlichen Glückwunsch zum Wiegenfeste. Möchtest Du alle Tage so verleben, wie den heutigen! Dein alter Freund Felix!“

„Himmel-Bomben — —“



Seine Wirtin steht vor ihm und hält ihm eine Tasse Tee entgegen.

Lächerliches Mißgeschick.

Zwischen Konstanz und Hamburg giebt es viele Eisenbahnstationen, große, kleinere und ganz kleine, und dem Hintenden ist es ganz lieb; denn dem allzu neugierigen Leser, der dieser Geschichte nachspüren wollte, die auf einem der kleinsten Stationchen zwischen den genannten Städten passiert ist, würde so das Handwerk einigermaßen erschwert, das doch nur einem braven Mann die Verlegenheit vergrößern müßte, davon er schon mehr als genug gehabt hat.

Der Herr Expedito also der Haltestelle, von der die Rede ist, oder nicht ist, betreibt zu seinem Nutzen oder Pflaster, oder zu beiden, eine kleine Landwirtschaft neben seinem Amte, ob zwar man heutzutage sagen muß, daß es leider Gottes weder mit dem Nutzen, noch mit dem Pflaster in der so löblichen Landwirtschaft weit her ist.

Sein Viehstand ist nicht groß; denn außer einigen Hasen, die uns weiter nichts angehen, besitzt er nur eine Geiß, die es dafür um so mehr thut, eine Geiß, deren halber Liter täglicher Euterfaß zur notwendigen Aufklärung des dunkeln Morgenstrahles der Expeditorenleute dient, ob es nun der werktägliche Kneipp, oder der sonntägliche Java ist.

Aber dies sonst so nützliche Vieh, vertrackt, wie die Geißen manchmal sein können, hat nun die persönliche Eigentümlichkeit, daß es sich nur von einer Person seines eigenen Geschlechtes melken lassen will, also von einer Frau. Und zwar besorgt dies kleine Geschäft, in Ermangelung eines andern weiblichen Wesens, die Frau Expedito selbst.

Nun war dieselbe neulich einmal mit dem Frühzuge auf den Markt nach D. . . (fast hätte sich der Hintende nun doch verplappert) gefahren, und der Herr Expedito mußte seinen Kaffee selber machen, was er an sich nicht gerade ungern that; denn so kam er wieder einmal zu einem Extrastarken aus echten Bohnen. Den Malzkaffee, sagt er immer, „kneippt“ er nämlich lieber im Bräustübel. Zu seinem Morgenkaffee gehörte aber, das war er halt schon so gewohnt, seine Geißmilch, und wohl oder übel mußte er sich entschließen, die Fanny heut selber zu melken.

Aber vergebliche Mühe. Das Puder war und blieb, er mochte streicheln und schmeicheln, oder fluchen und prügeln, ein viel zu charakterfestes Frauenzimmer, ein „Muster“, was sogar der erbohte Herr Expeditor zu wiederholtenmalen anerkannte.

Endlich, als er vor diesem hartnäckigen Widerstande schon die Belagerung aufheben und grollend abziehen wollte, wie Wallenstein von Stralsund, kam ihm noch ein genialer Gedanke, eine feine Kriegslift: er ging hin, zog einen Rock und eine Jacke von seiner Frau an, setzte eine Haube von ihr auf und kam hoffnungsvoll wieder. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Die Fanny war zwar charakterfest, aber dumm, geduldig ließ sie sich jetzt melken.

Aber siehe da, mitten im besten Zuge, wie die Milch in melodischem Takte in den Topf rauschte und so appetitlich drin schäumte und dampfte, da pfliff der Halbaduhrzug. Im Arger und Eifer des Melkgeschäftes hatte der Unglückselige nicht gemerkt, wie die Zeit vergangen war. Entsetzt sprang er auf, stürzte Hals über Kopf ins Bureau, an den Apparat, gab die dienstlichen Signale, riß die Haube vom Kopf und wollte aus seinen Weiberkleidern schlüpfen. Aber o Schreck, er hatte zu gut genestelt und geknöpft, und seine fieberhaft arbeitenden Finger verwirren durch Zerrn und Zappeln mehr, als daß sie lösten.

Näher und näher rauscht und rart der Zug, schon knirschen die Bremsen, und keine Rettung aus der Verwicklung möglich!

Verzweifelt stülpt der unglückliche Expeditor die Dienstmütze auf den Kopf und springt, flammende Scham im Gesicht und vernichtende im Herzen, auf seinen Posten auf den Bahnsteig.

In Gottesnamen, denkt er, besser sich so blamieren, als den Dienst verlieren.

Was weiter geschah, mag sich jeder geschickte Leser des Hintenden selbst an die Wand malen. Jedenfalls, so lange der eiserne Strang von Konstanz nach Hamburg an Dingskirchen vorbeizieht und das Dampfroß darauf landauf, landab rennt, und wenn es noch tausend Jahre so fortmacht, bis es den Atem verliert, so heiter wie an dem Tage ist noch nie die „eine Minute Aufenthalt“ verlaufen, und kann es nie mehr thun. Die Reisenden sprengten schier die Wagenwände auseinander und quetschten sich fast zu den Fenstern hinaus, um den Jux zu sehen.

Und selbst der gestrenge Herr Bahnsinspektor, der ein paar Tage darauf den Herrn Expeditor wegen der Geschichte ins Gebet nahm, lehnte sich behaglich lächelnd im Stuhl zurück und sagte tröstlich: „Schon gut, schon gut, Herr Expeditor! — Pech! — Pech! Kurioses Pech! Aber ein andermal — —“

Der Expeditor aber, der ihm schamrot gegenüber stand, fiel ihm ins Wort: „O Herr Inspektor, was das betrifft — das Puder ist schon so gut wie aus dem Haus. Ich hab' sie dem Bahnwärter Schnäbele verkauft. Heut morgen holt er sie.“

Woraus der geneigte Leser erschen kann, daß jetzt an der ganzen Geschichte die dumme Geiß schuld gewesen sein muß!

Ein salomonisches Urteil.

Es ist schon mehr als ein Jahrhundert her, da als einmal zu Paris auf dem Bratenmarkt Châtelet vor der Bude eines Garlochs ein armer Lastträger sein Brot bei dem Dunst und Duft der Braten, und es schmeckte ihm doppelt so gut bei dieser würzigen Zuthat.

Der Garloch sah ihm zu und ließ ihn ganz ruhig schnuppern und essen. Als der Mann aber seinen Becken gegessen hatte, und sich wieder trollen wollte, da sagte der Koch: „Halt, Freundchen! Erst bezahlt — es macht einen Sou!“ Der Dienstmann aber wandte ein, er sei ihm nichts schuldig, der Dampf ginge herrenlos in die Luft, und jedermann könne die Nase davon so voll nehmen, als er wolle. Der Koch bestritt das, und behauptete: Der Dampf käme von seinem Braten und sei sein Eigentum, so gut wie der Braten selbst, und wenn er nicht bezahle, so schneide er ihm die Nase ab. Nun ward der Dienstmann wild, zog sein Messer, und viel Marktleute und müßig Volk sammelte sich um die Streitenden, und wie die Raben beim Nas, waren auch bald ein paar Advokaten bei der Hand, welche den Streitfall aufgriffen und die Parteien recht verhesten. Die Umstehenden aber lachten sich die Bäuche voll über den unerhörten Prozeß, der da so ernsthaft verhandelt ward. Nun lebte zur selben Zeit in der großen Stadt Paris ein Mann, der, so groß die Stadt sein mochte, allgemein bekannt war, und zwar seiner nährischen Weisheit und weisen Klarheit wegen, mit der er manch ergötlich Stücklein geliefert. Wie derselbe zu der Stunde von ungefähr denselben Markt betrat, wurde er sofort vom Volke zu den Streitenden vorgeschoben und als Schiedsrichter vorgeschlagen. Der Koch und der Lastträger waren des auch zufrieden. Jean le fol, oder zu deutsch: Hans der Narr, ließ sich also den Fall vortragen. Wie er ihn angehört, machte er ein kritisch Gesicht und befahl nach kurzem Überlegen dem Dienstmann, den verlangten Sou aus dem Beutel zu nehmen. Dieser that es. Der Richter nahm ihn in die eine Hand, dann in die andere, wog ihn in beiden, biß hinein, betrachtete ihn genau, und ließ ihn zuletzt etlichemale auf dem Tische der Bude klimpern. Unter diesem Stillschweigen schaute das gespannte Volk diesen Faxen zu; der Koch freute sich und der Lastträger hatte Angst um seinen Sou. Dann aber sagte der Richter ernsthaft: „Das Geld ist gut!“ und fragte den Koch, ob es ihm auch so dünke. Der bejahte. „So?“ sagte der Richter, ließ sich einen Stuhl bringen, setzte sich gravitatisch, zupfte seine Halskrause, legte die Stirn in weiße Falten, hustete und räusperte sich lange und geräuschvoll und sagte: „Unsere Weisheit entscheidet hiermit, daß der Mann hier, der dem Koch da den Dunst des Bratens gegessen hat, denselben mit dem Klange seines Geldes vollauf bezahlt hat, und somit ihr Rechtstreit erledigt ist. Die Parteien sind hiermit entlassen.“

War das kein salomonisch Urteil? Oder welcher Gerichtshof der alten und neuen Welt hätte so rasch, weise und vor allem so billig gezeigt, daß das Geld, welches die Herren Richter und Advokaten verstudiert, nicht zum Fenster hinausgeworfen war?

Kalenders Tag.

Im Lauf des Jahres abgenutzt, zerrissen,
Den Kindern eine vielbegehrte Beute —
Wo er zuletzt noch hingekommen, wissen
Am Schluß des Jahrs nicht eben viele Leute.

Doch ein'ge giebt es, die mit treuem Herzen
Für künft'ge Tage sich ihn aufbewahren.
Die lesen alte Lust und alte Schmerzen
Sich dann aus ihm nach langen, langen Jahren.

H. Dietrich.